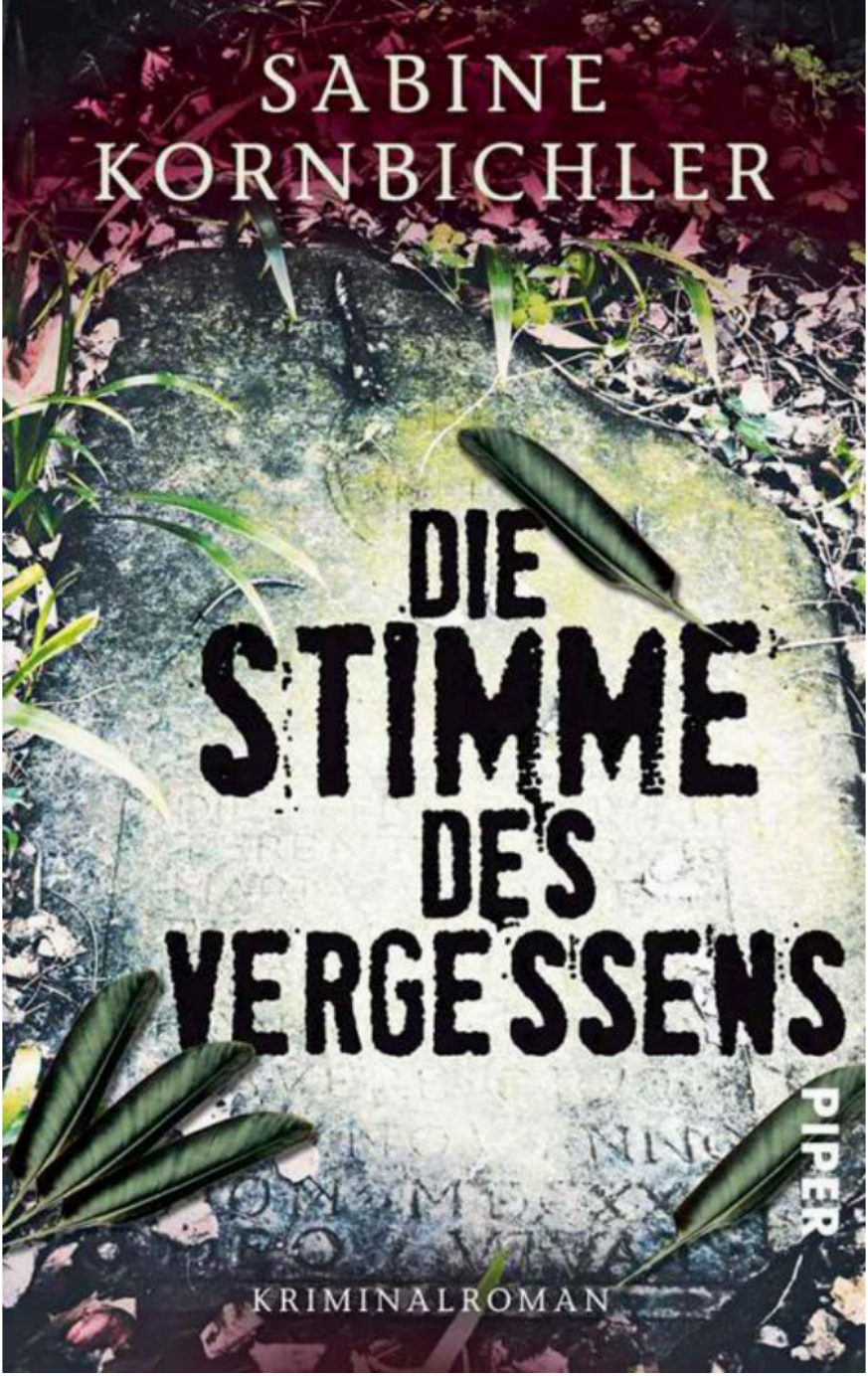

SABINE
KORNBICHLER
DIE
STIMME
DES
VERGESSENS
PIPER
KRIMINALROMAN

Inhalt

Impressum
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
1 – Das schmiedeeiserne Tor ...
2 – Erst auf dem ...
3 – Dank Albert Schettlers ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
4 – Das Bürohaus hinter ...
5 – Der Donnerstag geriet ...
6 – Der Samstag begann ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
7 – Der Sonnenuntergang war ...
8 – Um die Mittagszeit ...
9 – Am Mittwochmorgen saß ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
10 – Der Abend war ...
11 – Die Stube des ...
12 – Simon trug zwei ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
13 – Stephanie Drews hatte ...
14 – Normalerweise raste mir ...
15 – Über Nacht hatte ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
16 – Das Geräusch des ...
17 – Mitten auf dem ...
18 – Mittags klingelten überraschend ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
19 – Um kurz vor ...
20 – Als ich um ...

21 – Als wir das ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
22 – Warum hatte mir ...
23 – Bei diesem herrlichen ...
24 – Um die Kripobeamten ...
Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll
25 – »Hast du dir ...

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2014

ISBN 978-3-492-96613-9
© Piper Verlag GmbH, München 2014
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung eines Fotos von Roberto Pastrovicchio/ Arcangel Images
Datenkonvertierung: Kösel Media GmbH, Krugzell

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Vernehmungsbeamter: »Danke, dass Sie gekommen sind, um uns bei der Aufklärung dieses Falles zu helfen. Es wird vielleicht nicht immer einfach für Sie sein. Deshalb sagen Sie bitte, wenn Sie eine Pause machen möchten.«

Zeugin: »Ja.«

Vernehmungsbeamter: »Sind Sie mit dem Auto oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln gekommen?«

Zeugin: »Das Autofahren muss ich erst wieder lernen. Ich bin so lange nicht gefahren. Meine Tochter hat mich gebracht. Sie wird mich auch wieder abholen.«

Vernehmungsbeamter: »Das ist gut. Haben Sie noch eine Frage, bevor wir beginnen?«

Zeugin: »Nein.«

Vernehmungsbeamter: »Ihre Personalien haben wir ja bereits geklärt. Bevor ich fortfahre, möchte ich Sie noch einmal darauf hinweisen, dass Sie nicht verpflichtet sind, mir zu antworten, falls Sie sich mit einer Antwort selbst belasten würden. Haben Sie das verstanden?«

Zeugin: »Ja.«

Vernehmungsbeamter: »Dann schlage ich vor, dass wir beginnen. Lassen Sie uns über das Geschehen sprechen, das jetzt vierundzwanzig Jahre zurückliegt. Erzählen Sie mir bitte möglichst genau, woran Sie sich erinnern. Selbst wenn es Details sind, die Ihnen unwichtig erscheinen. Ich möchte mir ein möglichst genaues Bild machen.«

Zeugin: »Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll.«

Vernehmungsbeamter: »Am besten am Anfang.«

Zeugin: »Der Anfang ... der ist so lange her ...«

1 Das schmiedeeiserne Tor quietschte in den Angeln.

Jeder Versuch, sich unbemerkt auf dieses von einer zwei Meter hohen Mauer umgebene Grundstück zu schleichen, würde bereits am Eingang scheitern. Mein Blick wanderte über die Fassade der blassgelben Jugendstilvilla, deren Fenster bis unters Dach vergittert waren. Einen Moment lang meinte ich, die Angst spüren zu können, die hier Regie geführt hatte. Wovor hatte Albert Schettler sich so sehr gefürchtet, dass er in Kauf genommen hatte, sein Leben hinter Gittern zu verbringen?

Er würde mir diese Frage nicht mehr beantworten können. Am dreißigsten März, auf den Tag genau vor fünf Wochen, war er gestorben. Jetzt war es an mir, mich um das zu kümmern, was er hinterlassen hatte.

Gemeinsam mit Funda, meiner Mitarbeiterin, ging ich durch den Vorgarten, der aus nichts anderem als Rasen bestand.

»Sehr übersichtlich«, brachte sie es auf den Punkt.

»Vermutlich hat er genau das bezweckt. Hier hätte sich niemand verstecken oder ihm auflauern können.«

Funda pustete sich eine ihrer dunklen Ponysträhnen aus der Stirn und betrachtete das frisch gestutzte Gras. »Jedenfalls hatte der Mann Freunde. Oder glaubst du, ein Gärtner würde einem Toten den Rasen mähen?«

»Vielleicht aus alter Verbundenheit.«

»Hattest du einen solchen Fall schon mal?«

Ich schüttelte den Kopf und ging auf das Haus zu. Die Tür war mit drei Schlössern gesichert, allerdings nicht abgeschlossen. Lautlos schwang sie auf und gab den Blick frei in einen weiß getünchten Flur. Ich blieb stehen und schloss für einen Moment die Augen, bis ich begriff, was mich irritierte.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Funda.

»Riechst du das?«

Sie ging an mir vorbei und schnupperte. »Riecht nach einem Raucherhaus.«

»Ja, aber nach einem, das in den vergangenen Wochen regelmäßig gelüftet wurde.«

»Vielleicht von demjenigen, der auch den Rasen gemäht hat.« Sie holte Einmalhandschuhe aus ihrer Tasche und begab sich auf

Erkundungstour in das Innere des Hauses.

Nachdem ich ebenfalls Handschuhe übergestreift hatte, folgte ich ihr über grün-weiße Jugendstilfliesen in einen spärlich möblierten Wohnraum mit Fischgrätparkett. Darin standen eine Couchgarnitur aus schwarzem, brüchigem Leder, ein kniehoher gläserner Tisch und ein deckenhohes, ehemals weißes Bücherregal, das den typischen gelbbräunlichen Schimmer von Nikotin angenommen hatte. Es war bis obenhin mit Büchern, Zeitschriften und Schuhkartons gefüllt. Auf dem Tisch lagen in Grüppchen geordnet Taschenlampen, Batterien, Kerzen, Streichhölzer und Zigarettenschachteln. Die geöffneten Vorhänge waren aus schwerem, dunkelbraunem Stoff.

Einzig ein weißer Kachelofen und eine Deckenlampe aus Buntglas und Bronze zeugten in diesem Raum noch vom Jugendstil. Altes und Modernes zu kombinieren, konnte reizvoll sein, man musste es allerdings auch können. Hier war jemand am Werk gewesen, der das Alte schlichtweg ignoriert hatte.

Es war nicht das erste Mal, dass ich bei meiner Arbeit Räume betrat, die von den Möbeln verunstaltet worden waren. Aber es gab auch die anderen Räume, die, über deren Blässe die Möblierung hinwegtäuschte, oder die, in denen jeder einzelne Gegenstand mit den anderen harmonierte. Jeder dieser Räume erzählte von seinen Besitzern. So auch dieser, der Albert Schettler als einen Menschen beschrieb, für den sein Sicherheitsbedürfnis an erster Stelle gestanden hatte, dicht gefolgt von einer Vorliebe für das Funktionale. Und für Ordnung. Hier lag nichts einfach nur herum oder diente allein der Dekoration. Es gab nicht einmal Bilder an den Wänden. Von einer gemütlichen Atmosphäre konnte hier niemand sprechen.

Ich öffnete eines der Doppelfenster und ließ die milde Mailuft herein. Die Gitterstäbe warfen Schatten aufs Parkett. Funda setzte sich seitlich auf die Fensterbank, hielt sich an einer der Gitterstreben fest und wandte ihr Gesicht der Sonne entgegen. Ich tat es ihr gleich, schloss die Augen und genoss die Wärme, auf die wir in diesem Jahr so lange hatten warten müssen. Der Winter hatte sich bis weit in den April hinein breitgemacht und mit eisigen Temperaturen den Frühling auf Abstand gehalten. Bis die Natur schließlich explodiert war und alles fast gleichzeitig in Farbe getaucht hatte.

Funda gähnte herzhaft. »Leila hat sich heute Nacht zweimal übergeben. Nachdem ich ihr Bett jedes Mal frisch bezogen hatte, ist sie schließlich in unseres gekrochen und hat dort gleich noch mal gekotzt. Joachim hat doch tatsächlich …«

»Weitergeschlafen?«

»Das hätte ich auch gerne«, ertönte hinter uns eine männliche Stimme.

Der Schrecken jagte mir im Bruchteil einer Sekunde Adrenalin durch die Adern. Für einen Moment zerrte mich meine Erinnerung auf eine Zeitreise und katapultierte mich in das Haus in Untermenzing, in dem ich vor nicht ganz acht Monaten auch von einer Stimme überrascht worden war. Diese Überraschung hätte ich damals fast mit dem Leben bezahlt. Ich spürte Fundas Hand auf meinem Arm und schüttelte die Erinnerung ab.

In der Tür stand ein bärtiger Typ Anfang vierzig mit dunklem, schulterlangem Haar, hellblau getönter Nickelbrille und hängenden Schultern. Das T-Shirt, das seine zerschlissene Jeans fast bis zu den Knien bedeckte, war ihm zwei Nummern zu groß. Auf seinen nackten Füßen vor und zurück wippend, ließ er uns nicht aus den Augen.

»Wer sind Sie?«, fuhr ich ihn an.

»Der derzeitige Bewohner dieses Hauses.« Seine Stimme hatte etwas Schleppendes und klang nach morgendlichem Kater. »Und jetzt erklären Sie mir mal, wieso Sie Ihr Sonnenbad ausgerechnet hier nehmen müssen. Und sich noch dazu so laut unterhalten, dass ich davon aufgewacht bin.«

»Soweit ich weiß, hat Albert Schettler allein gelebt.«

»Und das genügt Ihnen als Rechtfertigung, hier einzubrechen?« Er zog seine buschigen Brauen zusammen, vergrub die Fäuste in den Hosentaschen und drückte die Arme durch, wobei sich seine Schultern hoben. Er wirkte hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, uns davonzujagen, und seiner Sorge, dabei zu unterliegen.

»Von Einbrechen kann keine Rede sein«, sagte ich.

»Warum tragen Sie dann Handschuhe?«

Mit einem Mal wurde mir bewusst, wie wir auf ihn wirken mussten. »Ich heiße Kristina Mahlo und bin Nachlassverwalterin. Das Gericht hat mich beauftragt, Albert Schettlers Angelegenheiten zu regeln.« Ich wandte den Kopf kurz zu Funda. »Und das ist Funda Seidl, meine Mitarbeiterin.«

»Funda, die Bergblumenwiese.«

»Ganz genau«, freute sich Funda. »Woher wissen Sie das?«

»Ich hatte mal eine türkische Kollegin, die so hieß.«

»Wenn wir schon bei den Namen sind, könnten Sie uns Ihren vielleicht auch verraten«, bat ich ihn.

»Peter Siebert.«

»Und was tun Sie hier?«

»Wohnen. Vorübergehend. So lange, bis ich eine neue Bleibe

gefunden habe. Albert war ein Freund meines Vaters und hat mir Unterschlupf gewährt. Es ist nicht leicht, in München eine bezahlbare Wohnung zu finden. Vor allem, wenn man nicht gerade viel verdient – wie ich in meinem neuen Job.« Er musste meinen fragenden Blick richtig gedeutet haben, denn er schickte gleich hinterher, dass er sich einen Tag frei genommen habe, um ein paar Dinge zu erledigen. »Lassen Sie sich durch mich nicht stören. Ich mache mir nur schnell einen Kaffee und werde Ihnen ansonsten nicht im Weg stehen. Möchten Sie auch einen?«

Einhellig schüttelten wir die Köpfe. Ich überlegte blitzschnell, was jetzt zu tun war. Bei meiner Arbeit war ich nicht nur den Toten, sondern auch etwaigen Erben verpflichtet. Und die hatten in der Regel wenig Verständnis für derartige Untermieter.

»Könnten wir erst noch ein paar Fragen klären?«, hielt ich Peter Siebert betont freundlich zurück. Sollte sich später herausstellen, dass er einer der Erben war, wollte ich ihm nicht auf verbrannter Erde gegenübertreten müssen.

»Na klar. Fragen Sie!« In seiner Beflissenheit erinnerte er mich an einen Schuljungen.

»Wie sah die Vereinbarung genau aus, die Sie mit Herrn Schettler getroffen haben?«

»Welche Vereinbarung denn?«

»Hat er Ihnen schriftlich zugesichert, dass Sie hier wohnen können?« Hatten die beiden einen Mietvertrag abgeschlossen, würde ich Peter Siebert nicht so ohne Weiteres vor die Tür setzen können.

»*Schriftlich zugesichert* – das klingt fürchterlich juristisch.« Er bedachte mich mit einem mitleidigen Blick. »Albert hat einfach vorgeschlagen, dass ich bleibe, und ich habe sein Angebot dankbar angenommen.«

»Bis wann genau wollen Sie bleiben?«

»Ich habe eine Einzimmerwohnung in Aussicht. Also, eigentlich bin ich sicher, dass ich sie bekomme. Mein zukünftiger Vermieter hat den Mietvertrag am Freitag abgeschickt. Das heißt, er müsste heute oder spätestens morgen hier eintrudeln. Sobald ich unterschrieben habe, hole ich mir den Wohnungsschlüssel.«

»Wo liegt denn die Wohnung?«

»Ein Stück außerhalb von Gauting, Richtung Starnberg. Ich fahre gerne Rad, und im Würmtal bieten sich dafür unzählige Möglichkeiten.«

»Und ab wann gilt der Mietvertrag?«, fragte ich weiter und ignorierte Fundas missbilligenden Laut.

»Rückwirkend ab dem ersten Mai. Da hat mich der Vermieter ein wenig übervorteilt. Aber ich hatte keine Wahl, hätte ich Nein gesagt, hätte er eben einem anderen den Zuschlag gegeben.« Er sah auf seine rechte Hand, deren Finger er nacheinander ausstreckte. Er schien zu zählen. »Heute ist Montag. Vielleicht könnte ich schon zum Wochenende dort einziehen.«

»Arbeiten Sie auch da draußen?«

»Nein, in der Innenstadt«, antwortete er geduldig. »Ich bin Grafikdesigner und habe einen Job bei einer Münchner Werbeagentur bekommen.«

»Bitte haben Sie Verständnis für all diese Fragen, Herr Siebert. Ich könnte von etwaigen Erben haftbar gemacht werden, falls ich die Situation nicht genau abkläre.«

»Kein Problem. Fragen Sie nur!«

»Wie heißt die Werbeagentur, bei der Sie arbeiten?«

»Kunze & Partner.« Er zuckte die Schultern und lächelte. »Ich weiß, das klingt nicht gerade nach einer Kreativschmiede, aber ich bin froh über den Job.«

»Sie sagten, Albert Schettler sei mit Ihrem Vater befreundet gewesen?«

»Ja, die beiden kannten sich noch aus der Schule und haben es geschafft, den Kontakt über Jahrzehnte hinweg zu halten, obwohl mein Vater inzwischen in Flensburg wohnt.« Peter Siebert wickelte sich eine seiner Haarsträhnen um den Finger. »Er hat nach dem Tod meiner Mutter noch einmal eine neue Lebensgefährtin gefunden. Zum Glück.«

»Haben Sie eigentlich den Rasen gemäht?«, meldete Funda sich zu Wort.

Er lächelte sie an. »So kann ich mich wenigstens ein wenig erkenntlich zeigen, wenn ich schon mietfrei hier wohne.«

»Kannten Sie Albert Schettler gut?«, fragte ich.

»Bevor ich nach München kam, kannte ich ihn nur aus Erzählungen meines Vaters. Und hier hatte ich nicht viel Zeit, ihn kennenzulernen. Ein paar Tage, nachdem ich eingezogen bin, kam er ins Krankenhaus.«

»Wissen Sie, wovor er so große Angst hatte? Die Gitter bis unters Dach sind nicht gerade Standard.«

»Albert litt seit Jahren an Verfolgungswahn. Sein Haus erzählt bis in den letzten Winkel davon. Alles ist entweder mehrfach gesichert oder nicht existent, wie zum Beispiel Handy, PC und Fernseher.«

»Kein Handy?«, fragte Funda, die zu Weihnachten ein iPhone von ihrem Mann geschenkt bekommen hatte, das seitdem auf ihrer Liste

der unverzichtbaren Geräte noch vor der Waschmaschine rangierte.

Peter Siebert schüttelte den Kopf. »Nichts, womit man ihn hätte ausspionieren können. Mein Handy hat er in der Toilette hinuntergespült, als ich gerade nicht aufgepasst habe. Aber ich konnte ihm nicht mal böse sein. Er hatte wirklich panische Angst davor.« Unruhig trat er von einem Fuß auf den anderen. »So, jetzt brauche ich aber dringend einen Kaffee. Sie finden mich in der Küche, sollten Sie noch mehr Fragen haben.«

»Herr Siebert, eine Bitte habe ich noch: Sie haben inzwischen doch sicher ein neues Handy. Würden Sie mir bitte die Nummer geben, damit ich Sie erreichen kann?«

Er diktierte sie mir. »Ich habe es aber tagsüber oft ausgeschaltet. Ich bin nämlich noch in der Probezeit, und ich möchte meine neuen Chefs nicht durch private Telefonate verärgern.«

»Verstehe.«

»Den hast du aber mächtig in die Mangel genommen«, meinte Funda mit einem deutlichen Tadel in der Stimme, nachdem Peter Siebert in die Küche geschlurft war. »An seiner Stelle wäre ich mir wie ein Verbrecher im Kreuzverhör vorgekommen.«

Ich konnte ihr diesen Einwand nicht verübeln. Sie war noch nicht lange genug dabei, um sich mit allen Gegebenheiten auszukennen. Vor allem hatte sie nicht die leiseste Ahnung davon, wie viele Schwierigkeiten uns ein Peter Siebert bereiten konnte. »Was würdest du ihn fragen, wenn du für alles haftest, was mit diesem Haus und dem Inventar geschieht? Würdest du dann nicht auch klären, ob er überhaupt das Recht hat, hier zu sein? Immerhin könnte er die wertvollsten Sachen zusammensuchen und sich damit aus dem Staub machen. Deshalb werden wir auch alles fotografieren, bevor wir gehen. Ich hatte übrigens schon einmal den Fall, dass ein Fremder sich in dem Haus eines Verstorbenen eingenistet hat, um eine Zeit lang mietfrei dort zu wohnen. Und der hat sich dann mit Händen und Füßen dagegen gewehrt auszuziehen.«

»Mit diesem Herrn Siebert werden wir bestimmt keine Schwierigkeiten bekommen«, sagte Funda. »Der macht sich doch eher klein und geht in Deckung, wenn es darauf ankommt.«

»Wollen wir es hoffen!«

Funda begann zu flüstern: »Und Albert Schettlers Nebenkosten scheint er auch zu schonen. Zumindest benutzt er dessen Waschmaschine nicht. Seine Klamotten riechen, als wären sie lange nicht gewaschen worden.«

Ich musste lachen. »Das ist ein ganz spezieller Duft, er heißt

Patschuli. Die einen erinnert er an einen ungelüfteten Kleiderschrank, die anderen an einen indischen Markt.«

»Kein Scherz?«

»Kein Scherz. So, und jetzt lass uns loslegen!«

»Wo soll ich anfangen?«

»Ich schlage vor, wir konzentrieren uns erst einmal nur auf Dokumente und Wertsachen und verschieben die gründliche Durchsicht, bis Peter Siebert ausgezogen ist. Vielleicht gibt es ja sogar ein Testament.« Ich sah mich in dem Raum um. »Schau du am besten in die Kartons in den Regalen. Ich mache mich auf die Suche nach dem Arbeitszimmer, falls Albert Schettler eines hatte.«

In der Küche brühte Peter Siebert gerade Kaffee nach traditioneller Art auf, mit Kanne und Filter. Dabei summte er ein Lied.

Ich klopfte an die offen stehende Tür. »Hatte Herr Schettler ein Arbeitszimmer?«

»Es liegt direkt über der Küche, neben seinem Schlafzimmer. Ich logiere unterm Dach.«

»Und wohin geht es da?« Ich deutete zu der Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs.

»In den Keller.«

»Wir werden Sie nicht lange stören«, versprach ich. »Wir brauchen nur die nötigsten Dokumente, um uns einen Überblick zu verschaffen und schon mal das Wichtigste in die Wege zu leiten.«

»Eigentlich finde ich es ganz schön, dass jemand im Haus ist«, meinte er mit einem Lächeln. »Wenn man nicht gerade unter Verfolgungswahn leidet, fühlt man sich hier wie in einem Gefängnis. Ich kann es kaum erwarten auszuziehen.«

»Sie haben es ja bald geschafft.« Ich erwiderte sein Lächeln und ging über die knarrende Holztreppe in den ersten Stock.

Über grauen Teppichboden, der in der Mitte abgetreten war, gelangte ich ins Arbeitszimmer. Auch hier war alles übersichtlich. Ein Holzschreibtisch, ein Aktenschrank, ein Sessel. Alles ein wenig verstaubt. An den Fenstern ähnlich schwere Vorhänge wie im Erdgeschoss. Auf der Fensterbank stand ein Fernglas.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und ließ den Blick durch diesen Raum wandern, dem genauso wie dem Wohnzimmer selbst die kleinste anheimelnde Note fehlte. Es gab weder Fotos noch kleine Erinnerungsstücke und Reisemitbringsel, die ich üblicherweise in Wohnungen fand. Dafür hingen an den Wänden zahllose, eng beschriebene Blätter, die mit Reißzwecken dort befestigt worden waren.

Auf dem Schreibtisch entdeckte ich ein antiquarisch anmutendes Telefon mit Wählscheibe. Ich hob den Hörer ab und wartete, bis ich das Freizeichen hörte. Das also war Albert Schettlers Verbindung zur Außenwelt gewesen. Rund um das Telefon stapelten sich jede Menge Bücher. Sie handelten von Überwachungsmethoden, Verschwörungstheorien und Menschen, die auf Nimmerwiedersehen in der Psychiatrie verschwanden. Albert Schettler hatte diese Bücher akribisch durchgearbeitet und auf jeder Seite mit rotem Kugelschreiber seine Kommentare vermerkt. Man musste kein Arzt sein, um zu begreifen, dass er all das in großer seelischer Not geschrieben hatte.

Einmal mehr wurde mir bewusst, wie unterschiedlich das Leben den Menschen gewogen war. Die einen kamen ohne größere Blessuren hindurch, andere hingegen mussten sich fühlen wie auf einer nicht enden wollenden Fahrt mit der Geisterbahn, wo hinter jeder Ecke ein Schrecken lauerte. Zwischen diesen Polen schwamm das große Heer derer, für die sich Glück und Unglück die Waage hielten.

»So jemanden möchtest du nicht zum Nachbarn haben«, riss Funda mich aus meinen Gedanken. »Weißt du, was er in den Kartons aufbewahrt hat? Lauter Beobachtungsprotokolle. Welcher Nachbar wann mit seinem Hund Gassi gegangen ist, wer wie in seine Garage gefahren ist, vorwärts oder rückwärts, wer an welchem Tag mit welchem Fuß zuerst vor die Haustür getreten ist. Welche Beschriftungen die prall oder mäßig gefüllten Einkaufstüten trugen, die die Nachbarn in ihren Häusern verschwinden ließen. Wie oft der Paketbote ihnen Ware geliefert hat. Schettler hat das alles bis ins kleinste Detail aufgeschrieben. Selbst die Uhrzeit, zu der der Nachbar von gegenüber den Rasen gemäht hat, schien ihm wichtig gewesen zu sein. Besonders genau hat er hingesehen, wenn Nachbarn sich miteinander unterhalten und dabei noch einen Blick auf sein Haus geworfen haben. An solchen Tagen ist er nicht vor die Tür gegangen – aus Sorge, sie hätten es auf ihn abgesehen.« Funda warf einen Blick auf die Bücher, die auf dem Schreibtisch lagen. »Oh je, auch das noch!«

»Immer nur Angst zu haben, vor allem und jedem, stelle ich mir unerträglich vor«, sprang ich für den Verstorbenen in die Bresche. »Hast du außer diesen Protokollen noch etwas gefunden?«

»Nichts, was auch nur annähernd nach Dokument aussieht. Und du?«

Ich schüttelte den Kopf. »Lass uns nebenan nachsehen und im Keller. Vielleicht finden wir da etwas.«

Im Schlafzimmer fiel mein Blick auf ein Hochbett, das Albert Schettler sich vermutlich hatte zimmern lassen. Es hatte Übergröße und nahm ein Drittel des Raumes ein. Darunter war eine kleine Küche eingebaut, in deren Regalen sich Konservendosen, Knäckebrot, Trockenobst, Batterien, Kerzen, Streichhölzer und stangenweise Zigaretten stapelten. Auf dem Boden standen mehrere Kästen mit Wasserflaschen. Hinter der Tür befanden sich eine Toilette, ein Feuerlöscher und zwei Baseballschläger. Die Tür selbst ließ sich von innen mit mehreren Riegeln verbarrikadieren und besaß einen Spion. Albert Schettler hatte sich hier einen geschützten Raum geschaffen, in dem er einige Zeit hätte überleben können – falls es seinen Angreifern überhaupt gelungen wäre, ins Haus einzudringen.

Funda drehte sich um die eigene Achse und schien nicht fassen zu können, was sie sah. Es war einer der seltenen Momente, in denen sie sprachlos war.

Ich stieg die Leiter zum Hochbett hinauf und schaute mir den Teil der Konstruktion an, der sich den Blicken von unten entzog. Entlang der Wand stapelten sich vollgeschriebene Kladden. Ich zog einige heran und blätterte sie durch. Es waren Tagebücher, die mehr als zwanzig Jahre zurückreichten. Darin war viel die Rede von Schuld und tödlichen Gefahren. Von Verrätern, von Gift in den Gartenkräutern und seinem drohenden Tod. An manchen Stellen war seine Schrift kaum leserlich, an anderen hatte er in Druck- und Großbuchstaben geschrieben. Alles garniert mit unzähligen Ausrufezeichen und Unterstreichungen.

Normalerweise fiel es mir schwer, die Finger von Briefen, Tagebüchern und persönlichen Aufzeichnungen der Toten zu lassen, für die sich niemand mehr interessierte und die ein Leben in all seinen Facetten aufschlüsselten. In schlaflosen Nächten tauchte ich in diese Geschichten ein und ließ mich von ihnen davontragen. Ich hatte mir eine Rechtfertigung dafür zurechtgelegt, dass ich solche Unterlagen mitgehen ließ, anstatt sie zu vernichten, wie es eigentlich meine Aufgabe gewesen wäre, wenn es keine Erben gab: Hätten sie im Papiercontainer landen sollen, hätten die Leute das beizeiten selbst geregelt, redete ich mir ein – wohl wissend, dass der Untergrund, auf dem diese Rechtfertigung stand, sehr wackelig war. Dafür hütete ich die Geschichten wie einen Schatz und verbarg sie vor fremden Blicken.

In Albert Schettlers Fall war ich immun. Seine Kladden würden die Wirklichkeit im besten Fall auf verzerrte Weise wiedergeben, wie Traumgespinste, die sich aus Bruchstücken der Realität

zusammensetzten, angereichert mit archaischen Horrorvisionen. Das war nichts, wonach ich suchte, sondern nur etwas, das mein Mitgefühl zu Hochtouren auflaufen ließ.

»Was gibt es denn da oben so Spannendes?«, fragte Funda.

»Schreibhefte voller Wahnideen und … warte!« Ich zog einen Packen ausgeschnittener Zeitungsartikel unter einem Stapel Kladden hervor. »Jede Menge Berichte über ungeklärte Todesfälle.«

»Obermenzing betreffend oder die ganze Welt?«

Ich schaute grinsend zu ihr hinunter. »Die ganze Welt wäre dir lieber, was?«

»Ich möchte mir die Illusion bewahren, dass mein Kind in einer heilen Welt aufwächst.«

»Dann bleib lieber da unten.«

»Irgendwelche wichtigen Unterlagen?«

Ich schaute unter die Matratze. »Nein. Am besten gehen wir runter und fragen Herrn Siebert. Vielleicht weiß er, wo wir die Sachen finden.« Ich kletterte die Leiter hinunter und zog Funda von den Konservendosen fort, die sie magisch anzuziehen schienen.

»Erbseneintopf und Ravioli«, sagte sie im Hinausgehen, »damit könntest du mich jagen.«

Peter Siebert kam uns auf der Treppe entgegen. Inzwischen wirkte er etwas weniger verschlafen. Er drückte sich gegen das Geländer, um uns vorbeizulassen. »Haben Sie alles gefunden?«, fragte er.

»Leider nichts von dem, was wir suchen. Geburtsurkunde, Versicherungs- und Rentenunterlagen, Kontoauszüge, Personalausweis, Pass, Verträge mit den Energieversorgern und Telekommunikationsanbietern … all das. Haben Sie eine Ahnung, wo er diese Sachen aufbewahrt haben könnte?«

»Im hintersten Küchenschrank.« In gemächlichem Tempo lief er uns voraus und öffnete den Schrank. »Fragen Sie mich bloß nicht, warum er seine Dokumente hier aufbewahrt hat. Ich habe sie durch Zufall gefunden, als ich nach Gewürzen gesucht habe. Die es in diesem Haushalt übrigens nicht gibt. Albert hat nichts benutzt, was nicht sofort aufgebraucht werden konnte. Es hätte ihm ja jemand Gift untermischen können.« Er schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Hatte er vor Ihnen eigentlich auch Angst?«, fragte ich.

Er verneinte. »Aber es wäre vermutlich nur eine Frage der Zeit gewesen, bis ich auch zu einem von *denen* geworden wäre.« Peter Siebert zog mehrere Schnellhefter aus dem Küchenschrank und legte sie auf den Tisch. Daneben drapierte er eine Herrenuhr der Marke Patek Philippe und eine Geldbörse. »Portemonnaie und Uhr hatte er

im Krankenhaus dabei. Ich habe die Sachen mitgenommen und hier aufbewahrt.«

Ich widerstand dem Impuls nachzusehen, ob sich Geld in der Börse befand.

»Es fehlt kein Cent«, sagte er, als habe er meinen Gedanken lesen können. »Allerdings habe ich Alberts Konto ein wenig geschröpft. Irgendjemand musste sich schließlich um seine Beerdigung kümmern. Da mir das nötige Geld dafür derzeit fehlt, habe ich die Leute bei der Bank so lange weich geklopft, bis sie ein Einsehen hatten. Apropos Bank – das hier hätte ich beinahe vergessen.« Er löste eine Klarsichtfolie von der Innenseite der Schranktür und zog ein beschriebenes DIN-A4-Blatt daraus hervor, auf das unverkennbar ein Safeschlüssel geklebt war. »Da Sie die Nachlassverwalterin sind, ist der Brief wohl an Sie gerichtet.«

Ich nahm das Blatt und las.

An den NACHLASSVERWALTER! In meinem Bankschließfach mit der Nummer 396 *bei der Kreissparkasse München Starnberg Ebersberg in Obermenzing befinden sich Unterlagen, die in die Hände von Polizei und Medien gehören. Sie sind der* Beweis dafür, dass ich UMGEBRACHT wurde!! *Wegen einer alten Schuld, die längst* verjährt *ist. Aber es gibt einen* MÖRDER!*, der diese Schuld trotzdem eintreiben will. Er hat seine Hände schon* zweimal *mit Blut befleckt!!! Ich werde sein nächstes Opfer sein. Deshalb WILL ich, dass er dafür büßen muss. Er ist schlau, aber das bin ich auch.* Noch bin ich ihm immer!! einen Schritt voraus. *Deshalb liegen die Unterlagen in dreifacher! Ausführung im Safe. Eine Kopie ist für den Spiegel, eine für das Bundeskriminalamt und eine für Sie, den Nachlassverwalter. Da mein Mörder* MIT SICHERHEIT *versuchen wird, Ihnen die Unterlagen abzujagen, sollten Sie in jeder! Sekunde auf der Hut sein. Verwahren Sie beim Verlassen der Bank eine Kopie IN JEDEM FALL!!! direkt am Körper und halten Sie Ihre Aktentasche gut fest. Der Mörder wird sie Ihnen sonst* !rauben! *Gehen Sie KEINESFALLS ALLEIN zur Bank!!! Unterschätzen Sie die GEFAHR nicht!*

Ich stieß einen Seufzer aus und reichte das Blatt mit dem Safeschlüssel an Funda weiter.

»Du meine Güte«, war alles, was sie dazu sagte.

»Wenn ihn etwas umgebracht hat, dann war es sein Verfolgungswahn«, sagte Peter Siebert voller Mitgefühl.

»Woran ist Herr Schettler eigentlich gestorben?«, fragte ich.

»Er hat einen Schlaganfall erlitten, kurz nachdem ich morgens das Haus verlassen hatte. Die Nachbarin hat ihn schreien hören und den Notarzt gerufen. Im Krankenhaus ist er zwei Wochen später aber

leider gestorben.« Peter Siebert sah mich fragend an. »Brauchen Sie mich noch? Ich müsste heute nämlich einiges erledigen.«

»Wenn Sie sich noch einen Moment gedulden, setze ich ein Gesprächsprotokoll auf, in dem ich festhalte, dass Sie spätestens am siebzehnten Mai ausziehen und den Schlüssel zum Haus abgeben. Das müssten Sie mir bitte unterschreiben.«

»Okay. Ich dusche nur schnell und komme dann wieder herunter.«

Ich nickte und ließ ihn ziehen. »Und wir beide fotografieren in der Zwischenzeit das Haus einmal von oben bis unten ab«, sagte ich zu Funda, die augenblicklich ihr iPhone zückte. »Du hier, ich im ersten Stock.«

Am Nachmittag stattete ich Albert Schettlers Sparkasse einen Besuch ab. Ich legitimierte mich dort als Nachlassverwalterin, ließ die Konten sperren und verschaffte mir einen Überblick über die Kontenbewegungen der vergangenen sechs Wochen. Nach seinem Tod waren lediglich die Bestattungskosten und die laufenden Daueraufträge für die Versorgungsunternehmen abgebucht worden. Die Frage, wieso ich in der Geldbörse des Toten weder EC- noch Kreditkarten gefunden hatte, ließ sich ebenfalls klären. Laut Auskunft der Bankangestellten hatte Albert Schettler Karten entschieden abgelehnt. In seiner Vorstellung hätten sie ein viel zu hohes Sicherheitsrisiko bedeutet.

Schließlich begleitete sie mich zum Tresorraum im Keller, wo sich das Schließfach des Verstorbenen befand. Ich bat sie, als Zeugin zu bleiben, während ich die Kassette öffnete. Darin befanden sich drei braune DIN-A4-Umschläge, die jeweils von Albert Schettler in seiner mir inzwischen vertrauten Art mit Unterstreichungen und Ausrufezeichen beschriftet worden waren. Auf dem Umschlag, der an den Spiegel adressiert war, stand: »Skandalöse Enthüllungen über Dreifachmörder!!!« Dem BKA hatte er hinterlassen: »Es war Mord!!!!« Den Nachlassverwalter hatte er einmal mehr aufgefordert: »Unbedingt direkt! am Körper tragen!! Gefahr!!!«

Ich öffnete einen der Umschläge und zog von Hand beschriebene Blätter daraus hervor. Der einleitende Satz lautete: *Wenn Sie dieses Schriftstück in Händen halten, wurde ich umgebracht.* Worte wie *Mörder, schuldig, hinterhältig, Opfer* und *verjährt* stachen mir ins Auge. Traurige Auswüchse seines Wahns. Bei den Blättern in den anderen beiden Umschlägen handelte es sich um Kopien, so wie er es in seinen Instruktionen für mich beschrieben hatte. Ich verstaute die Umschläge in meiner Tasche und ließ mir von der Bankangestellten den Inhalt

des Schließfachs auf einem Formblatt bestätigen.

In diesem Frühjahr hatte ich mich so lange nach Sonne gesehnt, dass ich froh war, den fensterlosen Tresorraum wieder verlassen zu können. Nachdem ich meine Tasche im Fahrradkorb verstaut hatte, trat ich in die Pedale. Mit etwas Glück würde es im Café Ritzinger noch zwei Stücke Käsekuchen geben, eines für Henrike, eines für mich.

Ich hatte gerade die Ampel überquert, um entlang der Verdistraße stadteinwärts zu fahren, als ein Ruck mein Rad ins Schlingern brachte. Hätte ich nicht reflexartig gegengesteuert, wäre ich mit dem Fahrradfahrer zusammengeprallt, der mich überholte und allem Anschein nach touchiert hatte. Ich hielt an und rief ihm ein paar deftige Worte hinterher, von denen *Kampfradler* noch das freundlichste war. Als Reaktion bekam ich seinen Stinkefinger zu sehen. Während ich ihm verärgert hinterherstarrte, fiel mein Blick auf die Tasche, die er geschultert hatte und die meiner zum Verwechseln ähnlich sah. Ein Blick in meinen Fahrradkorb ließ mich laut fluchen. Er war leer. Voller Wut trat ich so fest in die Pedale, wie es nur ging, aber ich hatte keine Chance, die Entfernung zwischen ihm und mir wurde immer größer. Als er schließlich rechts abbog, hatte ich ihn verloren.

Blitzschnell ging ich im Geiste den Inhalt meiner Tasche durch: Portemonnaie mit Ausweis, Führerschein, Geldkarten und Bargeld, außerdem Terminkalender, Handy, Fotoapparat, Sonnenbrille sowie Albert Schettlers Umschläge.

Anstatt Käsekuchen mit Henrike zu essen, verbrachte ich eine Stunde auf der Polizeiwache in Pasing, erstattete Anzeige gegen unbekannt, beschrieb den Inhalt meiner Tasche und den Dieb, den ich nur von hinten gesehen hatte, als vermutlich männlich, schlank, mittelgroß und sportlich. Er hatte Sportklamotten getragen: eine schwarze, enge Radhose, ein rotes, langärmeliges Shirt und einen bronzefarbenen Fahrradhelm. Der Beamte, der die Anzeige aufnahm, machte mir kaum Hoffnung, meine Sachen je wiederzusehen. Vermutlich würden die nicht verwertbaren Reste in irgendeinem Abfallkorb landen. Na prima! Die Woche fing wirklich gut an.

2

Erst auf dem Heimweg wurde mir bewusst, dass genau das geschehen war, was Albert Schettler prophezeit hatte. Meine Tasche mit seinen Unterlagen war mir gestohlen worden.

»Reiner Zufall«, sagte Henrike, als ich ihr fünf Minuten später in ihrem Trödelladen von dem Zwischenfall erzählte. Sie saß breitbeinig auf einem Schemel und putzte so heftig eine alte Silberkanne, dass sich ihre großen Kreolen in ihren langen, dunklen Haaren verfingen.

Sonnenlicht fiel durch die Fenster in die alte Scheune. Seit Henrike sie vor bald zwei Jahren von meinen Eltern gemietet hatte, war daraus ein Schmuckstück geworden. Davor war sie eher unscheinbar gewesen und gegenüber dem weiß getünchten Haupthaus mit seinen roten Fensterläden in den Hintergrund getreten. Henrike hatte das Rundbogentor passend zu den Fensterläden des Haupthauses gestrichen, die Holzverschalung an der Frontseite in einem dunklen Ton gebeizt und die nachträglich eingebauten Sprossenfenster ausgebessert.

»Und wenn es kein Zufall war?«, gab ich zu bedenken. »Wenn es der Dieb auf Schettlers Unterlagen abgesehen hatte?«

»Wer sollte denn deiner Meinung nach auf die Hirngespinste dieses kranken Mannes aus sein? Vielleicht ein Psychiater im Rahmen seiner streng geheimen Forschungen?« Henrike krauste die Stirn. »Ich kann dir sagen, was passiert ist, Kris. Jemand hat dich beobachtet, als du die Sparkasse betreten hast, hat abgewartet, bis du wieder herausgekommen bist, hat vermutet, dass du Geld abgehoben hast, und deine Tasche für leichte Beute gehalten. Was sie schließlich auch war. Was war denn außer den Umschlägen noch alles darin?«

»Bis auf den Hausschlüssel, den ich in der Hosentasche hatte, alles«, stöhnte ich. »Ich darf gar nicht daran denken, wie viel Zeit es mich kosten wird, die Sachen wiederzubeschaffen.«

»Hast du mal auf deinem Handy angerufen?«

»Ja, es ist ausgeschaltet.«

»Vermutlich hat er die SIM-Karte herausgenommen und weggeworfen.«

»Um mein Handy zu seinem zu machen? Das glaubst du doch selbst nicht. Für das Teil würdest du bei eBay nicht mal mehr einen Euro bekommen.« Ich massierte mir mit den Zeigefingern die Schläfen. »Weißt du, was das Schlimme ist? Normalerweise bin ich

supervorsichtig, wenn ich Schließfächer leere, und hänge mir auf dem Rückweg die Tasche um. Heute habe ich das nicht für nötig gehalten, weil der Inhalt des Schließfaches höchstens einen ideellen Wert hatte und den auch nur für diesen Schettler.«

»Das kann dir niemand verübeln, Kris. Ich würde einen Haken hinter die Sache machen.«

»Der Mann hat mir aber ganz genaue Instruktionen hinterlassen, was zu tun ist, wenn ich sein Schließfach leere. Und ich habe mich nicht daran gehalten.«

»Und? Es wird kein Hahn danach krähen, glaub mir.« Henrike machte sich wieder an der Silberkanne zu schaffen. »Selbst wenn du Erben ausfindig machen solltest, werden die ganz sicher keinen Wert auf diese Blätter legen. Sollte mich jedenfalls wundern, wenn ich mich irre.«

»Darum geht es nicht, Henrike. Mir ist es wichtig, den Toten gerecht zu werden. Wenn ich ihre letzten Wünsche nicht ernst nehme, kann ich meinen Job gleich an den Nagel hängen. Aber das ist es nicht allein, es geht mir noch um etwas anderes: Was, wenn es sich bei Schettlers Unterlagen nicht um Hirngespinste, sondern um Tatsachen handelt? Es ist doch nicht gesagt, dass alles, was ein wahnhafter Mensch behauptet, auch tatsächlich diesem Wahn entspringt.«

»Ausschließen kannst du es natürlich nicht, aber die Wahrscheinlichkeit ist schon groß. Überleg mal: Wenn es tatsächlich um etwas gegangen wäre, das die Polizei hätte erfahren sollen, hätte er sich selbst darum kümmern können, als er noch lebte. Hat er aber nicht. Angeblich soll es ja schon zwei Morde gegeben haben. Die waren es ihm aber offensichtlich nicht wert, sie anzuzeigen.« Sie bearbeitete eine besonders hartnäckige Stelle der Kanne und sah dann auf. »Kris, es ehrt dich, dass du den Diebstahl dieses Geschreibsels nicht mit einem Schulterzucken abtust, aber lass dich nicht vor den Karren dieses Mannes spannen! Der entführt dich nur in seine Wahnwelt.«

»Auf dem obersten Blatt in diesen Umschlägen stand, dass er umgebracht worden sei, wenn der Nachlassverwalter diese Unterlagen in Händen halte.«

»Hast du nicht gesagt, er sei an einem Schlaganfall gestorben?«

»Zumindest sagt das der Sohn seines Freundes.«

»Na also!«

»Vielleicht ist der Schlaganfall dem Mörder zuvorgekommen.«

Henrike legte die Silberkanne aus der Hand und wischte sich die Hände an ihrer Jeans ab. »Was willst du da auf Teufel komm raus

unterstellen? Hm?«

»Ich will gar nichts unterstellen«, brauste ich auf. »Ich wiederhole nur, was in diesen Instruktionen stand. Da war von Morden die Rede, einer Schuld, die verjährt ist, und dass dieser Mörder in jedem Fall versuchen würde, mir die Unterlagen abzujagen. Tatsache ist: Die Unterlagen wurden mir abgejagt.«

»Deine Tasche wurde gestohlen«, korrigierte Henrike mich trocken. »Das ist auch schon alles.« Sie zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief.

»Kann es sein, dass du dich nur deshalb so bockig gibst, weil du dich als Polizistin hast beurlauben lassen und nun nichts mehr von Mördern und Verschwörungen wissen willst?« Außer mir wusste auf dem Hof niemand von ihrer Vergangenheit als verdeckte Ermittlerin. Vor allem Arne, Henrikes Freund, durfte nichts davon erfahren. Die Polizei war für ihn ein rotes Tuch.

»Ich habe mich schließlich nicht ohne Grund beurlauben lassen«, sagte sie. »Ich will in Ruhe herausfinden, ob das Leben mehr zu bieten hat als Kriminalität.«

»Und deshalb schreibst du in deiner Freizeit auch an einem Krimi«, konterte ich.

»Im Augenblick ruht das Manuskript. Selbst dazu kann ich mich nicht aufraffen. Außerdem ist mir bewusst geworden, dass es mittlerweile genügend Krimi schreibende Kollegen gibt. Der Buchmarkt braucht mich nicht.«

»Aber ich brauche deine Hilfe, Henrike.«

»Wenn es etwas zum Entrümpeln oder zum Aufarbeiten gibt, jederzeit. Bei der Konstruktion eines Kriminalfalls, der von einem Toten mit Verfolgungswahn handelt, musst du allerdings auf mich verzichten.«

»Letztes Jahr warst du in dieser Hinsicht weit weniger ablehnend.«

»Letztes Jahr ging es auch nicht um Hirngespinste, sondern um deinen Bruder.«

Bens Verschwinden im April vor sieben Jahren hatte auf einen Schlag alles geändert. Meine Eltern hatten ihre Buchhandlung in Freudenberg aufgegeben, ich mein Jurastudium in Berlin, und wir waren auf die Hofanlage in Obermenzing gezogen, die mein Vater Jahre zuvor von einem Onkel geerbt hatte. Dort hatte Ben zuletzt gelebt. Und von dort aus starteten wir unsere über lange Zeit hinweg erfolglose Suche nach ihm.

Meine Eltern hatte die Sorge um ihren Sohn entzweit, sie hatten getrennte Wohnungen in der linken Hälfte des alten Haupthauses

bezogen. Im rechten Teil hatte ich mir Büro und Wohnung eingerichtet. Ins Nebengebäude schräg gegenüber war vor bald fünf Jahren Simon gezogen. Auch er hatte sich für Arbeiten und Wohnen unter einem Dach entschieden und betrieb dort einen Weinhandel, das *Vini Jacobi*. Seit drei Jahren waren wir nun ein Paar.

»Und ich kann dich nicht umstimmen?«, fragte ich Henrike. »Immerhin liegt dein ermittlerisches Geschick und all das, was du in deiner beruflichen Laufbahn gelernt hast, inzwischen völlig brach. Das ist doch eine zum Himmel schreiende Verschwendung.«

»Was das angeht, ist der Himmel über mir taub.« Ihrem Tonfall nach zu urteilen, war das ihr letztes Wort.

Vor Müdigkeit fielen mir fast die Augen zu, als ich am Schreibtisch in meinem Büro durch Albert Schettlers Dokumente arbeitete. Er war nicht älter als siebenundsechzig geworden, war nie verheiratet gewesen und hinterließ keine Kinder. Auch nahe Verwandte schien es nicht zu geben, aber das würde ich noch genauer prüfen müssen. Zwischen Versicherungs-, Bank- und Rentenunterlagen fand ich ein Testament, das kurz vor seinem Tod aufgesetzt worden war. Demnach gingen all seine Besitztümer an die Freiwillige Feuerwehr Obermenzing. Den Wert des Hauses und seine Bankguthaben zusammengerechnet, würde sich die Feuerwehr freuen können. Vorausgesetzt, es tauchte nicht noch ein weiteres Testament mit anderem Inhalt auf, was nicht ungewöhnlich wäre. Menschen änderten ihren letzten Willen hin und wieder.

Bevor ich für diesen Tag Schluss machte, durchforstete ich noch Schettlers Adressbuch. Den Namen Siebert fand ich allerdings nirgends, weder unter *S* noch sonst wo. Da alle Einträge Vor- und Nachnamen enthielten, konnte es höchstens sein, dass Peter Sieberts Vater einen anderen Familiennamen trug als sein Sohn. Das würde ich bei nächster Gelegenheit mit Schettlers Untermieter klären.

Als die Glocke von St. Georg sieben Mal schlug, klappte ich die Akte Schettler zu und verließ das Büro. Auf dem Weg in meine Wohnung kam ich an den Briefkästen vorbei, die meinen Eltern lange Zeit als eine Art Schwarzes Brett gedient hatten, an dem sie auf gelben Haftzetteln Nachrichten austauschten. Oft war das über Wochen hinweg die einzige Form ihrer Kommunikation gewesen. Inzwischen redeten sie wieder miteinander, und ich entdeckte nur noch hin und wieder einen Haftzettel. Heute stammte er von meiner Mutter. *Ich hätte Lust, mal wieder griechisch essen zu gehen. Du auch?,* hatte sie geschrieben. Seine Antwort war irritierend: *Den Griechen um die Ecke*

kann ich dir nur empfehlen, ich war vor zwei Tagen erst dort. Kein *Wunderbar! Ich bin dabei.* Oder *Sag wann, ich hole dich ab.* Normalerweise wäre er auf eine solche Anbahnung sofort angesprungen, da es ihn oft quälte, dass meine Mutter sehr zurückhaltend war, was gemeinsame Aktivitäten mit ihm betraf.

Ich lief die Treppe hinauf und klopfte an seine Wohnungstür, die meiner gegenüber lag. Es dauerte, bis er öffnete und mich mit einem fahrigen Blick begrüßte.

»Ist es dringend, Kris? Ich bin nämlich in Eile!«

Er knöpfte sich gerade sein blütenweißes Hemd zu, das er über einer dunkelblauen, allem Anschein nach neuen Jeans trug. Er hatte seinem grauen Haar einen frischen Schnitt verpassen lassen und duftete nach einem Aftershave, das ich noch nicht kannte. Also hatte er die Essenseinladung meiner Mutter doch angenommen.

»Mama wird sich freuen, wenn sie dich so sieht.«

»Ist sie unten? Ich dachte, sie hätte Spätdienst im Hotel.«

»Du gehst nicht mit ihr essen?«

»Nein.«

Mein Vater brachte älteren Semestern an der Volkshochschule den Umgang mit Computern nahe und gab hin und wieder auch Privatunterricht. Für einen Abendtermin mit einer seiner Kundinnen würde er sich jedoch ganz bestimmt nicht so herausputzen. »Was hast du vor?«, fragte ich neugierig.

»Ich bin verabredet. Weswegen hast du denn überhaupt geklopft?«

»Um mich zu vergewissern, dass mit dir alles okay ist.«

»Es ging mir nie besser.« Es war lange her, dass seine Augen so geleuchtet hatten.

»Das freut mich!« Ich drückte ihm einen Kuss auf die Wange und machte auf dem Absatz kehrt. Als ich seine Tür nicht ins Schloss fallen hörte, drehte ich mich noch einmal um.

Er stand immer noch in der geöffneten Tür. »Aber sag deiner Mutter nichts, ja?«

»Keine Silbe.«

Selbst als ich meine Tür längst geschlossen hatte, dachte ich noch über meinen Vater nach. Es war noch nicht lange her, da hatte ihn die Sorge umgetrieben, meine Mutter könne einen neuen Partner finden. Und jetzt war er derjenige, der drauf und dran war, aus ihrer mehr als ungewöhnlichen Ehe auszubrechen. Und sei es nur vorübergehend. Ich spürte einen Stich, der gleich darauf von einem anderen Gefühl überlagert wurde. Er sollte endlich wieder froh sein können, und sei es nur für eine paar kostbare Momente. Die Trauer um seinen

ermordeten Sohn würde ihn ohnehin immer wieder einholen.

Das Telefon klingelte, als ich gerade unter der Dusche stand. Mit halbem Ohr hörte ich der Stimme auf meinem Anrufbeantworter zu. Als die Worte *Polizei* und *Tasche* fielen, drehte ich das Wasser ab und rannte nass, wie ich war, ins Wohnzimmer. Es dauerte einige weitere Sekunden, bis ich das Mobilteil endlich gefunden hatte. Außer Atem meldete ich mich. Der Polizeibeamte am anderen Ende der Leitung freute sich, dass meine Tasche dank einer ehrlichen Finderin wieder aufgetaucht war. Ich könne sie auf dem Revier in Pasing abholen.

Zwanzig Minuten später stand ich vor ihm und konnte mein Glück kaum fassen. Bis auf mein Geld war alles noch da: Albert Schettlers Umschläge, meine Papiere, Geldkarten, Terminkalender, Fotoapparat, Sonnenbrille und Handy. Der Polizist sagte, eine alte Dame habe meine Tasche auf einer Parkbank entdeckt und sie auf dem Revier abgegeben. Ihren Namen und ihre Adresse konnte mir der Beamte nicht geben, da sie anonym hatte bleiben wollen. So schickte ich ihr in Gedanken ein dickes Dankeschön.

Zurück auf dem Hof ging ich als Erstes ins Büro und verstaute die Umschläge des Verstorbenen im Tresor. Ich wollte die schwere Tür gerade schließen, als ich beschloss, mir die Unterlagen vorher genauer anzusehen. Nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie mir noch einmal entwendet wurden. Ich zog die Blätter heraus und begann zu lesen. Gleich bei den ersten Worten stockte ich irritiert. Hatte der Dieb die Blätter aus dem Umschlag genommen, sie durchgesehen und dabei die Reihenfolge vertauscht? Ich vermisste Schettlers ersten Satz: *Wenn Sie dieses Schriftstück in Händen halten, wurde ich umgebracht*. Dieser Satz hatte auf dem obersten Blatt gestanden. Ich sah Seite für Seite durch, fand ihn jedoch nicht. Obwohl offensichtlich war, was geschehen sein musste, weigerte ich mich im ersten Moment, es zu glauben. Der Dieb hatte nicht etwa die Reihenfolge der Blätter vertauscht, er hatte die Seiten komplett ausgetauscht. Es konnte nur so gewesen sein. Was da vor mir lag, glich den Beobachtungsprotokollen, die Funda in den Schuhkartons in Schettlers Wohnzimmer gefunden hatte.

Der Diebstahl meiner Tasche war also doch kein Zufall gewesen! Hätte ich in der Bank nicht nur den ersten Satz von Schettlers Nachricht an die Nachwelt gelesen, wüsste ich nun, worum es hier ging.

Es war kurz vor neun, als ich das *Vini Jacobi* betrat. Kaum hatte ich

die Tür aufgestoßen, kam Rosa, Simons Mischlingshündin, freudig auf mich zugelaufen. Ich ging in die Knie und begrüßte sie ausgiebig, bevor ich endlich Simon einen Kuss gab.

»Schlechte Laune?«, fragte er und hielt mich ein Stück von sich weg, um mich besser betrachten zu können.

»Ziemlich! War dein Tag wenigstens gut?« Ich setzte mich auf ein Holzfass.

»Hätte nicht besser sein können. Einer meiner Stammkunden hat mir zwei neue Kunden gebracht, die gleich richtig zugeschlagen haben.« Simon entkorkte eine Flasche Rosé und goss mir ein Glas ein. »Probier mal! Das ist der Domaine Richeaume, den ich neu gelistet habe. Ich hab dir davon erzählt. Erinnerst du dich? Der ist schön fruchtig und macht garantiert gute Laune.«

»Hast du auch ein Stück Brot? Ich habe seit heute Mittag nichts mehr gegessen.«

Simon holte einen kleinen Korb mit Baguettescheiben und stellte ihn neben mein Glas. Nachdem ich die Hälfte des Brotes verschlungen hatte, probierte ich den Wein. »Mhm, schmeckt gut!« Über das Glas hinweg betrachtete ich Simon, dessen Begeisterung für seine Neuentdeckung selbst nach einem Zwölfstundentag noch ungebrochen war.

»Was war denn so schlimm heute?«, fragte er mit seiner tiefen, warmen Stimme und setzte sich auf eines der Holzfässer mir gegenüber.

»Mir wurde heute Nachmittag meine Tasche geklaut. Eine alte Dame hat sie ein paar Stunden später auf einer Parkbank gefunden und bei der Polizei abgegeben.«

»Und was fehlt?«

»Knapp fünfzig Euro aus meinem Portemonnaie und Unterlagen aus einer Nachlasssache. Ich hatte sie gerade aus einem Bankschließfach geholt.«

»Demnach waren es wichtige Unterlagen?«

»Zumindest waren sie es für den Mann, der sie hinterlassen hat. Er war davon überzeugt, dass er umgebracht werden sollte, und hat in seinem Haus Instruktionen für den Nachlassverwalter deponiert, die Unterlagen aus dem Schließfach nach seinem Tod an Polizei und Medien zu verteilen. Angeblich ging es um eine längst verjährte Schuld und um einen Mehrfachmörder, der ihm ans Leder wollte und der nicht ungestraft davonkommen sollte.«

Simon hob eine Augenbraue. »Du meinst damit aber nicht, dass der Mann tatsächlich umgebracht wurde, oder?« Nicht schon wieder *Mord,*

schien sein Blick zu sagen.

»Er ist im Krankenhaus an einem Schlaganfall gestorben. Das ist zwar nur Hörensagen, aber bestünden Zweifel an einer natürlichen Todesursache, dann wäre die Kripo eingeschaltet worden.«

Simon forschte in meinem Gesicht und sah darin seine Befürchtung bestätigt. »Und jetzt glaubst du, dass der Handtaschendieb es auf diese Unterlagen abgesehen hatte.«

»Ja, das glaube ich. Albert Schettler, so hieß der Tote, hat mich nämlich genau davor gewarnt. In seinen Instruktionen hat er geschrieben, der Mörder würde versuchen, mir beim Verlassen der Bank die Unterlagen abzujagen.«

»Und da lässt er dich ins offene Messer laufen? Nach dem Motto *Nach mir die Sintflut?* Dir hätte wer weiß was passieren können!« Simon fuhr sich durch seine widerborstigen dunklen Haare und rieb sich seinen Dreitagebart. »Und du lässt dich auch noch darauf ein! Hat dir die Erfahrung im letzten Jahr nicht gereicht?«

»Mir ist ja nichts passiert«, versuchte ich, ihn zu beschwichtigen.

»Du hast doch aber hoffentlich nicht vor, deine Nase tiefer als unbedingt nötig in diese Sache zu stecken. Oder etwa doch?«

»Albert Schettler hat vermutlich seit vielen Jahren unter Verfolgungswahn gelitten.«

Augenblicklich entspannte sich Simons Miene. »Warum sagst du das nicht gleich?«

»Ich habe mal gelesen, dass Wahnvorstellungen sehr wohl einen wahren Kern haben können.«

»Wer behauptet denn so etwas?«

»In dem Fall war es ein Psychiater.«

Simons Miene sprach Bände.

»Wenn an Albert Schettlers Geschichte etwas Wahres dran ist, könnte ich mir das nicht verzeihen.«

»Was könntest du dir nicht verzeihen?«

»Ich habe genauso reagiert wie du. Wie vermutlich jeder andere auch. Von dem Moment an, als ich wusste, dass er unter Wahnvorstellungen gelitten hat, habe ich dieser Tatsache alles andere untergeordnet und ihn nicht mehr für voll genommen.«

»Es gibt größere Sünden.«

»Simon, nimm mich bitte ernst.«

»Das tue ich. Und deshalb habe ich Sorge, dass du dich wieder auf brüchiges Eis begibst. Die letzte derartige Erfahrung hätte dich fast das Leben gekostet.«

»Hätte ich die Vollstreckung von Theresa Lenhardts Testament etwa

ablehnen sollen?« Ich hatte ihm diese Frage in den vergangenen Monaten schon etliche Male gestellt.

»Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen«, sagte Simon und bemühte sich, ruhig zu bleiben, »sie hat mit ihrem Erbe ein Kopfgeld auf einen Mörder ausgesetzt und dich damit beauftragt, ihn zu stellen. Sie konnte sich sicher sein, dass du ihren Auftrag annehmen würdest, weil du gar nicht anders konntest. Und genau das werfe ich dieser Frau vor. Sie hat dich aus egoistischen Motiven einer unkalkulierbaren Gefahr ausgesetzt.«

»Der habe ich mich selbst ausgesetzt«, verteidigte ich Theresa Lenhardt. »Und hätte ich mich nicht darauf eingelassen, wüssten wir bis heute nicht, was mit Ben geschehen ist.«

»Das ist immer das Totschlagargument, gegen das nichts einzuwenden ist.« Er schüttelte genervt den Kopf. »Und trotzdem kann ich dich nur bitten, einen Bogen um diese neue Sache zu machen! Dieses Mal geht es nicht um deinen Bruder.«

»Aber es geht um einen Toten, dessen letzten Wunsch ich vermasselt habe.«

»Und wird irgendein Hahn danach krähen?«

»Vermutlich nicht«, gab ich mich nach außen hin geschlagen. Es war zwecklos, mit Simon weiterzuargumentieren. Ich kannte seinen Standpunkt zur Genüge. Er sah ausschließlich die Gefahren, ich die Chancen wie im Fall von Theresa Lenhardt, oder meine Versäumnisse wie in Albert Schettlers Fall. Keiner von uns konnte aus seiner Haut.

Meine Nacht war um halb fünf zu Ende. Leise schlich ich mich aus Simons Bett, strich Rosa über den Kopf und lief die ersten Meter im Dunkeln Richtung Haupthaus. Dann schaltete sich der Bewegungsmelder ein, den mein Vater vor ein paar Monaten installiert hatte, und tauchte das Hofgelände in helles Licht. Neben dem Hauseingang brannte mit ruhiger Flamme Bens Kerze in der Laterne. Jahrelang hatte mein Vater dieses Licht gehütet, als könne es meinen Bruder nach seinem Verschwinden beschützen und zurückbringen. Inzwischen war es zu einem Licht der Erinnerung geworden.

Entgegen meiner Gewohnheit ging ich an diesem Morgen direkt ins Büro, machte mir einen heißen Kakao und breitete alles um mich herum aus, was Funda und ich aus Schettlers Haus und seinem Briefkasten mitgenommen hatten. Die Rechnungen des Krankenhauses, in dem er gestorben war, würde ich später prüfen und in den nächsten Tagen die fälligen Beträge überweisen.

Noch einmal las ich die mit Ausrufezeichen gespickten Instruktionen für das Leeren des Bankschließfaches, ohne jedoch auch nur einen Deut schlauer daraus zu werden. Um was es bei dieser verjährten Schuld gegangen war und in wessen Blut der Mörder angeblich seine Hände getaucht hatte, blieb unklar. Auch in Schettlers Dokumenten fand ich keinen einzigen Hinweis.

Ich holte mir das Bild des Fahrradfahrers, der mir die Unterlagen gestohlen hatte, vor mein inneres Auge. Er war sehr schlank gewesen und durchtrainiert. Und ich war mir nach wie vor sicher, dass es sich um einen Mann gehandelt hatte. Auf der Polizei war ich gefragt worden, ob ich sein Alter schätzen konnte. Spontan hatte ich gesagt, dass es sich um einen jüngeren Mann handeln musste, aber es gab auch ältere Männer mit sehr sportlichen Bewegungsabläufen. Sein Fahrrad hatte schmale Reifen gehabt und mich an die schnellen Räder der Stadtkuriere erinnert. All das brachte mich jedoch im Moment nicht weiter.

Der Dieb musste mich bis zur Bank verfolgt haben, ohne dass ich etwas davon bemerkt hatte. Und er musste irgendwie an die Unterlagen gekommen sein, die sich jetzt in den Umschlägen befanden. Entweder, er hatte sie aus der Papiertonne geklaubt, falls Albert Schettler sie dort hineingeworfen hatte. Oder aber, er hatte sie direkt von ihm bekommen oder im Haus gestohlen. Vielleicht würde mir Peter Siebert etwas über die Kontakte des Verstorbenen erzählen können. Ich sah auf die Uhr, es war erst kurz nach sechs, zu früh, um Menschen ohne Schlafstörungen anzurufen.

Während sich vor dem Fenster ein sonniger, wolkenloser Tag ankündigte, durchsuchte ich Schettlers Dokumente nach Hinweisen auf seine Erkrankung. Er war privat versichert gewesen, hatte seiner Krankenkasse also die Arztrechnungen einreichen müssen. Ordentlich, wie er gewesen war, hatte er alle Unterlagen aufbewahrt. Die Tatsache, dass es nicht viele waren, zeugte davon, dass er Ärzte eher gemieden hatte, denn krank war er zweifellos gewesen.

Der Frage, was es mit seinen Wahnvorstellungen auf sich hatte, kam ich durch die Kopie eines Arztbriefes näher. Der Brief war zwölf Jahre alt und stammte von einem Münchner Psychiater. Unter *Diagnose* stand *AWS*. Ich gab den Namen des Arztes in eine Suchmaschine ein und erfuhr durch ein paar Klicks, dass er seine Praxis vor drei Jahren aufgegeben hatte. Einen Nachfolger gab es allem Anschein nach nicht. Seine private Adresse war nirgends vermerkt. Den Unterlagen nach zu schließen, war er der einzige Psychiater gewesen, den Schettler konsultiert hatte.

Anschließend tippte ich *AWS* in die Suchmaske ein und bekam eine Vorstellung von dem, was den Verstorbenen über Jahre geplagt haben musste. Hinter *AWS* verbarg sich, so erfuhr ich, eine *anhaltende wahnhafte Störung*, früher Paranoia genannt und klar abzugrenzen gegenüber einer *Schizophrenie,* die mit der *AWS* nur den Wahn gemeinsam habe. Wobei der schizophrene Wahn sehr viel bizarrer sei als der im Rahmen einer *AWS*. Das Charakteristische dieser Erkrankung sei zum einen der (manchmal ein Leben) lang anhaltende Wahn, zum Beispiel Eifersuchts-, Verfolgungs- oder Liebeswahn. Der Betroffene fühle sich betrogen, verfolgt, verleumdet, vergiftet, ausspioniert oder fürchte um sein Leben – und dies ohne reale Ursache. Theoretisch sei das, was sich der Betroffene einbilde, in der Realität aber möglich und vorstellbar. Während das Wahnthema bei einer Schizophrenie zu bizarr sei, um es zu verstehen, sei es bei einem Menschen mit *AWS* durchaus nachvollziehbar. Als Beispiele wurden hier Aktivitäten von Außerirdischen denen von Geheimdienst und Mafia gegenübergestellt. Es sei allerdings schon vorgekommen, dass reale Bedrohungen als Wahnvorstellung abgetan worden waren.

Da die intellektuellen Fähigkeiten von Menschen mit *AWS* nicht eingeschränkt seien, würden sie häufig relativ unauffällig ihrem Beruf nachgehen können. Gravierender seien die Auswirkungen auf partnerschaftlicher, familiärer oder auch nachbarschaftlicher Ebene. Durch nachlassende Lebensfreude und eingeschränkte zwischenmenschliche Beziehungen würde mancher Weg in die Isolation führen. Als problematisch für eine Behandlung wurde die üblicherweise fehlende Krankheitseinsicht der Betroffenen genannt.

Über die Ursachen von *AWS* war noch wenig bekannt. An einigen Stellen las ich von einem möglichen Zusammenhang mit traumatischen Erlebnissen. Aber auch da war man sich nicht sicher.

Ich ließ mir all das durch den Kopf gehen und glich es mit dem Wenigen ab, was ich bisher über Albert Schettler wusste. Keine Frage, um welche Art des Wahns es sich bei ihm gehandelt haben musste. Die Sicherungsmaßnahmen in seinem Haus erzählten ausführlich von seinen Verfolgungsängsten. Aber da war etwas, über das ich beim ersten Lesen hinweggegangen war. Es sei vorgekommen, dass reale Bedrohungen als Wahn abgetan worden waren, las ich noch einmal. Was, wenn genau das bei Albert Schettler der Fall gewesen war? Während ich über diese Frage nachdachte, wurde mir bewusst, dass ich selbst in diese Falle getappt war. Anstatt seine Instruktionen ernst zu nehmen, hatte ich sie unter Verfolgungswahn verbucht.

Um kurz nach sieben griff ich zum Telefon. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sich am anderen Ende der Leitung eine Stimme meldete. »Siebert«, hörte ich ihn verschlafen murmeln.

»Kristina Mahlo«, meldete ich mich. »Entschuldigen Sie, dass ich Sie so früh störe, ich wollte Sie in jedem Fall noch erreichen, bevor Sie zur Arbeit fahren.«

»Was gibt es denn so Dringendes?«

»Können Sie mir etwas über Albert Schettlers Kontakte sagen? Wer ihn besuchte, wer anrief, mit wem er sich traf?«

»Deswegen rufen Sie mich mitten in der Nacht an? Hätte das nicht auch noch ein paar Stunden Zeit gehabt?«

»Sie haben gesagt, dass Sie während Ihrer Arbeitszeit Ihr Handy meist ausgeschaltet haben. Und da ich nicht weiß, wann Sie in Ihrer Agentur morgens beginnen …«

»Nicht vor neun«, unterbrach er mich pampig. »Und *Kontakte* hatte Albert keine.«

»Es ist nie jemand vorbeigekommen?«

»Nicht, während ich bei ihm gewohnt habe. Und davor war es vermutlich auch nicht anders.« Er klang immer noch ungehalten, was ich ihm in Anbetracht der Tatsache, dass ich ihn geweckt hatte, nicht verübeln konnte.

»Wissen Sie, ob außer Ihnen noch jemand einen Schlüssel zum Haus hat, vielleicht jemand aus der Nachbarschaft oder eine Putzhilfe?«

»Ein Schlüssel in fremden Händen wäre für Albert der reinste Horror gewesen. Und geputzt hat er selber. War's das dann, Frau Mahlo? Ich brauche jetzt einen Kaffee.«

»Eine Frage habe ich noch. Beim Durchforsten von Herrn Schettlers Adressbuch ist mir aufgefallen, dass Ihr Vater darin nicht vermerkt ist. Hat er vielleicht einen anderen Familiennamen als Sie?«

»Mein Vater trägt denselben Familiennamen wie ich, in Alberts Adressbuch werden Sie ihn jedoch nicht finden«, antwortete Siebert genervt. »Das Ding ist eine Finte. Albert war sehr stolz darauf, dass er alle möglichen Namen, Adressen und Telefonnummern im Kopf hatte. Das Adressbuch hat er ausschließlich für seine Verfolger geschrieben. Um sie auf falsche Fährten zu locken, sollte er doch einmal bei einem seiner Freunde untertauchen müssen. Eines habe ich in der kurzen Zeit mit Albert gelernt: Jemand, der unter Verfolgungswahn leidet, kommt auf überaus kreative Ideen, um seinen Verfolgern zu entgehen.«

»Apropos Verfolger – hat Herr Schettler Ihnen eigentlich irgendetwas über die Unterlagen in seinem Bankschließfach verraten

oder zumindest angedeutet?«

»Nein, er hat ein großes Geheimnis daraus gemacht und behauptet, das sei zu meinem Schutz. Würde er mich einweihen, sei auch mein Leben in Gefahr. Er war ein bemitleidenswerter Kerl, Frau Mahlo, und ich glaube, dass der Tod eine Erlösung für ihn war.«

Es klang paradox in meinen Ohren, dass der Tod als Erlösung zu jemandem gekommen sein sollte, der ihn so sehr gefürchtet hatte. »Sie erinnern sich doch sicher noch, was Herr Schettler in seinen Instruktionen geschrieben hatte. Als ich gestern mit den Unterlagen aus der Bank kam, wurden sie mir gestohlen, genau, wie er es prophezeit hatte. Ich hätte auf ihn hören und eine Kopie am Körper tragen sollen.«

»Nicht Ihr Ernst, oder?« Seine Stimme klang unentschieden zwischen Lachen und Unglauben. »Und jetzt vermuten Sie, dass es jemand ausgerechnet darauf abgesehen hatte? Allein die Wahrscheinlichkeit spricht doch für einen Zufall.«

»Mir reicht es nicht, mich an Wahrscheinlichkeiten auszurichten.«

»Entschuldigen Sie, dass ich lache, aber ich stelle mir gerade vor, wie der Dieb sich über Alberts Unterlagen hermacht und dann begreift, woraus seine Beute besteht.«

»Ich wünschte, ich könnte mich Ihrer Überzeugung anschließen.«

»Vielleicht können Sie es nur deshalb nicht, weil Sie Alberts Instruktionen nicht ernst genommen und eine der Kopien am Körper getragen haben. Das hätte aber auch kein anderer getan. Niemand hätte Albert in dieser Hinsicht für voll genommen. Das hätte nämlich bedeutet, auch all die anderen Auswüchse seines Wahns ernst nehmen zu müssen. Am besten machen Sie einen Haken dahinter. Ach, und fast hätte ich es vergessen: Mein Mietvertrag ist angekommen. Ich werde hier gleich zusammenpacken und meine Zelte abbrechen. Das war die letzte Nacht, die ich hinter Gittern verbracht habe.« Er klang erleichtert. »Kann ich den Hausschlüssel einfach in der Küche liegen lassen?«

»Kein Problem, ich komme mittags ins Haus und schließe dann ab. Ich rufe Sie an, sollte ich noch Fragen haben.«

Drei Stunden später inspizierte ich gemeinsam mit Funda ein zweites Mal die Jugendstilvilla und leistete Peter Siebert in Gedanken Abbitte. Alles war so, wie wir es fotografiert hatten, er hatte nichts mitgehen lassen. Das Zimmer, das er unterm Dach bewohnt hatte, war aufgeräumt und das Bett abgezogen. Bezüge und Handtücher fand ich fertig geschleudert in der Waschmaschine. Auch die Küche sah

picobello aus, Siebert hatte alles abgespült und zurück in die Geschirrschränke gestellt. Seine Schludrigkeit bezog sich ganz offensichtlich nur auf sein eigenes Erscheinungsbild.

»Nun ist ja doch noch alles gut ausgegangen«, sagte Funda, nachdem sie das Inventar mit den Fotos auf ihrem iPhone verglichen hatte. »Und er ist sogar früher raus als gedacht. An seiner Stelle hätte ich hier aber auch keine Minute länger als nötig verbracht. Ist schon irgendwie gruselig, findest du nicht?«

»Das liegt nur an den Gittern.«

»Vergiss bitte nicht die Beobachtungsprotokolle. Die Nachbarn können sich glücklich schätzen, dass sie nichts davon wissen. Sollten wir die nicht mal als Erstes wegschaffen?«

»Wenn wir es genau nehmen, gehören auch die Protokolle den Erben«, hörte ich mich sagen und dachte dabei an all die Schätze, die sich in meiner Bettschublade verbargen und mir durch schlaflose Nächte hindurchhalfen.

»So genau wirst du es aber in dem Fall hoffentlich nicht nehmen, Kris, oder?« Fundas *Oder* klang wie eine Kampfansage.

Ich musste lachen. »In diesem Fall setzen wir uns selbstverständlich darüber hinweg und feilen ein wenig am Andenken des Toten. Es reicht, wenn die Nachbarn ihn als Sonderling in Erinnerung behalten.«

3

Dank Albert Schettlers spärlicher Möblierung hatten wir zwei Stunden später den Inhalt jeder Schublade und jedes Schranks unter die Lupe genommen. Wertsachen förderten wir dabei so gut wie keine zutage. Unsere Ausbeute an Beobachtungsprotokollen, Tagebüchern sowie kommentierten Zeitungsartikeln über Kriminalitäts- und Psychiatrieopfer füllten hingegen fünf Wäschekörbe bis zum Rand. Funda schlug vor, alles auf dem Recyclinghof im Papiercontainer verschwinden zu lassen, aber etwas in mir sträubte sich dagegen. Vielleicht ließen sich darin doch noch verwertbare Hinweise finden. Deshalb beschloss ich, das Material vorübergehend in meinem Büro aufzubewahren.

Um kurz nach eins drehten wir eine letzte Runde durchs Haus. In Schettlers Arbeitszimmer blieb Funda stehen und wunderte sich einmal mehr darüber, wie der Verstorbene ohne Handy, PC und Fernseher ausgekommen war. Und das auch noch freiwillig. Kopfschüttelnd griff sie nach den Staubkörnchen, die im Sonnenlicht tanzten.

Ganz so freiwillig würde es nicht gewesen sein, dachte ich. Sein Verfolgungswahn würde die alles beherrschende Maxime gewesen sein. Einen bemitleidenswerten Kerl hatte Peter Siebert ihn genannt. Ich schloss mich seiner Meinung an. Nicht etwa, weil ich glaubte, dass man nicht ohne Fernseher leben konnte. Meiner war seit ewigen Zeiten defekt, und ich hatte es immer noch nicht geschafft, ihn reparieren zu lassen. Aber ich konnte mich frei entscheiden und war kein Opfer meiner Angst.

»Er hatte noch nicht einmal ein schnurloses Telefon«, sagte Funda und starrte auf das schwarz glänzende Bakelittelefon mit Wählscheibe. »Wie in einem Hitchcock-Film. Wahrscheinlich hat es auch den typischen Klingelton.« Sie ging um den Schreibtisch herum und schien etwas zu suchen. »Einen Anrufbeantworter gibt es auch nicht. Im Krimi sind darauf immer noch die letzten Nachrichten zu finden, die schließlich zum Mörder führen.« Sie grinste mich verschwörerisch an. »Nicht zu vergessen die Wahlwiederholungstaste, aber auf die können wir wohl auch nicht hoffen.«

»Zum Glück sind wir hier nicht im Krimi, und es hat auch keinen Mord gegeben«, sagte ich in einem Ton, als müsse ich sie davon überzeugen. Dabei ging es viel eher darum, mich selbst zu

überzeugen. Die Sache mit den Morden, auf die Schettler in seinen kryptischen Instruktionen hingewiesen hatte, spukte mir im Kopf herum.

»Und wenn es doch einen Mord gegeben hat?«, schürte Funda das Feuer. »Wer weiß, was in den Unterlagen aus dem Bankschließfach gestanden hat. Jetzt werden wir es wahrscheinlich nie erfahren.«

»Womöglich ist das besser so.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, oder? Ich wette, dass dir die Sache keine Ruhe lassen wird.« Sie sah sich unternehmungslustig im Raum um. »Immerhin hat dir jemand die Umschläge geklaut, um deren Inhalt auszutauschen. Und du kannst es nicht einmal beweisen. Mich jedenfalls treibt das um.«

In diesem Moment hätte ich sie umarmen können. Da stand sie mit ihren achtundzwanzig Jahren und lachte auf ihre ganz eigene Art in die Welt. Obwohl ich nur fünf Jahre älter war als sie, hatte ich manchmal das Gefühl, es seien dreimal so viele. Es kam mir vor, als hätten für mich manche Jahre doppelt gezählt, weil sie doppelt so schwer gewesen waren. Den meisten Menschen in meinem Umfeld ging es ähnlich, jedem auf seine Art. Meinen Eltern, die auf tragische Weise ihren Sohn verloren hatten, um den sie sich vom Tag seiner Geburt an gesorgt hatten. Simon, der in einem Elternhaus groß geworden war, an dem andere zerbrochen wären. Und Henrike, die in all den Jahren als verdeckte Ermittlerin ihre Seele irgendwo tief in ihrem Inneren eingekerkert hatte und sie nur bruchstückweise befreite. Und dann war Funda vor acht Monaten zu uns gestoßen und hatte eine Fröhlichkeit mit auf den Hof gebracht, die ebenso Balsam war wie ihre sanfte Stimme, die dem Plätschern eines Zimmerbrunnens glich.

»Was hast du gerade gesagt?«, fragte ich, als ich ihre Hand auf meinem Arm spürte.

»Dass Albert Schettler es uns deshalb so schwer macht, weil er all die Geräte als Teufelszeug verpönt hat, die uns jetzt ein paar Spuren hätten liefern können.«

»Was meinst du?«

»Na, auf einem AB hätten Nachrichten sein können, in seinem PC hätten wir Mails finden können, in seinem Handy eine Anrufliste. Hier haben wir doch nur das Übliche gefunden – Rechnungen und so Zeugs halt. Aber nichts Persönliches von anderen. Keinen einzigen Brief.«

»Das wäre mit einem PC vermutlich nicht anders gewesen. Menschen wie er werden mit den Jahren immer einsamer, bis oft niemand mehr übrig ist«, gab ich wieder, was ich über seine

Erkrankung gelesen hatte. »Sie trauen keinem mehr, und auf die anderen wirken sie seltsam. Ein trauriges Leben, wenn du mich fragst.«

Funda ging zum Fenster und sah durch die Gitter. »Wir haben noch nicht in der Garage nachgesehen. Vielleicht hat er etwas in seinem Auto versteckt.«

Als sei das der Startschuss gewesen, liefen wir die Treppe hinunter und hinters Haus. Die Garage war verschlossen. In einem Schlüsselkasten in der Küche fand ich die Schlüssel für das Tor und den Wagen. Es war ein Golf, der ähnlich betagt war wie meine alte Gurke, aber mit weit weniger Kilometern und in eindeutig besserem Zustand. Wie wir innerhalb kürzester Zeit feststellten, war darin nichts versteckt. Wir wollten die Garage schon verlassen, als mir noch etwas einfiel. Im Handschuhfach hatte ich ein mobiles Navigationsgerät gesehen. Ich schaltete es ein und prüfte die letzten Ziele. Es gab nur ein einziges, und das lag in Starnberg. Ich notierte die Adresse, bevor ich das Gerät wieder ausschaltete und zurücklegte.

»Vielleicht finden wir über diese Anschrift den dazu passenden Namen in seinem Adressbuch«, schlug Funda vor. »Immerhin scheint es sich ja um jemanden zu handeln, mit dem er ausnahmsweise mal Kontakt hatte.«

»Hinter dieser Adresse könnte sich auch einfach nur eine Buchhandlung verstecken, die auf Schettlers bevorzugte Verschwörungsliteratur spezialisiert ist. Und das Adressbuch wird uns da auch nicht weiterhelfen. Peter Siebert hat mir heute Morgen gesagt, dass es ausschließlich falsche Fährten enthält, um seine vermeintlichen Verfolger zu irritieren. Die realen Adressen und Nummern seiner wenigen Bekannten habe Schettler im Kopf gehabt.«

Funda sah mich verschmitzt an. »Wollten wir nicht schon immer mal einen Betriebsausflug machen? Wie wäre es denn mit Starnberg? Was meinst du?«

Ich deutete auf meine Armbanduhr. »Es ist gleich halb zwei.«

»Ach du meine Güte! Kannst du mich schnell bei der Kita vorbeifahren?«

In Windeseile schloss ich das Haus ab, leerte im Vorbeigehen Schettlers Briefkasten und verstaute mit Fundas Hilfe die Wäschekörbe im Auto.

Wir hatten gerade erst die Straße verlassen, in der Schettlers Haus stand, als Funda bereits ungeduldig wurde. »Geht das nicht ein bisschen schneller?«

»Nicht, wenn ich meinen Führerschein behalten will. Außerdem bist

du diejenige, die ständig darüber schimpft, dass sich niemand an die Dreißiger-Zonen hält«, gab ich zurück.

»Ich bin aber auch diejenige, die sich ständig über die Eltern auslässt, die ihre Kinder warten lassen und verspätet abholen.«

Zurück an meinem Schreibtisch ging ich Schettlers Post durch. Einer der Briefe aus seinem Briefkasten stammte von seinem Stromversorger und informierte über gestiegene Preise, einer war vom WWF und warb um Spenden für bedrohte Tiger. Ein dritter war von einer Münchner Detektei als Einwurfeinschreiben verschickt worden. Neben einem Begleitschreiben enthielt er eine Rechnung und ausführliche Informationen, die der Tote ganz offensichtlich angefordert hatte. Aus dem Begleitschreiben erfuhr ich, dass man mehrfach versucht hatte, Schettler telefonisch zu erreichen, um ein Treffen zu vereinbaren. Da dies nicht gelungen sei, habe man diesen Weg gewählt. Bei Fragen zu den protokollierten Ergebnissen solle er sich mit der Detektei in Verbindung setzen.

Ich schob alles andere auf meinem Schreibtisch beiseite und breitete die Unterlagen vor mir aus. Laut Rechnung der Detektei Krantz waren die Lebensumstände und der Hintergrund einer männlichen Zielperson ausgeforscht worden. Bei dem Rechnungsbetrag bekam ich große Augen, er belief sich auf knapp achtzehntausend Euro. Abzüglich des bereits geleisteten Vorschusses in Höhe von fünftausend Euro sollte der Restbetrag innerhalb einer zweiwöchigen Frist überwiesen werden. Versuchte hier jemand, auf Kosten eines Toten Profit zu machen? Er wäre nicht der Erste, der sein Glück auf diese Weise versuchte. Manche Hinterbliebene neigten dazu, Rechnungen ungeprüft zu bezahlen, da sie ganz selbstverständlich an deren Rechtmäßigkeit glaubten. Bei dem fünfstelligen Betrag, um den es hier ging, würden jedoch selbst dem Gutgläubigsten Zweifel kommen. Zudem flatterten wohl auch den wenigsten Hinterbliebenen Rechnungen von privaten Ermittlern ins Haus.

Am vierten März hatte Schettler der Detektei angeblich den Auftrag erteilt. Also mussten kurz darauf die fünftausend Euro Anzahlung geflossen sein. Ich durchforstete den entsprechenden Zeitraum in seinem Kontoauszugsheft. Und tatsächlich: Der Verstorbene hatte diese Überweisung selbst in Auftrag gegeben.

»Dann wollen wir doch mal sehen, welchen seiner Nachbarn er hat ausspähen lassen«, murmelte ich vor mich hin und nahm die Unterlagen zur Hand.

Die *männliche Zielperson* hieß Franck Gieseke, war achtundsechzig

Jahre alt und seit knapp dreißig Jahren verheiratet mit einer heute fünfundsechzigjährigen Rose-Marie. Der Mann war Unternehmer gewesen und hatte die Firma, die von seinem Großvater gegründet worden war, vor elf Jahren für etliche Millionen verkauft. Seitdem verbrachte er seinen Lebensabend gemeinsam mit seiner Frau auf Korsika. Den letzten Satz las ich zweimal, bis ich begriff, dass es sich bei Franck Gieseke keinesfalls um einen Nachbarn Schettlers handeln konnte. Zumindest um keinen aktuellen. Und wozu hätte er einen ehemaligen Nachbarn ausspionieren lassen sollen? Das ergab keinen Sinn.

Ich blätterte weiter durch das Dossier, erfuhr, dass Franck Gieseke auf Korsika zwei Wohnsitze besaß, eine Wohnung in Bastia und ein Haus in Lumio, einem Ort in der Nähe von Calvi. Er und seine Frau lebten zurückgezogen, besonders er gelte als sehr scheu, sei jedoch überaus sportlich. Besuch bekämen die beiden nur selten, dafür gingen sie umso häufiger essen, jedoch nur in wenigen ausgewählten Restaurants.

Während ich all das las, vergegenwärtigte ich mir immer wieder Schettlers Leben und fand beim besten Willen keine Berührungspunkte. Was sollte das Leben des einen mit dem des anderen zu tun gehabt haben? Das Transportunternehmen Giesekes, das sich über Generationen hinweg in Familienbesitz befunden hatte, war in Ingolstadt ansässig gewesen und zu keiner Zeit Albert Schettlers Arbeitgeber gewesen. Ohne weitere Informationen würde sich mir der Zusammenhang nicht erschließen. Ich würde mit diesem Privatermittler sprechen müssen.

Nachdem ich mir eine Fertiglasagne in den Backofen geschoben hatte, machte ich mich im Internet schlau. Auf seiner Website beschrieb Dieter Krantz seine Detektei als ebenso effektiven wie kompetenten Betrieb, der auf knifflige Fälle spezialisiert sei. Hundert Prozent diskret und bei Bedarf auch im Vierundzwanzigstundeneinsatz. Neben der Überwachung von Fremdgehern und Außendienstmitarbeitern boten er und sein Team auch vorübergehenden Objektschutz an und überprüften Lebensläufe zukünftiger Mitarbeiter oder die Vergangenheit eines zukünftigen Ehepartners. Unter kniffligen Fällen stellte ich mir etwas anderes vor, aber Albert Schettler hatte diese Werbung offensichtlich angesprochen.

»Kris?«, schreckte mich die Stimme meiner Mutter auf. Sie stand auf dem Hof und lehnte sich in das geöffnete Fenster meines Büros. »Störe ich dich gerade oder hast du fünf Minuten?«

»Könnten wir das vielleicht auf später verschieben?«, antwortete ich, ohne mich zu ihr umzudrehen. Die Fünfminutenarien meiner Eltern waren selten das, was sie zu sein vorgaben. Meist waren sie der Auftakt zu einem längeren Gespräch.

»Später passt es nicht, da habe ich Dienst.«

Ich wandte mich um. Meine Mutter war verschwitzt und leicht außer Atem. Vermutlich hatte sie gerade ihre tägliche Joggingstrecke zurückgelegt. Sie bückte sich, hob Rosa durchs Fenster und hielt sie mir entgegen. »Hier ist sie im Moment besser aufgehoben. Bei Simon probiert sich nämlich gerade eine ziemlich ausgelassene Truppe durch sein Angebot.«

Ich nahm Rosa, setzte sie ab und füllte ihren Wassernapf, über den sie sich augenblicklich hermachte. Dann ließ sie sich mit einem Seufzer in ihren Korb fallen.

»Was gibt es denn so Dringendes?«, fragte ich, obwohl ich es bereits ahnte.

Meine Mutter zupfte sich einen imaginären Fussel von ihrem Kapuzenshirt, bevor sie aufsah. »Hast du in den letzten Tagen mal mit deinem Vater gesprochen?«

»Gestern.«

»Und?«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. In den meisten Fällen genügte das als Antwort. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter wussten, dass ich mich nur ungern von ihnen als Medium benutzen ließ.

»Ich glaube, mit deinem Vater stimmt etwas nicht, ich mache mir Sorgen um ihn.«

Ich betrachtete das Gesicht meiner Mutter, das ungeschminkt am schönsten, aber auch am verletzlichsten aussah.Unter meinem Blick strich sie sich eine Strähne ihres von Silberfäden durchzogenen braunen Haars von der Wange.

»Auf mich hat er einen ganz fidelen Eindruck gemacht.«

»Genau deshalb mache ich mir ja Sorgen. Das, was du *fidel* nennst, ist völlig übersteigert. So kenne ich ihn gar nicht. Du hast doch bestimmt seinen Kommentar auf meinem Zettel gelesen.«

»Dass er ohne dich griechisch essen gegangen ist?«

»Dein Vater ist noch nie alleine essen gegangen! Hat er dir erzählt, mit wem er unterwegs war?«

»Warst du nicht diejenige, die immer wieder gesagt hat, er müsse mehr unter Leute gehen, dürfe sich nicht in seiner Trauer vergraben?«

»Ich habe Sorge, dass er etwas Unüberlegtes tut. Weil er mit der

Trauer um Ben nicht zurechtkommt. Männer trauern anders, weißt du?«

Das wusste ich zwar noch nicht, hatte aber bei meinem Vater auch nicht das Gefühl, dass seine Verabredung etwas mit der Trauer um seinen Sohn zu tun hatte. Vielmehr schien es ihm dabei um Lebensfreude zu gehen – ein überaus zartes Pflänzchen im Garten meines Vaters, das es zu hegen und zu pflegen galt.

Eine bislang völlig unbekannte *Pflanze* begegnete mir allerdings bei meiner Mutter. Ich hatte sie noch nie eifersüchtig erlebt. Bislang hatte ich sogar angenommen, eine derartige Regung sei ihr völlig fremd. Und jetzt das.

Ich setzte eine zuversichtliche Miene auf. »Selbst wenn Männer anders trauern«, sagte ich, »Hauptsache ist doch, dass sie überhaupt trauern und ihre Gefühle nicht verdrängen.«

»Aber doch nicht so!«, hielt sie trotzig entgegen und wandte sich dann ohne ein weiteres Wort ab.

Ich schloss das Fenster und machte mich über die Lasagne her. Die Rechnung über fast achtzehntausend Euro ging mir nicht aus dem Kopf. Ich wollte wissen, ob das, was Detektiv Krantz geliefert hatte, diesen Betrag rechtfertigte. Und ich wusste auch schon, wer mir diese Frage würde beantworten können. Allerdings würde ich mir vielleicht die Finger verbrennen, wenn ich zum Telefon griff. Ich hatte Martin Cordes seit Wochen nicht mehr gesehen. Zuletzt waren wir uns in Pasing begegnet und hatten einen Kaffee zusammen getrunken. *Völlig unverfänglich*, wie er betont hatte. Allein, dass er es betonte, hatte dem Ganzen Bedeutung verliehen, und ich hatte ihm unmissverständlich klargemacht, dass mit dem Flirten ein für alle Mal Schluss sein müsse. Wen ich davon überzeugen wolle, hatte er amüsiert gefragt und das Thema gewechselt.

Er war Detektiv und hatte vor Theresa Lenhardts Tod in deren Auftrag ermittelt. Nachdem die Testamentsvollstreckung abgeschlossen war, hatte es keine beruflichen Berührungspunkte mehr zwischen Martin und mir gegeben.

Ich holte ihn vor mein inneres Auge – diesen Mann, den Henrike den *Unbeschädigten* nannte, seitdem ich ihr erzählt hatte, dass mich seine Leichtigkeit fasziniere, dass er so wirke, als sei er völlig unbeschädigt vom Leben. Ich hatte sie gefragt, ob man in zwei Männer gleichzeitig verliebt sein könne, und sie war einer Antwort ausgewichen.

Ich hatte die Lasagne komplett aufgegessen und dabei das Telefon angestarrt, bevor ich endlich nach dem Hörer griff. »Kristina Mahlo«,

meldete ich mich förmlich, als er abnahm.

Einen Moment lang war es still in der Leitung. »Hast du dich verwählt?« Das Schmunzeln in seiner Stimme war deutlich zu hören.

»Ich brauche deine Hilfe«, kam ich ohne Umschweife zur Sache. »Ich sitze an einem neuen Fall und würde gerne wissen, wie du die Arbeit eines deiner Kollegen einschätzt. Genauer gesagt sein Preisgefüge.«

»Wie heißt er?«

»Dieter Krantz.«

»Was willst du wissen?«

»Ob seine Rechnung über knapp achtzehntausend Euro gerechtfertigt ist.«

Martin pfiff leise in den Hörer. »Wie gut, dass dieser Auftrag nicht auf meinem Tisch gelandet ist. Klingt nach einer Menge Arbeit.« Martin schätzte seine Work-Life-Balance. Er wollte gar nicht mehr Geld verdienen, als er gerade eben brauchte, um sich auf angenehme Weise über Wasser zu halten. »Hast du die Unterlagen bei dir im Büro?«

»Ich habe sie hier vor mir liegen.«

»Dann bin ich in fünf Minuten da.«

Mein Protest versickerte in der toten Leitung. Ich widerstand dem Impuls, mich im Flur vor den Spiegel zu stellen. Ich wusste auch so, wie ich in Jeans und T-Shirt aussah. Mein blondes Haar hatte ich mit einer Spange zusammengefasst, mein Gesicht war ungeschminkt, nur meine Wimpern hatte ich am Morgen ausgiebig getuscht. Ich schalt mich eine dumme Gans, überhaupt darüber nachzudenken, und setzte Kaffee auf. Er war noch nicht ganz durchgelaufen, als Martin bereits an die Tür klopfte.

Rosa begrüßte ihn, als sei er ein schmerzlich vermisster Freund. Sie sprang so aufgeregt an ihm hoch, dass ich sie schließlich zurückpfiff und in ihr Körbchen verbannte.

»Ich mag stürmische Begrüßungen«, meinte er mit einem Augenzwinkern in Rosas Richtung, bevor er sich wie selbstverständlich auf Fundas Drehstuhl niederließ und die Beine ausstreckte.

Während er den Blick durch mein Büro schweifen ließ, betrachtete ich ihn verstohlen: die breite Stirn, die wachen Augen und die hohen Wangenknochen. Das dunkelblonde Haar mit den Koteletten, die sogar noch gewachsen waren, seitdem ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Ich sah auf sein Handgelenk, das bis vor Kurzem noch ein Wunschbändchen geschmückt hatte.

»Ist dein Wunsch in Erfüllung gegangen?«, fragte ich.

»Welcher Wunsch?«

Ich deutete auf sein Handgelenk. »Wenn das Band abfällt, soll sich angeblich der Wunsch erfüllen.«

»Oh, das.« Er schwieg einen Moment, als müsse er erst überlegen. »Ich habe es durchgeschnitten.«

»Wieso?«

»Weil ich das für klüger hielt.«

»Das hast du dir gerade ausgedacht, oder?«

»Traust du mir eine so kluge Entscheidung nicht zu?« Er hob die Augenbrauen.

Sekundenlang hielt ich seinem Blick stand, dann wandte ich mich ab. »Ich traue dir eine ganze Menge zu, Martin, sonst hätte ich dich schließlich nicht angerufen. Schau, hier habe ich die Unterlagen.«

Sein Lachen war eine Mischung aus leisem Spott und einer fast liebevollen Freude. Und es war so durchdringend, dass es mich einen Moment lang verstummen ließ, bevor ich den Faden wiederfand und ihm das Dossier samt Rechnung reichte.

»Könntest du bitte mal darüber schauen und mir sagen, ob der Rechnungsbetrag gerechtfertigt ist? Ich hole uns in der Zwischenzeit Kaffee.« Ohne seine Antwort abzuwarten, verschwand ich in der Küche.

Da mir heiß war, öffnete ich die Tür zu meinem kleinen Vorgarten und tat ein paar Schritte auf das mit Gänseblümchen übersäte Gras. In der vergangenen Stunde waren ein paar klar konturierte, weiße Wolken am Himmel aufgezogen. Die Sonne schien zwischen ihnen hindurch direkt in mein Gesicht. Für einen Augenblick schloss ich die Augen. Aus dem angrenzenden Park wehten Kinderstimmen und Hundegebell zu mir herüber. Ich wollte gerade in die Küche zurückgehen, als Alfred über die Hecke hinwegsegelte und laut krächzend auf dem Gartentisch landete. Die Krähe war nicht nur zahm, sondern auch verfressen. Fordernd pickte sie mit dem Schnabel auf die Blechdose mit den Walnüssen.

»Nein, mein Lieber«, sagte ich mit einem Kopfschütteln, »eine am Tag reicht, mehr gibt es nicht. Sonst wirst du fett und faul. Und du hattest deine Nuss heute Morgen schon. Außerdem wette ich, dass Funda dir zur Begrüßung heimlich auch eine zugesteckt hat.« Ich schrak zusammen, als ich hinter mir das Quietschen von Turnschuhen auf dem Küchenfußboden hörte.

»Hat er eigentlich schon mal ähnlich ausführlich geantwortet?«, fragte Martin in meinem Rücken.

»Krähen sind sehr intelligent«, entgegnete ich bissig und huschte an ihm vorbei. Ich füllte zwei Becher mit Kaffee, trug sie ins Büro und stellte sie auf den Couchtisch aus bunten Glasbausteinen.

Martin ließ sich unaufgefordert auf dem lila Stoffsofa nieder. Dabei rutschte er in die linke Ecke und bedeutete mir, mich neben ihn zu setzen. »Also«, begann er und schlug die Unterlagen über Franck Gieseke auf. »Ich habe alles überflogen und muss sagen, dass der Kollege sehr ordentlich gearbeitet hat. Hier und da vielleicht etwas ausufernd. Ich frage mich, ob es wirklich wichtig ist zu wissen, wo jemand regelmäßig mittags essen geht oder auf welchen Bergpfaden er seine Kondition trainiert, aber im Großen und Ganzen ist das eine ordentliche Arbeit.«

»Und was ist mit den Kosten?«

»Die sind gerechtfertigt. Ich habe sie grob überschlagen. Er hat den Mann über drei Wochen beobachtet, musste also entsprechend viele Tagessätze berechnen. Und er hatte jede Menge Reisekosten. Ich finde die Rechnung okay.« Er nahm einen Schluck Kaffee.

»Und die Sache an sich?«

»Was meinst du?«

»Allem Anschein nach hat Albert Schettler deinen Kollegen damit beauftragt, diesen Franck Gieseke auszuspionieren. Darf er das einfach so? Ich meine, gibt es da nicht irgendwelche Vorschriften?«

»Du meinst, sonst könntest du auch jederzeit ausgekundschaftet werden?«

»Ist doch ein berechtigter Einwand, findest du nicht?«

Martin nickte. »*Berechtigt* ist das Stichwort. Der Kunde muss ein berechtigtes Interesse nachweisen, damit der Ermittler tätig werden darf.«

»Und im Fall von Schettler und Gieseke?«

»Diese Frage müsste dir der Kollege beantworten können.« Martin schlug das Dossier zu und legte es auf den Tisch. »Allerdings würde ich mir an deiner Stelle die Mühe sparen. Wen interessiert das jetzt noch? Die Rechnung ist okay, mehr brauchst du nicht zu wissen.«

»Könnte die ganze Sache auch getürkt sein?«

»Nicht bei diesem Betrag. Da wird jeder Angehörige skeptisch, ganz egal, wie groß die Trauer ist. Und sobald ein Nachlassverwalter eingeschaltet wird, besteht überhaupt keine Chance, damit durchzukommen.«

»Was für einen Ruf hat dieser Krantz?«

»Soweit ich weiß, ist er ein ehemaliger Kripomann. Ich habe noch nichts Negatives über ihn gehört.«

»Aber?«

»Kein Aber, höchstens ein Warum.«

»Warum mich das so interessiert? Weil ich mich frage, wie man einen Auftrag von jemandem annehmen kann, der ganz offensichtlich unter Verfolgungswahn leidet.«

»Traf das auf diesen Herrn Schettler zu?«

Ich nickte.

»So einen Fall hatte ich auch schon. Seitdem weiß ich, dass es mit dem Offensichtlichen so eine Sache ist. Ich habe von dem Wahn der Frau, die mich damals engagiert hat, nichts bemerkt. Auf mich hatte sie einen völlig normalen Eindruck gemacht. Etwas angespannt vielleicht, nervös, aber das sind viele, die zum ersten Mal einem privaten Ermittler gegenübersitzen.«

»Aber …« Ein Klopfen am Fenster unterbrach mich. Mein Kopf fuhr herum, als wäre ich bei etwas Verbotenem ertappt worden.

Simon stand vor dem Fenster und gab mir ein Zeichen, ihm zu öffnen. »Hast du kurz Zeit?« Erst jetzt schien er Martin zu entdecken und sprach leiser. »Mein PC ist abgestürzt, und dein Vater ist nicht zu Hause. Könntest du mir helfen? Oder dauert das da länger?«

»Wir sind so gut wie fertig«, sagte ich so laut, dass auch Martin es hören musste. »Ich komme gleich rüber.«

Kaum war Simon über den Hof verschwunden, ging ich Richtung Bürotür. Ich wollte mich gar nicht erst wieder setzen.

»Einem Freund lässt man immerhin noch so viel Zeit, dass er seinen Kaffee austrinken kann, meinst du nicht?« Martin klang verletzt.

»Wir sind keine Freunde«, entgegnete ich leise.

»Aber wir wollen es vielleicht werden, nachdem die Alternative, so wie es scheint, keine Chance hat. Ich wäre jedenfalls dafür, dass wir es versuchen. Oder hast du so viele Freunde, dass für mich kein Platz mehr ist?«

Ich spürte, wie sich meine Gesichtszüge entspannten und ich ein Lächeln zustande brachte. Es fühlte sich gut an. Wie der Aufbruch zu einem Abenteuer, das nicht verboten war. »Für dich würde ich einen Platz schaffen, wenn es sein müsste.«

Er blieb noch ein paar Sekunden sitzen und betrachtete mich in aller Seelenruhe, dann stand er auf und kam zu mir herüber.

Eine Schrittlänge vor mir blieb er stehen. Es hatte schon Momente gegeben, in denen er mir näher gekommen war als jetzt, und dennoch hatte ich mich ihm noch nie näher gefühlt.

»Ruf mich an, wenn du Hilfe brauchst. Oder wenn du Lust auf einen Kaffee hast.« Er küsste seinen Zeigefinger und berührte damit meine

Nase.

Wenn wir Freunde werden wollten, musste er sich so etwas abgewöhnen. Aber das würde ich ihm beim nächsten Mal sagen. »Danke für deine Hilfe«, sagte ich stattdessen und begleitete ihn hinaus.

Auf dem Hof ging Martin Richtung Parkplatz, ich zu Simon in den Laden. Ich fand ihn in dem kleinen Büro hinter dem Verkaufsraum. Er saß vor seinem PC und betrachtete ihn wie ein Gerät, das einzig dazu erschaffen worden war, um ihm den letzten Nerv zu rauben.

»Lass mich mal«, forderte ich ihn betont munter auf.

Er erhob sich und schob mir seinen Stuhl hin. »Irgendwann verzweifle ich noch an diesem Ding.«

»Du müsstest dir nur mal einen neuen anschaffen. Inzwischen gibt es viel bessere.« Ich schaltete ihn aus und wieder ein.

»Wer war eigentlich der Typ da eben bei dir im Büro?«

»Martin Cordes. Er ist der private Ermittler, den Theresa Lenhardt vor ihrem Tod mit Recherchen beauftragt hatte.«

»Und was wollte er von dir? Die Sache ist doch längst abgeschlossen.«

»Ich habe ihn gebeten, mir bei meinem neuen Nachlassfall zu helfen. Da bin ich auf die Rechnung eines Ermittlers gestoßen und brauchte eine professionelle Einschätzung, ob damit alles in Ordnung ist.«

Simon trat hinter den PC und warf mir einen prüfenden Blick zu. »Und das ist die Wahrheit?«

Die Schlagzahl meines Pulses verdoppelte sich in Sekundenschnelle. Schweigen hielt ich bei solchen Fragen immer noch für die beste Strategie.

»Oder hast du ihn etwa engagiert, um die gestohlenen Unterlagen zu suchen?«

Mir entfuhr ein erlösendes Lachen. »Du glaubst, ich würde einen Detektiv beauftragen?«

»Wäre das etwas Außergewöhnliches, könnten neunzig Prozent von denen dichtmachen.«

Immer noch lachend hob ich zwei Finger zum Schwur. »Heiliges Ehrenwort! Ich engagiere keine privaten Ermittler.«

»Bedeutet das, du hast diese Unterlagen aufgegeben?«

Ich suchte nach einer Antwort, für die ich nicht lügen musste. »Mir bleibt wohl nichts anderes übrig, nachdem sie gestohlen wurden.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Der Anfang … der ist so lange her …«

Vernehmungsbeamter: »Wir haben Zeit, erzählen Sie ganz in Ruhe. Ich werde Sie nicht unterbrechen.«

Zeugin: »Mein Mann und ich haben uns kennengelernt, als ich dreiundzwanzig war und er zweiunddreißig. Das ist jetzt … warten Sie … es ist siebenunddreißig Jahre her. Ich habe damals noch studiert, Biologie auf Lehramt, er war längst fertig und arbeitete als Physiker für ein Forschungsinstitut. Wir hatten es nicht leicht zu Beginn, seine Eltern waren gegen unsere Verbindung. Ihr Sohn sollte sich nicht an eine wie mich verschwenden, eine ohne Stammbaum, Klasse und altes Geld.« (Schweigen) »Wir waren gerade ein halbes Jahr zusammen, als seine Mutter mich an der Haustür abpasste. Sie lud mich in ein Café ein, und ich war so naiv zu glauben, es handle sich dabei um eine Annäherung. Aber das war es nicht. Sie bot mir Geld. Das sei es doch, worauf ich aus sei. Sie und ihr Mann seien bereit, mich bis zu meinem dreißigsten Geburtstag finanziell zu unterstützen. Ich habe nie wieder jemanden erlebt, der etwas so Niederträchtiges auf eine so harmlos scheinende Weise zum Ausdruck bringen konnte. In einem sanften Tonfall, der einen in trügerischer Sicherheit wiegt. Bis man nach ein paar Sekunden begreift, was sie da gerade gesagt hat. Bis man erstarrt. Sie seien eine sehr angesehene Münchner Familie, sie hätten viel zu verlieren, und ich würde doch sicher verstehen, dass sie ihrem Sohn nur das Allerbeste wünschten. Die Allerbeste, hatte sie mit einem Lächeln hinterhergeschickt. Dabei hatte sie sich in dem Bewusstsein gesonnt, auch einmal als Allerbeste auserwählt worden zu sein. Diese Frau war ein Teufel.«

4

Das Bürohaus hinter dem Marienplatz war sicherlich gut hundert Jahre alt, frisch saniert und beherbergte ausschließlich Vorzeigemieter, unter anderem eine Praxis für plastische Chirurgie, eine für Zahnheilkunde und den Showroom eines exklusiven Modelabels. In dieser Gesellschaft nahm sich das Büro der Detektei Krantz fast unorthodox aus.

Es war erst kurz vor neun an diesem Mittwochmorgen, aber der Aufzug hatte bereits gut zu tun. Ich nahm die Treppe in den dritten Stock und klingelte an dem Messingschild, das neben einer Holztür mit bunten Bleiglasfenstern prangte. Während ich wartete, versuchte ich herauszufinden, wonach es in diesem Treppenhaus duftete. Es war ein zurückhaltender Blütenduft, den ich angenehm fand, aber nicht identifizieren konnte. Vielleicht handelte es sich um ein Aroma, das die Besucher des Hauses in eine gelassene Stimmung versetzen sollte.

Als ich schon glaubte, unverrichteter Dinge wieder abziehen zu müssen, wurde die Tür mit Schwung geöffnet. Mein Gegenüber sah aus wie ein durchschnittlicher Mittfünfziger in einem Anzug von der Stange. Er war um die eins achtzig groß, und seine Gesichtszüge schienen wie mit Weichzeichner bearbeitet. Er wirkte farblos und unauffällig, jemand, den man mit einem Blick streifte und sofort wieder vergaß.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er mit unerwartet sonorer Stimme.

»Wenn Sie Dieter Krantz sind?«

»Das bin ich.«

Ich hielt ihm meine Hand hin und stellte mich vor. »Ich bin die Nachlassverwalterin im Fall Albert Schettler und habe ein paar Fragen an Sie.«

Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich habe um halb zehn einen Termin. Wenn Ihnen ein paar Minuten reichen, können wir kurz hineingehen.«

»Ich werde mich beeilen«, versprach ich, wohl wissend, dass meine Fragen mehr als ein paar Minuten in Anspruch nehmen würden.

Von dem in gedämpftes Licht getauchten Flur gingen zu jeder Seite drei Türen ab, die alle geschlossen waren. Hinter einer von ihnen hörte ich ein Telefon klingeln. Dieter Krantz ignorierte es und bat mich in einen hohen Raum mit Stuckdecke, in dem zwei Stoffsofas in Erdtönen und Beistelltische aus lachsfarbenem Kunststoff standen.

Darauf jeweils Gläser und Flaschen mit Mineralwasser. An den Wänden hingen großformatige Fotografien von Toskanalandschaften. Ich musste an die Bilder in meinem Besprechungszimmer denken, die ich danach ausgesucht hatte, dass sie möglichst beruhigend auf erhitzte Gemüter wirkten. Hier hatte sich offensichtlich jemand ähnliche Gedanken gemacht.

Dieter Krantz setzte sich mir gegenüber. »Herr Schettler ist gestorben?«, fragte er.

»Ja. Am dreißigsten März. Ich wurde vom Nachlassgericht beauftragt, mich um seine Angelegenheiten und damit natürlich auch um seine unbezahlten Rechnungen zu kümmern.«

»Haben Sie Ihre Legitimation dabei? Ich habe schon alles Mögliche erlebt, deshalb vergewissere ich mich gerne, dass alles seine Richtigkeit hat.«

Ich reichte ihm eine Kopie des Dokuments.

Er nahm sich Zeit, es zu studieren, und hob dann den Blick. »Welche Fragen haben Sie?«

»Warum hat Albert Schettler Sie mit diesem Auftrag betraut?«

»Sie meinen, warum er ausgerechnet mich damit betraut hat?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, aus welchem Grund wollte er all das über Franck Gieseke erfahren? Er wird Ihnen doch einen Grund genannt haben, oder?«

»Er kannte Franck Gieseke von früher, und da Herr Schettler keine Familie hatte oder sonst jemanden, dem er sein Erbe hinterlassen wollte, war ihm Herr Gieseke wieder in den Sinn gekommen. Die beiden hatten sich über die Jahrzehnte hinweg aus den Augen verloren, und Herr Schettler wollte sichergehen, dass Herr Gieseke sich dieses Erbes auch würdig erweisen würde, dass er also einen einwandfreien Lebenswandel hat.«

»Und es ist Ihnen nicht seltsam vorgekommen, dass Herr Schettler einen Mann, der ein Jahr älter war als er selbst, als Erben einsetzen wollte?«

»Ich fand es ungewöhnlich, aber das war auch schon alles.« Er strich den Stoff seiner Hose glatt.

»Sie haben sich keine weiteren Gedanken darüber gemacht?«

»Ich habe angenommen, dass er nicht mehr lange zu leben hat«, entgegnete er ohne die kleinste Spur von Verärgerung. »Und dass er einem früheren Freund etwas Gutes tun wollte.«

»Und als Sie feststellten, dass dieser frühere Freund finanziell in sehr guten Verhältnissen lebt, sind Ihnen da Zweifel gekommen?«

»Woran hätte ich denn zweifeln sollen? An der Gerechtigkeit der

Welt? Ich bin mir längst im Klaren darüber, dass die nicht existiert. Und ich hielt es nicht für meine Aufgabe, Herrn Schettler zu raten, sein Vermögen jemandem zu vererben, der es dringender braucht. Zumal ich zu dem Zeitpunkt, als er mich beauftragt hat, noch gar nicht wissen konnte, wie Herr Gieseke finanziell gestellt ist. Und ich kann es auch jetzt nur anhand seines Lebensstils erahnen, seine Konten habe ich nicht eingesehen.« Er beugte sich vor und musterte mich, als hätte ich ganz plötzlich sein Interesse geweckt. »Worauf wollen Sie eigentlich hinaus, Frau Mahlo?«

In diesem Moment ging die Eingangstür auf, und eine Frau Anfang vierzig mit Sportrucksack und Fahrradhelm warf einen entschuldigenden Blick in den Besprechungsraum. Allem Anschein nach hatte sie sich verspätet. Dieter Krantz stand auf und wechselte auf dem Flur einige Worte mit ihr. Dann kehrte er zurück und schloss die Tür. »Entschuldigen Sie, ich habe nur schnell meine Sekretärin gebeten, meinen Termin um eine halbe Stunde nach hinten zu schieben.«

»Danke!«

Er setzte sich wieder und schlug ein Bein über das andere. »Zurück zu meiner Frage: Worauf wollen Sie hinaus?«

Ich wünschte, ich hätte eine klare Antwort auf diese Frage gewusst. »Ich habe zwischen Albert Schettlers Dokumenten ein Testament gefunden«, sagte ich. »Es datiert vom ersten März diesen Jahres. Nutznießer ist die Freiwillige Feuerwehr Obermenzing. Drei Tage später, am vierten März, hat er Sie beauftragt, Franck Gieseke auszuforschen. Kommt Ihnen da seine Begründung, den Mann als Erben einsetzen zu wollen, im Nachhinein nicht seltsam vor?«

»Vermutlich wusste oder ahnte er, dass er nicht mehr lange leben würde. Mit dem Testament, das Sie gefunden haben, wird er sich abgesichert haben für den Fall, dass er vor dem Abschluss meiner Recherchen sterben würde. Was ja letztlich auch der Fall war.«

Ich wusste, es war eine Gratwanderung, da ich Dieter Krantz eigentlich nichts über Schettlers Krankheit sagen durfte. Ich stellte meine Frage trotzdem. »Wussten Sie, dass Albert Schettler seit Jahren unter Verfolgungswahn gelitten hat?«

»Nein.« Er lehnte sich zurück, legte einen Zeigefinger ans Kinn und kniff die Augen zusammen. Dabei wanderte sein Blick in die Ferne. Schließlich schüttelte er sehr entschieden den Kopf. »Es gab keinerlei Anzeichen. Hätte ich etwas davon gemerkt, hätte ich den Auftrag nicht angenommen. Ich kann Sie nur bitten, mir das zu glauben. Ich weiß, es gibt Kollegen, die jeden Auftrag annehmen, ganz gleich, in

welcher psychischen Verfassung der Kunde ist, aber zu denen zähle ich nicht. Albert Schettler hat auf mich einen vernünftigen Eindruck gemacht. Und angespannt sind die meisten Privatpersonen, die zum ersten Mal eine Detektei aufsuchen.«

»Woher wollen Sie wissen, dass er das nicht schon früher gemacht hat?«, rutschte es mir heraus.

Jetzt lächelte Dieter Krantz. »Eins zu null für Sie. Selbstverständlich kann ich das nicht wissen, ich habe es einfach angenommen.«

»Wusste Herr Schettler eigentlich, welche Kosten auf ihn zukommen würden?«

»Ich habe ihm eine grobe Aufstellung gemacht, die sich auf rund zwanzigtausend Euro belief. Er hat nicht einmal mit der Wimper gezuckt und ein paar Tage später anstandslos die fünftausend Euro Vorschuss überwiesen.«

»Ist das normal?«

»Wenn es ums Geld geht, ist kein Kunde wie der andere. Ich habe jedoch die Erfahrung gemacht, dass denen, die wie Herr Schettler reagieren, das Geld weit weniger wichtig ist als das Ergebnis meiner Recherchen. Es ist eine Frage der Prioritäten. Und natürlich der entsprechenden Mittel«, beeilte er sich hinterherzuschicken.

»Schettlers Auftrag stammt vom vierten März. Ihre Rechnung wurde am achten April ausgestellt, darin haben Sie drei Wochen Arbeit veranschlagt. Können Sie solche zeitaufwendigen Aufträge immer so kurzfristig einschieben?«

Ein spöttisches Lächeln huschte über sein Gesicht. »Fragen Sie sich gerade, wie ich die Miete bezahlen könnte, wenn es so wäre?«

Ich erwiderte sein Lächeln. »So in etwa.«

»Ich kann Sie beruhigen. Meine Auftragslage ist so gut, dass ich eine beachtliche Warteliste habe und meine Angestellten gut entlohnen kann. Herr Schettler hat zunächst darauf bestanden, dass ich seinen Auftrag persönlich ausführe. Es war ein hartes Stück Arbeit, ihn davon zu überzeugen, dass einer meiner Mitarbeiter das mindestens genauso gut machen würde.« Zum ersten Mal, seit wir in diesem Raum waren, sah er auf die Uhr.

»Ich weiß, die zehn Minuten sind längst um, gewähren Sie mir trotzdem noch zwei«, bat ich ihn. »Haben Sie Herrn Schettler nach dem vierten März noch einmal gesehen?«

»Nein. Er hat allerdings in den ersten Tagen ständig angerufen und nach dem Stand unserer Ermittlungen gefragt.« Er stockte und sah zum Fenster.

»Was ist?«, fragte ich.

Der Detektiv schüttelte den Kopf, als wolle er eine unliebsame Erinnerung loswerden. Als er schließlich sprach, klang er fast unwirsch. »Vielleicht ist mir da doch etwas durchgegangen«, sagte er.

»Was meinen Sie?«

»Er wollte immer wieder wissen, wo sich Franck Gieseke gerade aufhielt.«

»Und was irritiert Sie auf einmal daran?« Ich war mir sicher, die Antwort bereits zu kennen.

»Seine Nachfragen bekommen eine völlig andere Gewichtung, wenn ich Herrn Schettlers Verfolgungswahn mit in Betracht ziehe.« Er machte eine Geste, als wolle er meiner nächsten Frage zuvorkommen. »Nein, ich habe mir deswegen keine Gedanken gemacht. Ungeduldige Nachfragen von Kunden sind hier wirklich keine Seltenheit.«

»Einmal angenommen, diese Testamentsgeschichte sei nur vorgeschoben gewesen, haben Sie eine Idee, was Albert Schettler von Franck Gieseke gewollt haben könnte?«

»Das fragen Sie mich allen Ernstes? Sie haben mir gerade eröffnet, dass der Mann unter Wahnvorstellungen litt.«

»Das bedeutet nicht, dass er keinen Bezug zur Realität hatte.« In knappen Worten erklärte ich ihm Schettlers Krankheitsbild und leistete dabei im Stillen Abbitte dafür, dass ich den Datenschutz so sträflich missachtete. Manchmal musste man jedoch Informationen hergeben, um im Gegenzug welche zu bekommen.

»Trotzdem halte ich es für sinnvoller, diese Überlegungen mit seinem Psychiater zu erörtern.«

»Er war schon seit Langem nicht mehr in Behandlung.«

Dieter Krantz sah mich lange an. »Was treibt Sie an, Frau Mahlo?«

»Ich möchte meinen Job gut machen, nichts übersehen und den mir überantworteten letzten Wünschen gerecht werden. Albert Schettlers letzter Wunsch hatte mit Franck Gieseke zu tun, aus welchem Grund auch immer.«

»Aus welchem Grund, werden wir beide nie erfahren«, sagte er sehr entschieden und erhob sich. »Das bleibt Herrn Schettlers Geheimnis.«

Als ich zum Marienplatz lief, hatte ich noch ein trotziges *Das wollen wir doch mal sehen* im Sinn. Aber bereits in der S2 Richtung Obermenzing versuchte ich, mich Dieter Krantz' pragmatischem Umgang mit Geheimnissen anzunähern. Schettler war tot. Er hatte, wie es aussah, nur dieses eine Testament gemacht. Ich würde alles noch einmal in Ruhe durchgehen, um nichts zu übersehen, und dann den gesamten Nachlass an die Freiwillige Feuerwehr Obermenzing

übergeben. Selbst wenn mir der Dieb und die Unterlagen, die er mir gestohlen hatte, immer noch im Kopf herumspukten – ich musste einen Haken dahinter machen. Jemandem, der sich mit Fragezeichen weniger schwertat als ich, wäre es sicher leichter gefallen.

»Und?«, empfing Funda mich mit großen Augen, als ich ins Büro zurückkehrte. Ich hatte ihr einen Zettel hinterlassen und im Telegrammstil erklärt, was ich vorhatte. »Was hat es nun mit diesem Franck Gieseke auf sich?«

»Schettler kannte ihn wohl aus Jugendtagen, hat ihn dann aber aus den Augen verloren und kurz vor seinem Tod erwogen, ihn als Erben einzusetzen. Die Detektei sollte herausfinden, ob es sich bei ihm nicht um einen Tunichtgut handelt, der seines Erbes unwürdig ist.«

»Dafür wollte er so viel Geld ausgeben? Das glaube ich nie im Leben!«

»Wenn jemandem Geld viel bedeutet, will er es keinesfalls verschleudern.«

»Sag ich doch!«

»Aber ich meinte es anders. Egal! Warum auch immer er es investiert hat, wir werden es nicht erfahren.«

»Sonst gibst du längst nicht so schnell auf«, meinte Funda mit einem enttäuschten Unterton in der Stimme. »Wir könnten doch noch ein wenig weiter nachforschen.«

»Wir haben genug anderes zu tun«, entgegnete ich halbherzig.

»Also ich würde mich gerne noch ein wenig mit diesem Puzzle beschäftigen. Ich bin ein richtiger Junkie, was das angeht. Ich kann erst aufhören, wenn das Bild keine Lücken mehr aufweist.«

In meinem Fall waren es die Fragezeichen, die mich nicht aufhören ließen. Eine Marotte, die sich seit Bens Verschwinden um ein Vielfaches verstärkt hatte. Es kam mir vor, als hätte dieses eine große Fragezeichen, das ich sechs Jahre lang hatte ertragen müssen, meine Fähigkeit, andere Fragezeichen zu ertragen, geschwächt. Mit einem Seufzer ließ ich mich ins Sofa plumpsen und streckte die Beine aus. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten, Funda.« Ich hob den Daumen. »Nummer eins: Er kannte Gieseke aus Jugendtagen und wollte ihm tatsächlich sein Vermögen vererben. Nummer zwei«, ich hob den Zeigefinger, »sein Wahn hatte eine neue Dimension erreicht. Es genügte ihm nicht mehr, seine Nachbarn auszuspähen, sondern er hat den Kreis größer gezogen und Fachleute damit beauftragt.«

»Einspruch!«, ging Funda dazwischen und rollte auf dem Bürostuhl näher. »Das erklärt nicht, warum seine Wahl ausgerechnet auf diesen Franck Gieseke gefallen ist. Und: Weißt du eigentlich, wie alt dieser

Gieseke ist? Ein Jahr *älter* als Schettler. Es ist doch Quatsch, einen fast Gleichaltrigen als Erben einzusetzen.«

»Derselbe Gedanke ist mir auch schon gekommen. Dieser Detektiv hat vermutet, dass Schettler krank war und wusste, dass er bald sterben würde.«

»An Wahnvorstellungen stirbt man nicht. Und auf etwas Körperliches weist nichts hin. Oder hast du irgendwo Medikamente in seinem Haus gesehen? Ich nicht.«

»Immerhin ist er an einem Schlaganfall gestorben, ganz gesund kann er also nicht gewesen sein«, gab ich zu bedenken. »Vielleicht hat er in den Wochen vor seinem Tod gespürt, dass etwas mit ihm nicht stimmt, und hat zur Sicherheit ein Testament gemacht, sozusagen ins Unreine, falls ihm etwas zustoßen sollte, bevor er Franck Gieseke durchleuchten lassen konnte.«

Funda blätterte in Schettlers Dokumenten. »Sein Testament hat er am ersten März gemacht. Und wann hat er der Detektei den Auftrag erteilt?«

»Drei Tage später«, antwortete ich gedehnt. »Vielleicht war er kurz zuvor bei einem Arzt gewesen und hat erfahren, dass er gesundheitlich auf der Kippe steht. Dann ist er nach Hause gegangen, um seine Angelegenheiten zu regeln. Denjenigen, den er am liebsten als Erben einsetzen wollte, musste er allerdings erst einmal durchleuchten lassen. Also hat er zunächst die zweitbeste Lösung gewählt. Klingt doch logisch.«

»Das Problem ist nur, dass Albert Schettler privat versichert war«, trumpfte Funda auf. »Und ich habe nur die Rechnungen vom Notarzteinsatz und seinem Krankenhausaufenthalt gefunden. Wäre er im Februar beim Arzt gewesen und hätte eine niederschmetternde Diagnose bekommen, müsste die Rechnung in seinen Unterlagen und als Abbuchung auf seinem Konto zu finden sein.«

Funda hatte in den vergangenen Monaten eine Menge dazugelernt, vermerkte ich im Stillen. »Erstens gibt es Ärzte, die sich mit ihren Rechnungen Zeit lassen. Und zweitens besteht die Möglichkeit, dass er gar nicht beim Arzt war und sich nur eingebildet hat, todkrank zu sein.«

»Stimmt«, gab sie widerstrebend zu. »Und was machen wir jetzt damit?«

Ich setzte mich in den Schneidersitz und kaute auf meiner Unterlippe herum. »Wenn die Unterlagen nicht ausgetauscht worden wären, würde ich die Akte Schettler vermutlich leichtherzig schließen. Aber ich frage mich immer noch, was dahinterstecken könnte.«

Funda wippte auf ihrem Drehstuhl und starrte auf den Boden. Dann ging ein Ruck durch ihren Körper. »Ich würde diesen Franck Gieseke anrufen und ihn nach seinem Verhältnis zu Albert Schettler fragen.« Sie rollte zum Schreibtisch, griff nach dem Telefon und warf es mir zu.

»Was? Jetzt?«

Anstelle einer Antwort zog sie sich das Dossier über Gieseke heran. Mit dem Finger fuhr sie die Zeilen entlang. »Hier.« Sie diktierte mir eine Telefonnummer mit französischer Vorwahl.

Es klingelte lange, bevor mich ein Anrufbeantworter bat, Namen, Telefonnummer und Nachricht zu hinterlassen. Ich unterbrach die Verbindung. »Niemand zu Hause«, sagte ich mit einem Anflug von Enttäuschung.

»Okay, das war die Nummer seines Hauses in Lumio, an der Westküste. Er hat aber auch noch ein Apartment in Bastia. Ruf doch dort mal an.« Sie las mir auch diese Nummer vor.

Als sich bereits nach dem zweiten Klingeln eine Stimme auf Französisch meldete, hätte ich vor Schreck fast aufgelegt. Ich fing mich jedoch schnell und fragte die Frau am anderen Ende der Leitung auf Deutsch nach Franck Gieseke. Sie antwortete mir mit einem leichten französischen Akzent, ich möge mich einen Moment gedulden, sie werde ihren Mann holen.

»Gieseke«, meldete der sich gleich darauf.

»Guten Tag, Herr Gieseke. Mein Name ist Kristina Mahlo, ich bin die Nachlassverwalterin von Albert Schettler.« Erst in diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass mein Gesprächspartner vielleicht noch gar nichts von Schettlers Tod wusste. »Es tut mir leid, dass ich Sie mit dieser Nachricht am Telefon überfalle. Ich …«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gleich unterbreche, aber ich vermute, dass Sie sich verwählt haben.« Es klang, als wolle er auflegen.

»Einen Moment bitte! Sie sind doch Franck Gieseke, oder?«

»Das bin ich. Trotzdem muss es sich um einen Irrtum handeln. Ich kenne diesen Mann, von dem Sie sprechen, nicht.«

»Er hieß Albert Schettler, war siebenundsechzig Jahre alt, als er starb, wohnte in München und kannte Sie meinen Informationen nach aus Jugendtagen.«

»Frau …?«

»Mahlo«, half ich ihm auf die Sprünge.

»Frau Mahlo, ich habe ein sehr gutes Gedächtnis und versichere Ihnen, dass ich keinen Albert Schettler kenne. Es muss sich da um eine Verwechslung handeln. Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen

kann. Ich wünsche Ihnen aber viel Erfolg bei Ihrer Suche.« Kurz darauf knackte es in der Leitung.

»Er hat aufgelegt«, sagte ich zu Funda. »Und er hat noch nie etwas von einem Albert Schettler gehört.«

»Vielleicht hat der Detektiv sich an den falschen Franck Gieseke drangehängt.«

»Wie wahrscheinlich ist das denn?« Ich musste lachen.

»Ausgeschlossen ist es nicht. Frag ihn!«

Ich legte das Mobilteil auf den Tisch und schüttelte den Kopf. »Wir haben schon viel zu viel Zeit mit dieser Sache verplempert. Jetzt ist Schluss!«

»Wetten, dass sie dir keine Ruhe lassen wird?«

Zum Glück hatte ich mich nicht auf die Wette eingelassen. Ich hätte sie verloren. Kurz vor Feierabend griff ich zum Hörer und rief Dieter Krantz an. Ich erzählte ihm von meinem Telefonat mit Franck Gieseke und fragte ihn, ob er sicher sei, den richtigen Mann ausgespäht zu haben. Das Angenehme an dem Detektiv war sein völliger Mangel an Eitelkeit. Er nahm meine Frage sachlich und fühlte sich nicht im Geringsten an den Karren gefahren.

Ja, er sei sich da ganz sicher, denn selbstverständlich seien zuvor ein paar eingrenzende Eckdaten abgeklärt worden. Die habe Schettler ihnen geliefert: Giesekes Geburtsort Ingolstadt, sein Elternhaus, das familieneigene Transportunternehmen, das Wirtschaftsstudium des Sohnes in München. Danach hätten sich die beiden aus den Augen verloren. Albert Schettler habe nichts über den weiteren Lebensweg seines früheren Freundes gewusst, auch nicht, dass er seit Jahren auf Korsika lebe. Einiges wäre allerdings ohne Weiteres über das Internet herauszufinden gewesen. »Es kommt nicht mehr so häufig vor, dass wir für Kunden arbeiten, die diese Möglichkeit nicht selbst nutzen, bevor sie uns konsultieren«, sagte Dieter Krantz.

»Herr Schettler besaß weder einen Fernseher noch Computer und Handy. Diese Geräte haben ihm Angst gemacht.«

»Verstehe.«

»Was ich nicht verstehe, ist, wieso Franck Gieseke den Namen Albert Schettler durch mich zum ersten Mal gehört haben will. Haben Sie dafür eine Erklärung, Herr Krantz?«

»Nein. Aber ist das für Ihre Arbeit überhaupt von Belang? Wenn ich Sie richtig verstanden habe, gibt es ja ein Testament.« Damit war die Sache für ihn erledigt.

Und für mich hätte sie es auch sein sollen. Eigentlich. Ich sah auf

die Uhr. In zwei Stunden waren Simon und ich bei Arne, unserem gemeinsamen Freund, zum Essen eingeladen. Henrike würde auch dort sein, sie und Arne waren seit knapp einem Jahr ein Paar. Mir blieb also noch genügend Zeit. Ich suchte mir die Handynummer von Peter Siebert heraus und rief ihn an.

»Ich weiß, ich soll Sie tagsüber nicht stören, könnten Sie bitte trotzdem eine Ausnahme machen?«

»Warten Sie, ich gehe kurz hinaus«, flüsterte er. »So, jetzt können wir reden.«

»Danke! Ich mache es auch kurz: Hat Herr Schettler Ihnen gegenüber mal den Namen Franck Gieseke erwähnt?«

»Nein. Wer soll das sein?«

»Ein Freund aus Jugendtagen. Könnten Sie mir einen Gefallen tun und Ihren Vater danach fragen?«

»Warum ist denn das so wichtig?«

Innerlich stöhnte ich auf. Was sollte ich auf diese Frage antworten? Dass ich Spuren folgte, die jemand mit Verfolgungswahn gelegt hatte? Ich war auf dem besten Wege, mich lächerlich zu machen. »Herr Schettler wollte ihm seine Bücher hinterlassen«, rettete ich mich in eine Lüge, »aber er hat nur den Namen notiert, nicht jedoch, wie ich den Mann finde. Und das Problem mit seinem Adressbuch haben Sie mir ja erklärt. Darin finde ich den Namen natürlich auch nicht.«

»Ich könnte meinen Vater heute Abend anrufen.«

»Ginge es auch jetzt gleich? Damit würden Sie mir sehr helfen.«

Er versprach mir, es zu versuchen, dann legten wir auf. Während ich auf seinen Rückruf wartete, kraulte ich Rosa das Fell. Sie drehte sich gerade auf den Rücken und streckte genüsslich alle viere von sich, als Peter Siebert sich zurückmeldete.

»Also«, begann er, »ich habe meinen Vater erreicht. Und der Name, den Sie mir genannt haben, sagt ihm nichts. Tut mir leid, Frau Mahlo, ich hätte Ihnen gerne geholfen.«

Arnes Kochinsel hätte meine Küche gesprengt. In seiner hätte sie jedoch verloren gewirkt, wäre sie auch nur einen halben Meter kleiner gewesen. Zu viert standen wir drum herum und fachsimpelten über den Wein, den Simon mitgebracht hatte. Mit Ausnahme von Henrike, die Alkohol nicht anrührte, sondern nur daran schnupperte, waren wir alle bereits beim zweiten Glas.

Arne und ich hatten uns kennengelernt, als ich das Testament seiner Stiefmutter vollstreckte, die ihn so gut versorgt hatte, dass er bis an sein Lebensende die Füße hätte hochlegen können. Was er nicht tat.

Inzwischen war er fünfundvierzig und nutzte seine finanzielle Unabhängigkeit, um mit Autos zu handeln, vorzugsweise mit Luxusschlitten. Er war sich aber auch nicht zu fein dazu, fahrbare Untersätze jeder Art aus meinen Nachlässen zu verkaufen.

Mit seinen breiten Schultern, den O-Beinen und dem raspelkurz geschorenen, dunkelblonden Haar wirkte er nicht nur wie jemand, der zupacken kann, er wurde diesem Eindruck auch immer wieder gerecht. Aber Arne hatte auch eine sensible, leise Seite, mit der er Henrike für sich eingenommen hatte.

Sie war drei Jahre jünger als er, überragte ihn um ein paar Zentimeter und wirkte in seiner Gegenwart stets eine Spur weicher als sonst. An diesem Abend trug sie ihr dunkles Haar hochgesteckt, was Arne mehr als einmal dazu animierte, sie auf den Nacken zu küssen. Wenn ich die beiden so sah, erwischte ich mich immer dabei, dass ich den Atem anhielt. Arne wusste nicht, dass Henrike eigentlich Polizistin war und sie sich lediglich für ein paar Jahre hatte beurlauben lassen. Sie hatte mir das Versprechen abgenommen, es ihm nicht zu verraten.

Arnes Vater war Polizist gewesen. Seine erste Frau, Arnes Mutter, hatte sich vor einen Zug geworfen, als er zwölf war. Ihre Nachfolgerin war nach nicht mal einem Jahr auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Nummer drei schließlich, seine geliebte Stiefmutter, die ihn später so gut versorgt hatte, war seinetwegen geblieben, bis er achtzehn war. Am Tag seiner Volljährigkeit hatten Arne und sie diesem Mann, den Arne einmal als sadistisches Schwein beschrieben hatte, den Rücken gekehrt. Aber war es fair, deswegen jeden Polizisten zu verdammen?, hatte ich ihn einmal gefragt. Und er hatte mit einem Ja geantwortet, das von ganz tief drinnen kam. *Wenn alle Kollegen genau wissen, wie dein Vater tickt, weil deine Mutter und ihre Nachfolgerinnen sie um Hilfe angefleht hatten, und keiner tut etwas, ja, dann habe ich jedes Recht dazu, diesen Verein zu verdammen.*

Simon hatte ihn damals auf Anhieb verstanden und nur genickt. Das Einvernehmen der beiden ließ mich immer wieder staunen. Als sie sich durch mich kennenlernten, hätte ich keinen Heller darauf verwettet. Mehr als ein Jahr lang hatten sie sich entweder ignoriert oder angefeindet. Simon war drei Jahre älter als ich, aber zehn Jahre jünger als Arne. Er fühlte sich damals von ihm nicht ernst genommen. Arne im Gegenzug fühlte sich von Simon nicht respektiert. Es waren Scheingefechte, einzig dazu gedacht, das gegenseitige Misstrauen zu kaschieren. Und die Angst, verletzt zu werden. Da keiner von beiden leicht Freundschaften schloss, waren die, die zustande kamen, von

Dauer. Manchmal kam es mir vor, als bilde ihre Kindheit den Kitt, der das Ganze so fest zusammenhielt. Sie verstanden sich auf eine Weise, wie es nur Menschen tun, die einen ähnlichen Schmerz erlitten haben.

Simons Vater war zwar kein Sadist, dafür aber ein Trinker und Schläger gewesen. Seine Mutter hatte sich auf eine imaginäre Insel zurückgezogen, wo sie ihre Egomanie pflegen konnte. Simon war dem Ganzen genau wie Arne mit achtzehn entkommen. Und obwohl er nie zurückgekehrt war, bestimmte sein Elternhaus noch heute in mancher Hinsicht sein Leben. Genau wie bei uns anderen auch.

»Ich muss übrigens für ein paar Tage nach Korsika«, sagte ich über die dampfenden Töpfe hinweg.

Simon und Henrike sahen mich an, als hätte ich eine Reise zum Mond angekündigt. Nur Arne ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern verfeinerte seine selbst gemachte Tomatensuppe mit Basilikum.

»Wieso Korsika?«, fragte Simon.

»Weil dort ein Ferienhaus steht, das zu einem Nachlass gehört.« Die Lüge ging mir leichter über die Lippen als die Wahrheit. Zumal es in Wahrheit auch darum ging, dass ich auf eigene Kosten und eigenes Risiko eine Reise antrat, die beruflich durch nichts zu rechtfertigen war. Mir war das bewusst, aber ich konnte nicht anders. Offene Fragen hatte ich viel zu lange als unerträglich empfunden, als dass ich sie jetzt einfach hätte beiseiteschieben können.

Henrike machte ein Gesicht, als traue sie ihren Ohren nicht.

»Wenn es nicht eilt, könnten wir zusammen hinfahren«, meinte Simon. »Ich würde mir gerne mal ein paar korsische Weingüter ansehen.«

»Nachlasssicherung eilt immer, das weißt du doch. Deshalb muss ich noch diese Woche dorthin.«

»Diese Woche? Heute ist Mittwoch. So kurzfristig bekommst du doch gar keinen günstigen Flug mehr.«

»Aber einen Platz auf der Fähre. Ich habe ihn bereits gebucht. Freitag um vierzehn Uhr ab Livorno. Ich fahre in der Nacht von Donnerstag auf Freitag um vier Uhr los. Mehr als acht Stunden brauche ich nicht.«

»Nachts um vier?«, fragte Simon entgeistert.

Für mich war es seit Jahren die Uhrzeit, um die herum mein Schlaf sich verflüchtigte. »Da gibt es keine Staus.«

»Aber nicht mit deiner alten Gurke«, mischte sich Arne ein. »Du kannst einen Wagen von mir haben.«

»Warum hast du denn nicht eher etwas davon erzählt?« Simon

wirkte, als hätte ich ihm gerade den Abend verdorben.

Mein schlechtes Gewissen türmte sich zu einer zentnerschweren Last. Ich log Simon und meine Freunde an, und das alles nur, um einer mehr als zweifelhaften Spur zu folgen, die mich auf eine Insel ins Mittelmeer führte. Zu einem Mann, der aus welchem Grund auch immer in Albert Schettlers Hirn herumgespukt hatte.

»Kris!«, insistierte Simon, »warum hast du nicht eher etwas davon gesagt? Ich wäre gerne mitgekommen.«

»Tu's doch einfach«, schlug Arne vor, »ich vertrete dich in deinem Laden.«

»Das geht nicht, am Wochenende habe ich gleich bei zwei Stammkunden Weinproben zugesagt. Die kann ich nicht so mir nichts, dir nichts absagen.«

»Und bei mir passt es nur in den nächsten Tagen«, verteidigte ich mich.

Henrike hatte ihren Röntgenblick aufgesetzt und musterte mich. Fehlte nur noch, dass sie eins und eins zusammenzählte und das auch noch laut kundtat. Aber meine Befürchtung bestätigte sich nicht. Sekunden später verkündete sie, dass sie in tiefe Bewusstlosigkeit sinken werde, wenn sie nicht augenblicklich etwas zu essen bekäme.

Simon hatte lange nicht einschlafen können an diesem Abend. Seine Sensoren waren zu fein, als dass er mir die Geschichte ohne Weiteres abgenommen hätte. Und so reimte er sich alles Mögliche zusammen, was mich dazu bewegt haben könnte, ganz plötzlich alleine nach Korsika aufzubrechen. Irgendwann reduzierten sich die vielen Möglichkeiten auf eine einzige: einen anderen Mann. Ich versuchte mit Engelszungen, ihn davon zu überzeugen, dass aus dieser Richtung keine Gefahr drohte. Aber er ließ sich nicht davon abbringen. Die Falten auf seiner Stirn wurden immer tiefer.

»Du lügst mich an, Kris«, sagte er schließlich erschöpft.

»Stimmt.« Seine Verunsicherung war zu groß, als dass ich meine Geschichte guten Gewissens weiter hätte durchhalten können. »Aber nicht, wie du denkst«, gestand ich ihm kleinlaut.

»Dann kann es nicht schlimmer kommen. Erzähl!«

Also erzählte ich ihm von Albert Schettler, Dieter Krantz und Franck Gieseke. Ich erzählte ihm von meinem Unbehagen, was diesen Fall betraf, und meinem Bauchgefühl, das mir sagte, dass der Diebstahl und Austausch der Unterlagen kein Zufall gewesen war. Dass sich Schettlers Instruktionen, gut auf seine Unterlagen aufzupassen, nicht so einfach wegdiskutieren ließen. Und dass mein einziger weiterer

Anhaltspunkt dieser Franck Gieseke war. Der – zugegeben – überhaupt nichts mit diesen Unterlagen zu tun haben musste. Der aber für Schettler von so großer Bedeutung gewesen war, dass er ihn für zigtausende Euro hatte ausspionieren lassen. Und der Grund, aus dem ich glaubte, das habe nichts mit seinem üblichen Wahn zu tun, sei, dass er dabei eben vom Üblichen abgewichen war. In seinem ganz alltäglichen Wahnerleben habe er sich verschanzt, habe seine Nachbarn beobachtet, sich von ihnen bedroht gefühlt und alles an Elektronik aus dem Haus geschafft, was ihm seiner Ansicht nach hätte gefährlich werden können. Franck Gieseke füge sich meiner Ansicht nach einfach nicht in dieses Bild.

Simon hörte sich alles an, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen. Dann fasste er seine Meinung in drei Worten zusammen. »Kris, du spinnst!«

In gewisser Weise hatte er damit sogar recht, gestand ich mir ein.

»Seit wir uns kennen, waren wir genau zweimal im Urlaub«, fuhr er fort.

»Wir sind jedes Jahr einmal gefahren!«

»Ich muss dir jede Woche abringen, weil es immer gerade etwas Brandeiliges oder Wichtiges gibt, das nicht aufgeschoben werden kann. Und dann hast du plötzlich Zeit, um ein paar Tage auf Korsika zu verbringen.«

»Das ist kein Urlaub.«

»Das ist ja das Schlimme«, polterte er. »Andere reißen sich ein Bein aus, um mal ein paar Tage auszuspannen, und du lügst mich an, damit du dich kopfüber in diesen Fall stürzen kannst, der …« Für einen Moment fehlten ihm die Worte.

»Der mir genauso wichtig sein sollte wie jeder andere. Ich kann Albert Schettler doch nicht nur deshalb weniger ernst nehmen, weil er psychisch krank war.«

Simons Seufzer klang resigniert. »Du bist nicht verantwortlich für diese Unterlagen.«

»Selbstverständlich bin ich dafür verantwortlich! Nur weil alle glauben, sie enthielten nichts als Wahnideen, muss das nicht stimmen.«

»Und was ist, wenn du recht hast und es tatsächlich keine Wahnideen sind? Dann solltest du dich doch wohl erst recht heraushalten!«

»Ich möchte nur mit diesem Franck Gieseke reden, Simon, mehr nicht. Wenn er mir ins Gesicht sagt, dass er Albert Schettler nicht kannte, und wenn ich den Eindruck habe, ihm das glauben zu können,

dann bin ich bereit, Schettlers Unterlagen einen anderen Stellenwert einzuräumen. Aber erst dann.«

5

Der Donnerstag geriet zu einem dieser Tage, an denen ich mich hätte vierteilen können. Aber selbst dann wäre nicht alles zu schaffen gewesen, was auf meiner To-do-Liste stand. So musste ich mich mit dem Nötigsten begnügen: die dringendsten Telefonate erledigen, mit Funda einen Plan für die nächsten Tage aufstellen, meinen Eltern von der Reise erzählen, packen, Proviant einkaufen, Arne wegen des Autos kontaktieren, das er mir schließlich vollgetankt auf den Hof stellte, und mich von Simon und Rosa verabschieden. Henrike, die den ganzen Tag über weder zu finden noch zu erreichen gewesen war, schrieb ich eine SMS.

Als es schließlich Zeit war, schlafen zu gehen, war ich hellwach und aufgekratzt. Unzählige Gedanken schwirrten mir durch den Kopf. Ich musste immer wieder an den Dieb der Unterlagen denken. Wer war dieser Mann? Bei dieser Frage wurde mir bewusst, wie wenig ich über Albert Schettler und sein Umfeld wusste. Bisher hatte ich lediglich Peter Siebert kennengelernt. Und der hatte mit dem schnittigen Fahrradfahrer in etwa so viel gemeinsam wie eine gemütliche Schnecke mit einem Wiesel.

Mein einziger Strohhalm war Franck Gieseke. War es Blödsinn, dass ich mich auf die Reise zu diesem Mann machte, der den Verstorbenen angeblich gar nicht gekannt hatte? Warum hatte Albert Schettler ihn überhaupt ausspionieren lassen? Weil er sich von ihm bedroht gefühlt hatte? Hatte er deswegen Dieter Krantz ständig angerufen – um zu erfahren, wo sich Franck Gieseke gerade aufhielt und ob er vor ihm in Sicherheit war? Oder war tatsächlich alles nur das Hirngespinst eines kranken Mannes gewesen? In dem Fall würde ich Hunderte von Kilometern umsonst zurücklegen.

Und wenn schon, machte ich mir selbst Mut, der Diebstahl und der Austausch der Unterlagen waren definitiv kein Hirngespinst. Es musste einen triftigen Grund dafür geben. Und selbst wenn sich dieser Grund am Ziel meiner Reise nicht klären ließ, würde ich immerhin Korsika kennenlernen. Zugegeben, es hätte idealere Zeitpunkte für eine solche Reise gegeben – wenn nicht so viel Unerledigtes auf meinem Schreibtisch gelegen hätte, wenn Simon Zeit gehabt hätte, mich zu begleiten, wenn … Mit dem dritten Wenn fielen mir die Augen zu.

Pünktlich um drei Uhr morgens riss mich der Wecker aus dem

Tiefschlaf. Meinen ersten Kaffee nahm ich mit ins Bad, den zweiten trank ich, als ich fertig angezogen war. Ich schmierte Brote, packte Karotten und Schokolade ein und füllte Kaffee in eine Thermoskanne. Als ich um kurz vor vier im Licht des Bewegungsmelders über den Hof auf Arnes Golf zuging, der im Vergleich zu meinem Wagen ein Jüngling war, fühlte ich mich fit und ausgeruht. Und ich spürte eine leise Aufregung, in die sich Vorfreude mischte. Nachdem ich mein Gepäck verstaut hatte, ließ ich den Blick noch einmal über den Hof schweifen. Bens Kerze brannte ruhig in der Laterne. Für einen Moment kam es mir vor, als würde dieses Licht mit mir kommunizieren und mich in seinen Bann ziehen. Sekunden später löste ich mich davon und stieg ins Auto.

Um niemanden zu wecken, schloss ich die Autotür möglichst leise. Gleich darauf hörte ich ein fast identisches Geräusch, das wie ein Echo klang. Aus dem Augenwinkel sah ich etwas vorbeihuschen. Mein Herz begann zu rasen, und ich suchte hektisch nach dem Knopf für die Verriegelung. Kaum hatte ich ihn gedrückt, schaltete sich das Licht des Bewegungsmelders aus, und jemand rüttelte am Türgriff der Beifahrerseite. Ein Fingerknöchel hämmerte gegen die Fensterscheibe. Der Schreck saß so tief, dass ich mich nicht rühren konnte. Zwei große Augen starrten mich mit einer Mischung aus Vorwurf und Aufforderung durch die Scheibe an. Es dauerte einen Moment, bis ich realisierte, wem diese Augen gehörten. Mit einem Stöhnen entriegelte ich die Tür.

»Bist du noch zu retten?«, schimpfte ich im Flüsterton mit Henrike. »Was soll das? Du hast mir einen höllischen Schrecken eingejagt!«

»Guten Morgen«, entgegnete sie verschlafen und öffnete die hintere Tür, um Reisetasche und Rucksack auf die Rückbank zu werfen. Dann ließ sie sich auf den Beifahrersitz fallen, schnallte sich an, senkte die Rückenlehne, schob sich ihre Lederjacke in den Nacken und blinzelte mich müde an. »Worauf wartest du?«

»Kannst du mir mal sagen, was das soll?«

»Was wohl? Ich begleite dich. Nun fahr schon! Es ist mitten in der Nacht, und ich bin todmüde. Seit halb vier warte ich hier, um dich auf keinen Fall zu verpassen. Ich bin um drei aufgestanden«, sagte sie in einem Ton, als könne sie es selbst nicht glauben.

»Ich auch.«

»Im Gegensatz zu dir bin ich aber nicht daran gewöhnt. Deshalb ist es für mich viel schlimmer.«

»Soll ich dich jetzt etwa bedauern?«

»Du sollst einfach nur losfahren, ich löse dich ab, wenn ich

ausgeschlafen habe.« Sie streckte ihre langen Beine aus und schloss die Augen, während sich ihr typischer Moschusduft im Wageninneren ausbreitete. An ihrem gleichmäßigen Atmen hörte ich, dass sie bereits eingeschlafen war.

Mein Ärger verflog so schnell, wie er gekommen war, und machte einer wachsenden Freude Platz. Henrike mit ihrem Röntgenblick, ihrem Wissen und ihrer Erfahrung würde Franck Gieseke vermutlich viel schneller und besser durchschauen als ich, die ich mich allein auf meine Intuition verlassen konnte. Eines war jedoch klar: Sie würde mich nicht freiwillig zu einem Gespräch mit diesem Mann begleiten. Also würde ich sie überreden müssen.

Während ich auf der noch relativ leeren Autobahn in die Morgendämmerung fuhr, beneidete ich Henrike um ihren festen Schlaf. Weder wachte sie auf, als ich anhielt, um die Vignette für Österreich zu kaufen, noch als ich auf der Inntalautobahn scharf abbremsen musste, weil ein Wagen ohne Vorwarnung auf meine Spur wechselte. Kurz hinterm Brenner berührte ich sie schließlich leicht an der Schulter. Ein unwilliges Murren war die einzige Reaktion.

Ich ließ nicht locker. »Wach auf, wir sind gleich da.«

»Was?« Sie richtete sich verschlafen in dem Sitz auf und sah aus dem Fenster in die Landschaft, die unverkennbar zu Südtirol gehörte. Während sie die Rückenlehne elektrisch hochfahren ließ, gähnte sie ausgiebig und las das Autobahnschild, das Bozen als eine der nächsten Stationen anzeigte. »Hast du nicht gesagt, wir seien gleich da?«

»Warum fährst du mit?«

»Deshalb hast du mich geweckt?«

»Sag schon!«

»Ich war noch nie auf Korsika. Außerdem könnte es in dem Ferienhaus, das zu deinem Nachlass gehört, guten Trödel geben. Meinst du nicht?«

»Dieses Ferienhaus war eine Lüge.«

»Dachte ich mir. Und da du hin und wieder zu unüberlegten Entscheidungen neigst, habe ich beschlossen, als dein Schutzengel mitzukommen.«

»Meine Entscheidung ist nicht unüberlegt!«

»Aber sie geht ganz sicher über das beruflich notwendige Maß hinaus. Wenn es auf Korsika noch nicht einmal ein Ferienhaus als Teil eines Nachlasses gibt, was willst du dann dort?«

»Eine Frage klären, die mir keine Ruhe lässt.«

Sie sah mich von der Seite an. »Ich weiß, wie schwer für dich die sechs Jahre gewesen sind, in denen du nicht wusstest, was mit deinem

Bruder geschehen ist. Und ich kann nachempfinden, dass du seitdem auf offene Fragen allergisch reagierst, dass du alles am liebsten sofort geklärt haben willst. Aber diese unerträgliche Ungewissheit liegt hinter dir. Du kannst sie mit nichts ungeschehen machen, aber du musst sie auch nicht dein Leben bestimmen lassen. Und außerdem geht es jetzt wohl kaum um deine eigene Familie.«

»Kannst du dir vorstellen, wie hilflos ich mich in all den Jahren gefühlt habe?«

»Ja, das kann ich.«

»Dann kannst du dir vielleicht auch vorstellen, wie gut es sich anfühlt, Fragen nicht hilflos gegenüberzustehen, sondern sie klären zu können – egal, um wen es dabei geht.«

»Um welche Frage geht es hier denn überhaupt? Ich nehme mal an, sie betrifft den Mann mit der Paranoia.«

Ich griff hinter mich und zog die Unterlagen über Franck Gieseke aus meiner Tasche. »Es geht um dieses Dossier. Albert Schettler hat es ein paar Wochen vor seinem Tod in Auftrag gegeben. Der Mann, den er hat ausforschen lassen, hat jedoch noch nie in seinem Leben den Namen Schettler gehört. Behauptet er zumindest.«

»Was ja …«

»Ich weiß, was du sagen willst«, schnitt ich ihr das Wort ab. »Das habe ich mir auch schon alles selbst vorgebetet. Selbstverständlich könnte das auch ein Auswuchs von Schettlers Krankheit gewesen sein. Die Betonung liegt auf *könnte*. Ich glaube es nämlich nicht. Es passt nicht in sein übliches Schema. Und ich möchte wissen, ob ich mich irre.«

In der Geschwindigkeit, mit der sie die Seiten umblätterte, ließ sich der Bericht höchstens überfliegen. So schnell konnte nicht einmal Henrike lesen. Als sie ihn zuschlug, gab sie ein Grunzen von sich, zog eine Schachtel Zigaretten aus ihrer Lederjacke und drehte sie zwischen den Fingern. Dabei schüttelte sie den Kopf, als könne sie nicht fassen, in was sie da hineingeraten war.

»Simon hat gesagt, dass ich spinne.«

»Dem ist nichts hinzuzufügen.«

Ich warf ihr einen Seitenblick zu. Um ihre Lippen herum zuckte es auf eine Weise, die ansteckend war. Fast gleichzeitig brachen wir in Lachen aus.

Auf einem Rastplatz hinter Bozen machten wir halt und teilten unseren Proviant. Dann tauschten wir die Plätze und Henrike fuhr weiter. Ich blinzelte in die Morgensonne, die lange Schatten in die

vorüberziehende Landschaft warf. Seit Bens Beerdigung versetzte mir das Bewusstsein, dass er all das nicht mehr erleben konnte, immer wieder einen Stich. In solchen Momenten fragte ich mich, ob die Trauer darüber jemals schwinden würde.

»Woran denkst du gerade?«, fragte Henrike.

»An meinen Bruder. Er hatte so wenig Zeit, es waren gerade mal vierundzwanzig Jahre. Ich frage mich oft, ob er versucht hat, so intensiv zu leben und immer wieder den Kick zu suchen, weil er gespürt hat, dass er früh sterben würde. Und dann denke ich an den Moment, als er wehrlos war.«

»Diesen Moment musst du ausblenden, Kris. Damit zermarterst du dich.«

»Ich wünschte, ihr hättet ihn kennengelernt, du, Arne und Simon. Aber dieser Wunsch ist eine reine Illusion. Würde Ben noch leben, hätte ich in Berlin fertig studiert und wäre dort heute vermutlich Anwältin. Und wir vier wären einander gar nicht begegnet.«

»Was haben deine Eltern eigentlich mit Bens Wohnung vor?«

»Wieso fragst du?«

»Du könntest sie doch irgendwann mit deiner verbinden, dann wäre genug Platz für Simon und dich.«

»Steckt er dahinter?« Ich blickte sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte sie überrascht.

»Weil er seit einiger Zeit meint, bevor ich über Kinder nachdenke, sollte ich doch erst einmal herausfinden, ob ich es überhaupt mit ihm in einer Wohnung aushalte. Ich frage ihn dann regelmäßig, wozu wir eigentlich eine gemeinsame Wohnung haben sollen, wo er doch Kinder strikt ablehnt.«

»Würdest du denn nicht gerne mit ihm zusammenziehen?«, fragte sie und fixierte den weißen Kastenwagen, der vor uns her schlich.

»So, wie es jetzt ist, finde ich es ideal. Jeder von uns hat seinen Rückzugsort.«

»Das kann ich verstehen, aber wie stellst du es dir denn in der Praxis vor? Dass irgendwann eure Kinder zwischen zwei Wohnungen hin- und herpendeln?«

»Die Frage stellt sich mit Simon nicht. Er ist felsenfest davon überzeugt, dass ihm bei einem Kind irgendwann die Hand ausrutschen würde, weil er selbst es nicht anders kennengelernt hat als kleiner Junge. Dagegen bin ich machtlos.« Ich holte eine Tafel Schokolade hervor und brach sie in Stücke. »Magst du auch?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ihr seid beide noch so jung, vielleicht

ändert er seine Meinung irgendwann. Oder du änderst deine.«

»In welcher Hinsicht?«, fragte ich etwas zu schnell.

Sie schmunzelte. »Welchen Nerv habe ich denn da gerade getroffen? Gibt es etwa noch diesen *Unbeschädigten?*«

»Der Unbeschädigte hat einen Namen und heißt Martin. Und selbstverständlich gibt es ihn noch. Auf einer rein freundschaftlichen Ebene.«

Das Schmunzeln wandelte sich in ein lautes Lachen.

»Ich weiß nicht, was daran so lustig ist«, meinte ich pikiert.

»Du bist lustig, wenn du so gestelzt redest. *Auf einer rein freundschaftlichen Ebene*«, ahmte sie mich nach, um gleich darauf ernst zu werden. »Tu Simon nicht weh, Kris. Er ist ein besonderer Mensch, gerade weil er nicht unbeschädigt ist vom Leben.«

»Ich weiß.«

Auf den nächsten Kilometern hingen wir beide unseren Gedanken nach. Ich hätte nicht sagen können, womit ihre sich beschäftigten, ich wusste nur, dass meine ein wildes Durcheinander waren. Bis ich irgendwann einschlief und erst hinter Bologna wieder aufwachte, weil die Autobahn kurvenreich und holprig wurde. Henrike hielt ihren Blick konzentriert auf die Straße gerichtet, wo sich Autos und LKWs dicht an dicht drängten. Selbst wenn diese Blechschlange in einen Stau münden würde, waren wir immer noch gut in der Zeit. Wir mussten erst um zwölf in Livorno sein. Blieben uns immer noch knapp drei Stunden.

Ich hatte Simon gerade per SMS einen Kuss geschickt, als mein Handy klingelte. Es war Funda. Sie habe auf dem Weg zum Büro einen Umweg gemacht und sei bei dem Krankenhaus vorbeigefahren, in dem Albert Schettler gelegen habe. Ich hätte doch wissen wollen, ob er tatsächlich an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben sei. Sie habe eine der Schwestern gefragt, ob noch Sachen des Patienten abzuholen seien, und habe sie dann in ein Gespräch verwickelt. Dabei habe sie Schettlers hohen Zigarettenkonsum erwähnt und gemeint, da sei es wohl kein Wunder gewesen, dass ihn der Schlag getroffen habe. Die Schwester habe genickt. Auf den seelischen Zustand des Toten angesprochen, sei sie richtig ins Reden gekommen. Es sei ein Trauerspiel gewesen. Wegen des Schlaganfalls habe er sich nicht mehr richtig äußern können, nur mit seinen Augen habe er kommuniziert. Und diese Augen seien voller Angst gewesen. Die Ärzte hätten dem jedoch mit einer entsprechenden Medikation entgegengewirkt. Funda stieß einen tiefen Seufzer aus, als beruhige sie diese Vorstellung. Die Schwester, fuhr sie fort, habe Schettler sehr bedauert, er sei in einem

jämmerlichen Zustand gewesen. Ein einziges Glück sei ja der Sohn seines Freundes gewesen, er habe sich rührend gekümmert und jeden Tag über Stunden am Bett des Patienten gesessen.

»Verrätst du mir auch noch, wie du sie zum Reden bekommen hast?«, fragte ich Funda. »Die meisten halten sich nämlich bei solchen Fragen ziemlich bedeckt.«

»Ganz einfach: Ich habe beobachtet, wie die Schwestern mit den Patienten umgehen. Da merkst du sehr schnell, welche Mitgefühl hat und welche nicht. Und ich habe mir die herausgepickt, bei der ich den Eindruck hatte, dass ihr die Menschen leidtun, die dort liegen. Wenn du noch mehr solcher Aufträge hast, nur her damit!«

»Funda, du musst mir eines versprechen, ja? Lass dich bitte nie abwerben, egal, wie viel dir jemand bietet.«

Sie lachte auf eine Weise, die mich froh machte. »Unter einer Bedingung!«

»Oh je, was kommt jetzt?«

»Ich würde gerne Schettlers Adressbuch übers Wochenende mit nach Hause nehmen.«

»Das ist laut Peter Siebert nichts weiter als eine Attrappe, Schettler hat es ausschließlich mit Phantasienamen gefüllt.«

»Genau das würde ich gerne überprüfen. Ich glaube nämlich nicht, dass sich jemand für eine Attrappe so viel Mühe gibt und zum Beispiel viele verschiedene Stifte benutzt. Vielleicht hat er seine Kontakte mit einem bestimmten System notiert, das nur er zu verstehen glaubte. Ich liebe solche Rätsel. Wenn du also nichts dagegen hast …?«

»Ich habe überhaupt nichts dagegen. Im Idealfall findest du darin jemanden, der uns ein wenig über Schettler erzählen kann.«

»Super! Und grüß mir Henrike.«

»Woher weiß Funda eigentlich, dass du mich begleitest?«, fragte ich Henrike, als ich aufgelegt hatte.

»Ich habe es ihr gestern erzählt. Sie wird gemeinsam mit Simon ein Auge auf meinen Laden haben. Arne konnte ich beim besten Willen nicht dazu überreden. Was Autos und Wein angehe, sei er jederzeit bereit, aber Trödel sei nicht drin. Der gehört für ihn auf den Sperrmüll. Aber jetzt zu diesem Gieseke«, wechselte sie das Thema. »In dem Dossier stand, dass er sowohl in Bastia als auch in Lumio wohnt.«

»In Bastia besitzt seine Frau eine Wohnung, in der die beiden wohl hin und wieder ein Wochenende verbringen. Überwiegend wohnen sie aber in dem Landhaus in Lumio an der Westküste.« Ich rieb mir die Augen.

»Und wo fangen wir an?«

»Wir?« Ich versuchte gar nicht erst, meine Freude zu verbergen.

Henrike hob abwehrend die Hände. »Ich werde mich auf einen reinen Beobachterstatus beschränken. Und das auch nur unter der Bedingung, dass wir mindestens einen Strandtag einlegen.«

»Abgemacht!«

»Also: Wo beginnen wir?«

»In Bastia, dort kommen wir schließlich mit der Fähre an.«

Sollte ich noch einmal hierherkommen, dachte ich, würde ich es genau so wieder machen und mich Korsika zur blauen Stunde nähern. Himmel, Berge und Wasser waren so kurz nach Sonnenuntergang in die unterschiedlichsten Schattierungen eines sanften Blaus getaucht. Das Licht war diffus und verwischte die Konturen. Dieser Anblick nahm mich gefangen und versetzte mich in eine tiefe Ruhe. Für einen Moment hatte ich ein Gefühl von Ewigkeit.

»Welche Fähre hast du eigentlich für die Rückreise gebucht?«, fragte Henrike, als wir uns Bastia näherten.

»Die am nächsten Dienstag, um dreizehn Uhr dreißig. Bis dahin muss es uns gelungen sein, mit Franck Gieseke zu sprechen. Ich vermute allerdings, dass es nicht so einfach werden wird. Er soll sehr zurückgezogen leben.«

»Wie hast du dir das überhaupt vorgestellt? Willst du zu ihm gehen und ihm diesen Bericht zeigen?«

»Ich will ihn nach Schettler fragen und sehen, wie er reagiert.«

»Du weißt aber schon, dass es Leute mit perfektem Pokerface gibt, oder?«

»Deshalb habe ich ja dich als Geheimwaffe dabei.«

Henrike hob ihre Brauen, schob ihre Sonnenbrille auf die Nase und sah in die Richtung, in die alle anderen auch blickten. Der einzige Unterschied war, dass sie weder Fotoapparat noch Smartphone zückte, um Bastia von der Meerseite im Bild festzuhalten.

Bei der Einfahrt in den neuen Hafen ließ ich den Anblick der dicht an dicht stehenden Häuser auf mich wirken. Die meisten waren fünf bis sechs Stockwerke hoch, einige von ihnen in tristem Grau, andere in Gelb, Ocker, Altrosa, Orange oder gedecktem Rot. Dahinter erhoben sich bewaldete Hügel, in die Bastia sich ausdehnte.

Wir hatten Glück und waren unter den Ersten, die von der Fähre fuhren. Das Navi leitete uns durch enge, am Abendverkehr fast erstickende Straßen ins Herz der Stadt. Das Hotel Napoléon, in dem ich ein Zimmer gebucht hatte, lag am Boulevard Paoli, einer der

beiden Hauptgeschäftsstraßen. Was ich dabei nicht bedacht hatte, war das Parkplatzproblem. Wir mussten einige Male ums Karree fahren, bevor wir endlich eine Lücke entdeckten.

Nachdem wir uns angemeldet und unser Zimmer im ersten Stock bezogen hatten, lotste ich Henrike zum Place du Marché und schlug vor, dort in einem der Straßenrestaurants etwas zu essen. Wir hatten beide einen Bärenhunger und bestellten für mich gegrillten Fisch, für Henrike Muscheln.

»Woher kannst du eigentlich so gut Französisch?«, fragte ich, nachdem der Kellner sich den Gästen am Nachbartisch zugewandt hatte. Schulfranzösisch klang anders, das wusste ich aus Erfahrung. Selbst mit einem Leistungskurs war dieser Redefluss nicht zu erreichen.

»Ich habe mal zwei Jahre in Frankreich gelebt.«

»Wo?«

»Mal hier, mal da«, antwortete sie ausweichend.

»Was hast du da gemacht?«

»Gearbeitet.« Ihr Tonfall war unmissverständlich: Details würde es nicht geben.

»Und wie lange ist das her?«

»Lange.«

»Mach dich mal locker«, sagte ich, »du bist nicht mehr im Dienst. Ich will dir kein Staatsgeheimnis entlocken. Außerdem weihe ich dich auch immer wieder in meine kleinen Berufsgeheimnisse ein.«

Der Blick, den ich dafür erntete, schien zu sagen, dass sich meine kleinen Berufsgeheimnisse zu ihren in etwa so verhielten, wie der Diebstahl eines Lippenstifts im Kaufhaus zu dem einer Atomrakete von einem Flugzeugträger.

»Verstehe!« Ich nahm mein Handy und wählte die Nummer der Giesekes in Bastia, erreichte jedoch nur den Anrufbeantworter. Also rief ich in dem Haus in Lumio an. Auch hier vergebens.

Blieb uns nur zu warten. Ich hatte das Haus, in dem sich die Wohnung der Giesekes befand, genau im Blick. Es lag schräg gegenüber und war eines von den Häusern, die restauriert worden waren. Den Klingelschildern nach zu urteilen, die ich mir auf dem Weg zum Restaurant kurz angesehen hatte, lag die Wohnung im zweiten Stock. Aber es gab keinerlei Anzeichen, dass jemand zu Hause war. Alle Fensterläden waren geschlossen, nirgends drang ein Lichtschimmer hindurch.

Der Kellner kam und brachte für Henrike eine große Tasse mit heißem Wasser und für mich ein Glas Rosé. Während sie begann,

ihren mitgebrachten grünen Tee zuzubereiten, nahm ich einen Schluck von dem gut gekühlten Wein.

»Sollten die beiden an diesem Wochenende hier sein, uns jedoch nicht die Tür öffnen«, sagte ich und prostete ihr zu, »dann finden wir sie morgen Mittag in jedem Fall im Col Tempo, einem kleinen Restaurant unten am alten Hafen. Die beiden mögen ja zurückgezogen leben, sie halten sich aber auch an feste Rituale. Und zu denen gehört samstagmittags das Col Tempo. Es liegt übrigens nur einen Katzensprung von hier entfernt. Hinter der Kirche führt eine Treppe direkt dorthin.«

Henrike schien gar nicht richtig zuzuhören, sie runzelte die Stirn und betrachtete das Teewasser, das sich tief gelb färbte. Dabei sah sie so unglücklich aus, als sei ihr gerade der gesamte Abend verdorben worden. Sie hatte nicht viele Macken, aber diese war ausgeprägt. Wenn sie ihren Lung Ching, den chinesischen Drachenbrunnentee aus Zhejiang, den sie ausschließlich trank, nicht mit gefiltertem Wasser und in einer bestimmten Temperatur zubereiten konnte, bekam sie schlechte Laune. Und die war genau jetzt im Anmarsch.

»Du hast doch bestimmt deinen Wasserkocher im Reisegepäck, oder?«, fragte ich, ohne ihre Antwort abzuwarten. »Wir kaufen gleich noch eine Flasche Mineralwasser, und dann gibt es später im Hotel einen perfekten Tee!«

Sie wollte gerade zu einer muffeligen Antwort ansetzen, als der Kellner unsere Teller brachte. Bereits nach den ersten Bissen hellte sich Henrikes Miene auf, und unser Abend war gerettet.

6

Der Samstag begann für mich bereits um Viertel vor fünf. Immerhin hatte ich sieben Stunden tief und fest geschlafen, was an ein kleines Wunder grenzte. Ich zog mich leise an und lief hinunter auf die menschenleere Straße. Außer mir waren in der Dämmerung nur ein paar Katzen unterwegs. Ich atmete die kühle Meeresluft ein, in die sich der Duft von Jasmin mischte, und schlenderte über den Boulevard Paoli. Die mehrstöckigen Häuser standen Wand an Wand und ließen nur für die Seitenstraßen schmale Lücken. Die meisten Fensterläden der über den Geschäften und Restaurants gelegenen Wohnungen waren noch geschlossen, nur hier und da brannte ein Licht. Ich bog ab und setzte meine Wanderung in den dahinterliegenden Gassen fort.

Die Hausmauern warfen das Gezwitscher der Vögel wie ein Echo zurück. Über mir waren Leinen gespannt, auf denen noch die Wäsche vom Vortag im Wind flatterte. Mein Blick wanderte über die Fassaden, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Manche waren mit viel Aufwand restauriert worden, andere hatten erhebliche Schäden und schienen seit Jahren vor sich hin zu vegetieren.

Ich lief hinunter zum alten Hafen, setzte mich auf einen Bootssteg und ließ die Füße baumeln. Am Himmel zogen tief hängende graue Wolken vorbei. Der Wind hatte kräftig aufgefrischt und brachte die Takelage der Segelboote zum Klirren. Es war wie ein Singsang, der sich mit dem Glucksen des Wassers vermischte und meine Gedanken auf Reisen schickte.

Ich musste an Albert Schettlers Instruktionen denken, die ich so sträflich missachtet hatte. Die Unterlagen in seinem Schließfach seien der Beweis dafür, dass er umgebracht wurde, hatte er geschrieben. *Wegen einer alten Schuld, die längst verjährt ist. Aber es gibt einen Mörder, der diese Schuld trotzdem eintreiben will. Er hat seine Hände schon zweimal mit Blut befleckt. Ich werde sein nächstes Opfer sein.*

Für mich war der Diebstahl der Unterlagen der Beweis, dass es sich bei dem, was er darin preisgegeben hatte, nicht um Hirngespinste handelte. Hirngespinste konnten niemandem gefährlich werden, Wahrheiten hingegen schon.

Demnach waren zwei Menschen aus Rache ermordet worden. Albert Schettler hatte befürchtet, das dritte Opfer zu werden. Und alles wegen einer Schuld, die längst verjährt war. Um einen Mord konnte es sich dabei nicht handeln, der verjährte nicht. Außerdem musste es

mindestens drei Menschen geben, die diese Schuld auf sich geladen hatten – Schettler und die beiden anderen Opfer. Und es gab einen Dieb, der nicht wollte, dass all das ans Licht kam.

Allerdings war Albert Schettler keinem Mord zum Opfer gefallen, sondern an den Folgen seiner Nikotinsucht gestorben. Was seine Behauptung nicht unbedingt widerlegte. Der Schlaganfall hätte dem Mörder auch zuvorgekommen sein können. Die Frage war: Hatte all das etwas mit Franck Gieseke zu tun? Oder hatte Albert Schettler gegenüber Dieter Krantz die Wahrheit gesagt? Hatte er lediglich einen Freund aus Jugendtagen ausforschen lassen wollen, um sich von dessen Tauglichkeit als Erbe zu überzeugen? Aber warum hätte dieser Jugendfreund ihn dann verleugnen sollen?

Und wo ich schon einmal bei Jugendfreunden war: Warum hatte er nicht Peter Sieberts Vater als Erben eingesetzt? Ihm schien er immerhin so sehr vertraut zu haben, dass er dessen Sohn bei sich wohnen ließ. Stattdessen hatte er die Feuerwehr ihm vorgezogen. Aber letztlich hieß das nichts. Der letzte Wille eines Menschen hatte längst nicht immer etwas mit Logik zu tun.

Ich führte mir die Daten noch einmal vor Augen: Schettler hatte sein Testament am ersten März gemacht. Das Bankschließfach hatte er am dritten März gemietet. Also würde er an diesem Tag vermutlich auch die braunen Umschläge dort deponiert haben. Nur einen Tag später hatte er der Detektei den Auftrag erteilt, Franck Gieseke unter die Lupe zu nehmen. Diese knappe Aufeinanderfolge von Ereignissen konnte kein Zufall sein. Im Gegenteil – sie schrie nach einem Zusammenhang. Irgendetwas musste Schettler kurz davor aufgeschreckt haben. Nur was?

Als es mir zu kühl auf dem Steg wurde, stand ich auf und lief so lange durch die Straßen, bis das erste Café öffnete. Ich wärmte mich mit einem Milchkaffee auf, kaufte Croissants und weckte Henrike. Nach ihrem ersten Tee machten wir einen Schlachtplan für den Tag. Wir würden zuerst unsere Sachen packen und auschecken, da nicht sicher war, dass die Giesekes an diesem Wochenende in Bastia waren. Sollten wir sie weder in ihrer Wohnung noch in dem Restaurant antreffen, würden wir mittags an die Westküste weiterfahren. Telefonisch erreichte ich sie auch heute Morgen weder unter der einen noch unter der anderen Nummer. Blieb zu hoffen, dass sie nicht ausgerechnet jetzt die Insel wegen einer Urlaubsreise verlassen hatten.

Nachdem wir unser Gepäck im Auto verstaut hatten, postierten wir uns vor einem der Cafés am Marktplatz, der an diesem Vormittag vollgestellt war mit Marktständen. Wir wechselten uns ab. Während

die eine das Haus beobachtete, schlenderte die andere zwischen den Ständen hindurch und kaufte vorsorglich Proviant für die Fahrt an die Westküste. Als mittags die Stände abgebaut wurden und bei der Wohnung der Giesekes immer noch niemand öffnete, liefen wir die Steintreppe hinunter, die hinter der Église Saint-Jean-Baptiste zum alten Hafen und dem Restaurant Col Tempo führte.

Henrike sprach mit dem Kellner, behauptete, wir seien Freunde der Giesekes und wollten die beiden hier überraschen. Sie hätten uns schon so oft von ihrem Lieblingsrestaurant in Bastia vorgeschwärmt. Das Bedauern auf dem Gesicht des Mannes sprach Bände. Leider hätten wir uns im Wochenende vertan, Franck und Rose-Marie hätten erst für den kommenden Samstag reserviert.

Wir wollten schon gehen, als Henrikes Blick auf eine kleine grüne, gusseiserne Teekanne auf einem der Tische fiel, wie sie vorwiegend von Teeliebhabern verwendet wurde. Strahlend verkündete sie, dass wir vor der Abreise hier noch essen würden. Während mir beim Lesen der Speisekarte das Wasser im Mund zusammenlief, fachsimpelte sie mit dem Kellner über grünen Tee und machte ihm klar, dass sie ausschließlich ihren eigenen trank. Er nahm das nicht als Tatsache, sondern als Herausforderung und verschwand in der Küche. Kurz darauf kam er mit einer edlen Teedose zurück, öffnete sie, als sei darin ein Schatz verborgen, und ließ Henrike daran schnuppern. Ich traute meinen Ohren nicht, als sie sich bereit erklärte, diesen Tee zu probieren. Dazu hatten wir also nach Korsika reisen müssen.

Zwei Stunden später brausten wir über die N193 von Bastia Richtung Aleria. Kurz hinter dem Flughafen bogen wir Richtung Westküste ab und fuhren auf die wolkenverhangenen Berge zu. Nur hier und da öffnete sich der Blick auf einen Gipfel, die höchsten waren immer noch mit Schnee bedeckt. Am Tag zuvor waren es in Bastia über zwanzig Grad gewesen, jetzt waren es gerade mal dreizehn, Tendenz sinkend.

Dafür, dass wir auf einer Überlandstraße fuhren, die Ost- und Westküste verband, war sehr wenig Verkehr. Die laut Reiseführer beeindruckendere Alternative hätte uns über kleine Sträßchen durch die Bergdörfer geführt, uns aber auch das Drei- bis Vierfache an Zeit gekostet. Und beeindruckend und idyllisch war das, was wir zu sehen bekamen, allemal. Links und rechts der kurvigen Straße waren große Landflächen mit bunt blühender Macchie überzogen, einem undurchdringlichen und würzig duftenden Gestrüpp aus Ginster, Heidekraut, Zistrosen, Thymian, Rosmarin, Lavendel und Myrte. Vorbei an steilen Felswänden, Bergbächen und bewaldeten Hügeln,

hin und wieder aufgehalten von Schweine- und Schafherden, sahen wir schließlich hinter den Bergspitzen das Meer aufleuchten. Kurz darauf erreichten wir die Steilküste, hinter der hohe Wellen für weiße Gischtkronen auf dem türkisen Wasser sorgten. Ein starker Wind rüttelte kräftig an unserem Auto. Ich fühlte mich lebendig in diesem Moment und spürte, wie sehr mich diese Insel in ihren Bann zog und von dem abzulenken drohte, weswegen ich eigentlich hergekommen war.

Es war kurz nach vier, spätestens in einer halben Stunde würden wir Lumio erreicht haben. Henrike wollte zuerst ins Hotel, aber dieses Mal setzte ich mich durch. Unser Apartment würde uns nicht davonlaufen, die Giesekes aber vielleicht schon.

Ihr Haus lag am Hang oberhalb von Lumio. Von der Straße aus war es nicht zu sehen, es lag versteckt hinter Bäumen. Als ich klingelte, beäugte uns eine Kamera, bevor sich eine weibliche Stimme meldete und auf Französisch fragte, was wir wollten. Der Wind zerrte an meiner Kleidung und wirbelte mir die Haare um den Kopf. Ich fing sie ein, stellte mich vor und fragte nach Franck Gieseke. Kurz darauf öffnete sich das Tor fast lautlos, während mir die Stimme jetzt auf Deutsch mit französischem Akzent Anweisung gab, im Schritttempo der Auffahrt zu folgen, jedoch keinesfalls das Auto zu verlassen. Den Grund begriffen wir, als wir gerade mal zwanzig Meter weit gekommen waren. Zwei belgische Schäferhunde nahmen uns in Empfang und eskortierten uns laut bellend bis zu dem terrassenförmig angelegten Wohnhaus.

Davor erwartete uns Rose-Marie Gieseke. Ich kannte sie von den Dossierfotos. Sie war grazil, hatte klassische Gesichtszüge und dunkelgraue, kinnlange Haare. Ihr Durchsetzungsvermögen bewies sie mit einem einzigen Pfiff, der beide Hunde in Sekundenschnelle verstummen ließ und an ihre Seite katapultierte. Links und rechts von ihr ließen sie sich nieder und schienen auf weitere Befehle zu warten.

Zögerlich stiegen wir aus und bewegten uns langsam in ihre Richtung. Während Henrike das Trio nicht aus den Augen ließ, warf ich einen Blick auf das in einem hellen Ockerton verputzte Haus mit seinen großen Panoramafenstern. Es gab zwei zum Meer hin ausgerichtete Terrassen, die von Sonnensegeln beschattet wurden. Der um das Haus herum angelegte, sehr gepflegte Garten beherbergte neben Palmen und Kakteen eine Vielzahl mediterraner Pflanzen. Alles hier strahlte Ruhe und Ästhetik aus. Früher hatte ich immer geglaubt, in solchen Gebäuden müsse das Glück zu Hause sein, bis ich gelernt

hatte, dass auch schöne Mauern das Unglück nicht abhalten konnten.

»Sie wollten meinen Mann sprechen«, holte Rose-Marie Gieseke mich aus meinen Gedanken zurück. Mit einer geschmeidigen Geste wies sie zur Eingangstür und ging uns voraus. Die Hunde folgten ihr wie Schatten.

Ich hätte nicht sagen können, warum, aber aus irgendeinem Grund erinnerte mich diese kurze Szene an Albert Schettler, oder besser gesagt an sein bis zum Dach vergittertes Haus. Auch bei den Hunden ging es allem Anschein nach um Schutz. Wir folgten dem Trio durch eine nach Flieder duftende Halle mit Bücherregalen und lachsfarbenen Sofas in einen Raum, der mir mit seinem Ausblick den Atem raubte. Ich blieb vor der Fensterfront stehen und sah hinunter aufs Meer und die Schatten, die von tief hängenden Wolken darauf geworfen wurden. Auf der anderen Seite der Bucht lag Calvi.

»Atemberaubend«, brachte Henrike es auf einen Nenner und stellte sich neben mich.

»Was kann ich für Sie tun?«, ertönte hinter uns eine kräftige Stimme. Der Mann, dem sie gehörte, klang alles andere als erfreut.

Mit ausgestreckter Hand ging ich auf ihn zu. »Kristina Mahlo, wir haben bereits einmal miteinander telefoniert.«

Franck Gieseke, nur einen Kopf größer als seine Frau und fast ebenso schlank, machte den Eindruck eines durchtrainierten Marathonläufers. Alles an ihm wirkte muskulös und sehnig. In dem Dossier stand, dass er täglich joggte, bei nahezu jedem Wetter im Meer schwamm und regelmäßig auf die umliegenden Berge kletterte. Für einen Achtundsechzigjährigen ein beachtliches Pensum. Seine Ausstrahlung hatte etwas Irritierendes. Er wirkte wie jemand, der genau wusste, was er wollte und wie es zu erreichen war. Aber es lag auch etwas Verletzliches, Vorsichtiges in seinem Blick, über das sein forsches Auftreten nur oberflächlich hinwegtäuschte.

Franck Giesekes Statur elektrisierte mich. Ich stellte ihn mir in einem schwarz-roten Sportdress mit bronzefarbenem Fahrradhelm vor. Er war ebenso schlank und durchtrainiert wie der Dieb der Unterlagen. Den hatte ich zwar intuitiv als jünger eingeordnet, aber ich hatte ihn nur von hinten gesehen. Und so betrachtet hätte es auch ein fitter Achtundsechzigjähriger sein können. Ich behielt das im Hinterkopf.

Franck Gieseke sah über meine Hand hinweg und fuhr sich über seine Glatze. »Sie haben mich am Telefon nach einem Mann gefragt, den ich nicht kenne. Was hat Sie heute hierher geführt?« Er blieb in einiger Entfernung von uns stehen und tauschte einen schnellen Blick

mit seiner Frau aus, die mit den Hunden im Türrahmen stand.

Ich folgte seinem Blick. In den Augen von Rose-Marie Gieseke lag die gleiche Wachsamkeit wie in denen der Hunde. Die drei kamen mir vor wie Bodyguards, bereit zum Sprung, sollte Franck Gieseke eine Gefahr drohen. Aber es war nicht nur diese Wachsamkeit, die mir auffiel. Zwischen den Eheleuten schien eine besondere Verbindung zu bestehen, die sie die Stimmungslage des anderen wie Seismographen erfassen ließen.

Das Dossier hatte auch Rose-Marie Giesekes Hintergrund aufgeschlüsselt. Sie entstammte einer französischen Adelsfamilie, hatte alles an elitärer Ausbildung genossen, was es für eine sogenannte höhere Tochter gab, hatte anschließend Medizin studiert und als Kinderärztin gearbeitet. Allerdings schien sie sich geweigert zu haben, die ihr von ihrer Herkunft vorgezeichnete Attitüde anzunehmen. Sie wirkte weder hochmütig noch arrogant oder distanziert, eher wie eine harte Nuss, die nicht leicht zu knacken war. Der Blick, mit dem sie uns eingehend begutachtete, war selbstbewusst und hatte etwas Sezierendes.

»Es geht tatsächlich noch einmal um Albert Schettler«, sagte ich. »Könnten wir uns vielleicht setzen?« Ich blickte zu der mauvefarbenen Sitzlandschaft, die zur Fensterfront hin ausgerichtet war.

»Das wird nicht nötig sein«, antwortete Franck Gieseke. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich den Mann nicht kenne.«

Also im Stehen. »Wie ich Ihnen am Telefon erklärt habe, bin ich Nachlassverwalterin in München und kümmere mich um Herrn Schettlers Nachlass. Er ist am dreißigsten März im Alter von siebenundsechzig Jahren an einem Schlaganfall gestorben. Er war nicht ganz unvermögend und hatte sich überlegt, Sie möglicherweise als Erben einzusetzen. Aus alter Verbundenheit.«

»Es geht um eine Erbschaft?« Es kam selten vor, dass jemand dieses Wort in einem so desinteressierten Tonfall aussprach.

»Albert Schettler ist nicht mehr dazu gekommen, Sie als Erben einzusetzen. Sein Tod hat ihn daran gehindert.«

»Was wollen Sie dann von meinem Mann?«, fragte Rose-Marie Gieseke. Sie verlagerte ihr Gewicht von einem Bein auf das andere und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich würde gerne verstehen, warum Albert Schettler sich einem Mann verbunden fühlte, der ihn gar nicht kennt.«

»Ist diese Frage für Ihre Arbeit in irgendeiner Hinsicht von Belang?«

»Interessiert es Sie überhaupt nicht?«, wandte ich mich mit einer Gegenfrage an Franck Gieseke.

»Nein«, antwortete er, ohne zu zögern. »Ich war aber auch noch nie ein Fan von Rätseln. Tut mir leid, dass Sie die Reise umsonst gemacht haben. Meine Frau wird Sie hinausbegleiten.« Er nickte uns kurz zu und verließ ohne ein weiteres Wort den Raum.

Rose-Marie Gieseke hatte für einen Moment den Durchgang freigegeben, um ihn sofort wieder zu versperren. »Ich habe noch eine Frage an Sie, bevor Sie gehen. Was ist an diesem Herrn Schettler beziehungsweise an dem, was er hinterlässt, von so großer Bedeutung für Sie, dass Sie deswegen extra von München hierherkommen? Sie haben behauptet, er habe die Absicht gehabt, meinen Mann als Erben einzusetzen. Im Todesfall ist solch eine Absicht wertlos. Was also ist Ihre Motivation?« Ihr Akzent legte sich wie ein Weichzeichner über ihre Worte, nahm ihnen aber nur vordergründig die Schärfe. Sie stand kerzengerade da und fixierte mich.

»Meine Motivation?«, wiederholte ich ihre Frage, um Zeit zu gewinnen, und tauschte einen schnellen Blick mit Henrike. Die hob in einer Weise die Brauen, als solidarisiere sie sich in diesem Augenblick mit Rose-Marie Gieseke. »Die ist nicht ganz einfach zu erklären. Bei meiner Arbeit ist kein Fall wie der andere. Natürlich gibt es Erfahrungswerte, aber die helfen mir im Fall von Albert Schettler nicht weiter. Etwas stimmt da nicht, das spüre ich. Und dadurch, dass Ihr Mann sagt, er habe noch nie von ihm gehört, wird die Sache noch merkwürdiger.«

»Erklären Sie mir das. Bitte.«

»Zu dem, was der Verstorbene hinterlassen hat, gehört ein Dossier, das von einem Detektiv angefertigt wurde. Über Ihren Mann.« Ich wartete ihre Reaktion ab.

War es Unruhe oder Irritation? Ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Die Hunde spürten es auch und setzten sich auf. Rose-Marie Gieseke bedeutete uns, auf der gemütlichen Sitzlandschaft Platz zu nehmen. Aus einem Schrank holte sie eine mit Wasser gefüllte Karaffe und Gläser. Während sie die Gläser füllte und vor uns stellte, konnte ich die Narben auf ihrer linken Gesichtshälfte von Nahem sehen. Aus dem Dossier wusste ich, dass sie mit Anfang zwanzig einen schweren Verkehrsunfall gehabt hatte und dem Tod gerade noch mal von der Klinge gesprungen war.

In diesem Moment kam ich mir vor wie eine Voyeurin, die hinter einen Vorhang hatte sehen können, hinter den sie eigentlich nicht hätte sehen dürfen. Hätte jemand ein solches Dossier über mich angefertigt, würde ich fuchsteufelswild.

Bevor sie sich uns gegenübersetzte, öffnete sie die Terrassentür und

ließ die Hunde nach draußen. »Was steht in diesem Dossier über meinen Mann?«

»Wo er lebt, wie er lebt und welche Lebensgewohnheiten er hat«, fasste ich zusammen. »Albert Schettler wollte angeblich sichergehen, dass sich Ihr Mann seines Erbes auch würdig erweist. So hat er sich gegenüber dem von ihm beauftragten Detektiv geäußert.«

Ihr war anzusehen, dass sie Mühe hatte, sich zu beherrschen. »Das bedeutet, dass mein Mann ausspioniert wurde. Ist das richtig?«

Ich nickte.

Zum ersten Mal schien sie Henrike richtig wahrzunehmen. Sie sah zwischen ihr und mir hin und her, während sie sich mit den Händen über die Oberschenkel fuhr. »Wann war das?«, wollte sie wissen.

»Im März.«

Schweigend sah sie aufs Meer hinaus. Schließlich kehrte ihr Blick zu uns zurück. »Wir haben nichts davon bemerkt. Es gab nicht einmal den Anflug eines Anzeichens dafür, dass uns jemand beobachtete.« Diese Tatsache schien sie zutiefst zu erschrecken.

Im Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr. Franck Gieseke war zurückgekommen und starrte uns mit einem Gesichtsausdruck an, den ich nicht gleich einordnen konnte. Dann begriff ich, dass er Angst hatte. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen. Seine Frau sprang auf und eilte zu ihm. Sie redete so leise auf ihn ein, dass kein Wort zu verstehen war. Er schüttelte in einem fort den Kopf. Sie versuchte, ihn zum Gehen zu bewegen, aber er widersetzte sich.

»Ich will dieses Dossier sehen«, brachte er schließlich hervor. »Geben Sie es mir!«

»Das kann ich nicht«, log ich intuitiv. »Ich habe es in München gelassen.«

»Was genau steht darin?«

»Ihr Tagesablauf wird beschrieben, Ihre sportlichen Aktivitäten, Ihre Lieblingsrestaurants, Ihre Gewohnheiten.«

»Ich werde diesen Mann verklagen«, brüllte er. Es klang wie die Laute eines verwundeten Tiers.

»Er ist tot«, sagte ich.

»Dann verklage ich diesen Ermittler. Er hatte kein Recht dazu.« Hilfe suchend sah er zu seiner Frau.

Sie legte den Arm um ihn und begleitete ihn hinaus. Uns schien sie für den Moment vergessen zu haben.

»Ich kann verstehen, dass ihn das aufbringt«, sagte ich zu Henrike. Bei Theresa Lenhardts Testamentsvollstreckung war ich auch Opfer einer Beobachtung geworden. Und nicht nur das. Ich verscheuchte

diese Gedanken ganz schnell wieder.

»Ich auch.« Sie sah immer noch zur Tür, durch die die beiden verschwunden waren. »Aber ich frage mich, wieso er in dieser Weise darauf reagiert. Blanke Angst ist nicht gerade die typische Reaktion auf solch eine Eröffnung. Da gibt es andere Gefühle, die dem eigentlich vorgeschaltet sein sollten. Und diese Angst hat, wenn du mich fragst, nichts mit Albert Schettler zu tun. Der Name scheint ihm tatsächlich nichts zu sagen.« Sie ließ sich gegen die Polster sinken und fingerte an einer ihrer Kreolen herum.

Ich goss mir Wasser aus der Karaffe nach und trank einen Schluck. In diesem Augenblick kam Rose-Marie Gieseke zurück und setzte sich wieder zu uns.

Sie wirkte gefasster als noch vor ein paar Minuten. »Sie sagten, in dem Fall des Verstorbenen stimme etwas nicht, das würden Sie spüren. Bezog sich das auf dieses Dossier?«

»Nicht nur«, antwortete ich. »In den Wochen vor seinem Tod fühlte er sich bedroht.« Schettlers Wahnerkrankung verschwieg ich ihr ganz bewusst. Ich hatte dazugelernt. »Er hatte den Verdacht, jemand wolle ihn umbringen. Er hatte Unterlagen darüber zusammengestellt und sie vorsorglich in seinem Banksafe deponiert. Nachdem ich sie dort abgeholt hatte, wurden sie mir gestohlen.«

»Und was stand in diesen Unterlagen?«

»Das wüsste ich auch gerne. Leider hatte ich keine Gelegenheit, sie vorher zu lesen.«

»Und jetzt versuchen Sie, meinen Mann mit dieser ganzen Sache in Verbindung zu bringen.«

»Irgendeine Verbindung muss es geben, schließlich hat Herr Schettler Ihren Mann ausforschen lassen.«

Einen Moment lang betrachtete sie mich schweigend. »Ich denke, weder mein Mann noch ich können Ihnen in dieser Sache weiterhelfen. Zugegeben, es ist seltsam, dass Herr Schettler beabsichtigte, meinen Mann als Erben einzusetzen. Möglicherweise hat er in seinem Freundes- oder Bekanntenkreis von ihm gehört.«

»Auf diese Weise sucht sich wohl kaum jemand seine Erben«, entgegnete ich.

»Wie auch immer …« Sie rieb die Handflächen aneinander. »Der Mann ist tot, wir werden es also nicht mehr herausfinden. Und wie Sie sagten, ist er an einem Schlaganfall gestorben. Insofern haben sich auch seine Befürchtungen nicht bewahrheitet.« Sie erhob sich.

Ich legte meine Visitenkarte auf einen der drei kleinen Beistelltische. »Nur für den Fall, dass Ihnen oder Ihrem Mann doch

noch etwas einfallen sollte.«

Sie ignorierte die Karte auf die gleiche Weise, wie es ihr Mann mit meiner Hand getan hatte. »Wann reisen Sie wieder ab?«

»In ein paar Tagen. Da wir nun schon einmal hier sind, schauen wir uns auch die Westküste ein wenig an.«

»Wo wohnen Sie?«

»Wir haben ein Apartment in der Résidence Arinella gebucht.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Die Mutter meines Mannes war ein Teufel, wenn sie mit mir allein war. Sobald jemand anderes hinzukam, gab sie sich zugewandt und interessiert. Mein Mann hat sie nur so erlebt. Es grenzt für mich an ein Wunder, aber ihre andere Seite hat sie ihm wohl nie gezeigt. Nicht einmal, als sie alles daran setzte, uns beide auseinanderzubringen. Selbst da hat sie es so geschickt angestellt, dass mein Mann nicht begreifen konnte, worüber ich mich eigentlich aufregte. Er glaubte mir nicht, hielt mich für überspannt und seine Mutter einfach nur für eine Frau, der das Wohl ihres einzigen Sohnes am Herzen lag.«

Vernehmungsbeamter: »Möchten Sie eine Pause machen?«

Zeugin: »Nein … es geht schon.« (Schweigen) »Ihr Plan wäre beinahe aufgegangen, wissen Sie? Der stete Tropfen höhlt eben doch irgendwann den Stein. Mein Mann war die ewigen Auseinandersetzungen mit mir leid und machte keinen Hehl daraus. Er verstand mich nicht. Er begriff nicht, warum ich seiner Mutter überhaupt ein so großes Gewicht beimaß. Sie würde mich mit der Zeit in ihr Herz schließen, da war er sich ganz sicher. Aber in ihrem Herzen war kein Platz für mich, denn auch dort herrschte ihr Klassenbewusstsein. Ich hätte gehen sollen damals, das wurde mir nur leider erst sehr viel später bewusst. Wissen Sie, warum ich es nicht tat?«

Vernehmungsbeamter: »Erklären Sie es mir.«

Zeugin: »Weil ich genau wie mein Mann großes Vertrauen in die Zeit hatte – sie würde es schon richten. So wie er überzeugt war, dass seine Mutter mich in ihr Herz schließen würde, glaubte ich daran, dass er irgendwann ihr wahres Gesicht erkennen und für mich Partei ergreifen würde. Wir haben uns beide geirrt.«

7

Der Sonnenuntergang war der Schönste, den ich seit Langem beobachtet hatte. Den ganzen Tag über hatte der Wind graue Wolken vor sich hergetrieben. Es hatte geregnet und war für die Jahreszeit zu kalt gewesen. In den Bergen hatte es sogar wieder geschneit. Dann hatte sich die Sonne gezeigt, und der Himmel war in Blau getaucht. Fast schlagartig war das Thermometer um einige Grad gestiegen.

Henrike und ich saßen auf unserem Balkon mit Blick aufs Meer und ließen es uns mit Baguette, Käse, Rotwein und grünem Tee gut gehen. Wir schauten auf eine kleine Bucht, in der Henrike bereits voller Begeisterung geschwommen war. Da mir das Wasser noch zu kalt gewesen war, hatte ich mich in den warmen Sand gesetzt und ihr dabei zugesehen.

Henrike zündete sich eine Zigarette an. »Hat dein Handy überhaupt Netz?«, fragte sie.

»Hat es.«

»Es ist bestimmt drei Stunden her, dass du sie angerufen hast. So lange kann das doch gar nicht dauern.«

Ich hatte Funda gebeten, noch einmal ins Büro zu fahren und mir aus Albert Schettlers Dokumenten die wichtigsten Eckdaten seines Lebens herauszusuchen. Wir wollten sie mit denen von Franck Gieseke vergleichen.

»Erst willst du mit der Sache überhaupt nichts zu tun haben, und dann geht es dir nicht schnell genug. Auf Funda ist Verlass, sie wird sich schon melden. Vielleicht muss sie erst Leila ins Bett bringen.«

»Das kann auch ihr Mann machen.«

»Kann er nicht. Funda und Leila beten abends immer zusammen, Joachim hat damit nichts im Sinn.«

Als hätte Funda Henrikes Ungeduld gespürt, klingelte in diesem Moment mein Handy. Sie entschuldigte sich, dass es so lange gedauert habe, aber sie seien bei ihren Eltern zum Essen eingeladen gewesen. Ihre Mutter habe gekocht. Inzwischen wusste ich, was dieser Satz zu bedeuten hatte. Deshalb hatte ich auch eine Vorstellung von der Zeit, die es brauchte, um bei der Fülle an selbst zubereiteten Gerichten jedes einzelne zu kosten. »Hast du etwas zum Schreiben?«, fragte sie.

»Ja, leg los!« Ich notierte im Telegrammstil, was Funda mir diktierte. »Du bist ein Schatz, Funda. Danke!«

Sie gab einen Laut von sich, der wie ein freudiges Summen klang.

»Melde dich, wenn du noch mehr brauchst. Und richte Henrike bitte aus, dass ich heute einen kleinen Schreibtisch verkauft habe. Den mit der leicht lädierten Kante. Die Kundin wollte ihn deshalb runterhandeln, aber ich bin hart geblieben und habe ihr gesagt, dass solch eine Kante gerade das Besondere sei. Sonst könne sie sich ja gleich etwas Neues kaufen.«

Mit einem Lachen legte ich auf. Henrike stimmte ein, als ich ihr davon erzählte, und zündete sich die zweite Zigarette an diesem Abend an.

»So, und jetzt lass mal sehen.« Sie nahm das Dossier und begann, darin zu blättern. »Ich lese dir Giesekes Daten vor, und du gleichst sie mit Schettlers ab. Okay?«

Ich nickte und legte meine Zettel vor mich hin.

»Also: Franck Gieseke wurde 1946 in Ingolstadt als einziges Kind der Giesekes geboren. Der Vater war Unternehmer, die Mutter Hausfrau. Der kleine Franck ist in Ingolstadt zur Schule gegangen, hat mit neunzehn Abitur gemacht, dann folgte der Wehrdienst in Donauwörth. Im Herbstsemester 1966 hat er in München sein BWL-Studium begonnen, das er 1972 mit dem Diplom abschloss.« Henrike sah von den Unterlagen auf und runzelte die Stirn. »Sechs Jahre für ein BWL-Studium? Das ist lang.« Sie las weiter. »Ah ja, zwischendrin war er für ein Dreivierteljahr bei einem Onkel in Kanada. Dort hat er auch in den acht Jahren nach seinem Diplom gearbeitet. Mit vierunddreißig ist er dann in den väterlichen Betrieb eingestiegen, ein Ingolstädter Transportunternehmen, das er drei Jahre später übernommen hat. Die nächsten zwanzig Jahre hat er dazu genutzt, das Unternehmen zu einem internationalen Transport- und Logistikdienstleistungsunternehmen auszubauen, um es schließlich an einen Konzern zu verkaufen.« Henrike blätterte zurück. »Das war vor elf Jahren. Seitdem lebt er mit seiner Frau auf Korsika. Rose-Marie Gieseke hat er übrigens während seiner Zeit in Kanada kennengelernt, wo sie als Kinderärztin in einem Krankenhaus arbeitete.« Sie sah auf. »Jetzt bist du dran!«

Ich schnitt mir etwas Brie ab und schob ihn mit einem Stück Baguette in den Mund. Während ich kaute, überflog ich noch einmal Schettlers Leben, das im Vergleich zu dem von Gieseke wesentlich weniger Eckdaten aufwies. »Albert Schettler war Jahrgang 1947, stammte aus Bad Tölz, wo seine Eltern einen kleinen Bauernhof mit Viehwirtschaft betrieben. Er hat am Ort die Schule besucht, und zwar mit Erfolg, 1965 hat er ein Einserabitur hingelegt, dann folgten fünfzehn Monate Wehrdienst in Delmenhorst. Und jetzt kommt eine

Überschneidung mit Gieseke. Schettler hat nämlich auch im Herbstsemester 1966 sein Studium in München begonnen, allerdings war es bei ihm Volkswirtschaftslehre. Und er war schneller als Gieseke und hat bereits ein Jahr früher, nämlich 1971, sein Diplom gemacht. Er scheint ein ziemlicher Überflieger gewesen zu sein, denn auch das Diplom hat er mit Bestnote abgeschlossen. Er hat sofort eine Anstellung gefunden, und zwar in der volkswirtschaftlichen Abteilung der Dresdner Bank in München. Dort ist er im Alter von vierundzwanzig eingestiegen und geblieben, bis er 2003 mit sechsundfünfzig in Frührente gegangen ist. In den ersten neunzehn dieser zweiunddreißig Jahre hat er gute Karriereeschritte gemacht, die er in den darauf folgenden Jahren zum Teil wieder eingebüßt hat. Ich vermute mal, dass seine tragische Familiengeschichte für den Bruch in seiner Laufbahn verantwortlich ist.« Ich versuchte, mein Gekritzel zu entziffern. »Schettler hatte einen neun Jahre jüngeren Bruder, der den elterlichen Hof übernommen hat. Dieser Bruder hatte eine Frau und zwei kleine Söhne. Sie sind am ersten Weihnachtstag 1988 umgekommen, als das Wohnhaus auf dem Hof in Bad Tölz in Brand geriet. Die beiden Jungen waren damals ein und drei Jahre alt. Dieses Feuer haben auch Schettlers Eltern nicht überlebt. Der damals dreiunddreißigjährige Bruder kam zunächst mit schweren Verbrennungen davon, hat sich dann aber am ersten Weihnachtstag 1989 das Leben genommen.« Damit schloss ich meinen Überblick ab. »Manche Familiengeschichten sind grausam. So viele Verluste.« Ich schwieg und sog die würzige Luft ein, in die sich Meeres- und Blütendüfte mischten.

Henrike sah hinunter auf die Bucht, wo die Wellen gegen die Felsen brandeten. »Die beiden Männer könnten sich natürlich überall und nirgends begegnet sein. Aber eine Überschneidung gibt es, und zwar von 1966 bis 1971 an der Münchner Uni. Gut, der eine hat BWL studiert und der andere VWL, aber wenn ich mich nicht irre, müssen die Volkswirte auch Betriebswirtschaftslehre belegen und umgekehrt. Also besteht durchaus die Möglichkeit, dass sie sich dort kennengelernt haben.«

»Gieseke streitet es ab.«

»Er hat Angst«, sagte Henrike gedehnt. »Das ist übrigens noch etwas, das beide Männer verbindet. Schettler hatte auch Angst. Und er war überzeugt, jemand wolle ihn umbringen. Wenn ich also mal für einen Moment annehme, dass seine seltsamen Instruktionen nicht aus einem Wahngeschehen heraus entstanden sind, dann …«

»Das solltest du sogar als gegeben voraussetzen. Er hat diese

Instruktionen zwar auf seine ganz eigene Art verfasst, aber in diesen Unterlagen muss etwas stehen, das jemandem gefährlich werden könnte. Warum sonst hätten sie gestohlen werden sollen? Und apropos Unterlagen: Franck Gieseke könnte von Statur und Beweglichkeit her durchaus der Dieb gewesen sein. Ich weiß, wie unwahrscheinlich das ist«, kam ich ihrem möglichen Einwand zuvor, »ich wollte es nur mal erwähnen. Aber worauf wolltest du eigentlich hinaus, als ich dich eben unterbrochen habe?«

»Darauf, dass dieser Schettler befürchtet hat, von jemandem umgebracht zu werden, der bereits zwei Menschen auf dem Gewissen hatte. Vielleicht hat auch Franck Gieseke Angst, von diesem *Jemand* umgebracht zu werden. Und vielleicht streitet er deshalb jede Verbindung zu Albert Schettler ab. Das würde allerdings nicht erklären, wieso Schettler Gieseke hat durchleuchten lassen.«

»Um das zu klären, werden wir uns morgen an seine Fersen heften.«

Dank des Vollmonds war es eine helle Nacht. Ich lag auf dem ausklappbaren Sofa im Wohnzimmer und schaute durch die geöffnete Terrassentür. Ein kühler Wind wehte durchs Zimmer, und ich hörte das Meer rauschen. Ich schloss die Augen und gab mich diesem Geräusch hin, das eine so beruhigende Wirkung auf mich hatte, dass ich tatsächlich noch einmal einschlief. Als ich wieder aufwachte, setzte bereits die Dämmerung ein.

Ich schlich mich in die Küche, schloss leise die Tür, um Henrike nicht zu wecken, die im Schlafzimmer schlief, und machte mir einen Kakao. Dann zog ich mich an, nahm den Becher und lief damit hinunter zum Meer. Ich fühlte mich auf eine friedliche Weise berauscht von dem menschenleeren Strand, der frühen Stunde und dem Wasser, das sich in einer steten Folge bis zu meinen Füßen vorarbeitete, um sich dann zurückzuziehen. Zu Hause grub ich mich um diese Uhrzeit oft in die Leben der Toten und las in ihren Aufzeichnungen. Auch das war etwas, das mir inneren Frieden und Ruhe brachte. Deshalb haderte ich nicht mit meiner Schlaflosigkeit. Weder hier noch dort.

»Nicht erschrecken!«, hörte ich Henrike rufen. Sie kam barfuß über den Sand gelaufen, hielt einen Becher in der einen und eine Tafel Schokolade in der anderen Hand. Mit einem Seufzer setzte sie sich neben mich.

»Habe ich dich geweckt?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und brach die Schokolade in Riegel. »Bei Vollmond kann ich doch nie so gut schlafen.« Sie schob sich ein Stück

in den Mund, kaute und blies in ihren Tee.

Ich nahm mir auch einen Riegel. »Weißt du, was mir nicht aus dem Kopf will? Da gibt es etwas, das Albert Schettler und Franck Gieseke viel stärker verbindet als ihre Universitätszeit. Schettlers Haus ist bis oben hin vergittert, und die Türen lassen sich mehrfach verriegeln. Das Haus der Giesekes ist mit Kameras ausgestattet, es hat eine Alarmanlage, die Hunde sind abgerichtet, und Rose-Marie Gieseke könnte vermutlich ohne Weiteres als Bodyguard durchgehen.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Hattest du den Eindruck, dass Franck Gieseke unter Wahnvorstellungen leidet?«

»Nein«, antwortete sie spontan. »Aber das heißt nichts. Es gibt Menschen, die so etwas sehr gut zu verbergen wissen.«

»Einmal angenommen, er hätte ein ähnliches Krankheitsbild wie Schettler, dann könnten sie sich in einer psychiatrischen Klinik kennengelernt haben.«

»Hat Funda Anhaltspunkte dafür in Schettlers Akten gefunden?«

»Nein. Aber vielleicht hat er diese Rechnungen vernichtet. Für die meisten Menschen bedeutet die Psychiatrie immer noch ein Stigma, sie tabuisieren sie.«

»Gezwungenermaßen«, sagte Henrike. »Wenn die Gesellschaft mit Gehirnerkrankungen genauso umgehen würde, wie sie es mit Erkrankungen des restlichen Körpers tut, gäbe es dieses Tabu nicht.«

»Ich weiß. Schettler ist das beste Beispiel. Sobald jemand erfährt, dass er an einer Paranoia erkrankt war, ist der Mann abgeschrieben und wird nicht mehr ernst genommen. Den Schuh muss ich mir leider auch selbst anziehen.«

»Genauso wie ich. Es ist aber auch verdammt schwer, neutral zu bleiben, wenn Äußerungen sich so genau in ein Krankheitsbild einfügen. Und seine Instruktionen für den Inhalt des Bankschließfaches passen nun mal zu einer Paranoia.« Sie ließ Sand durch ihre Finger rieseln. »Sollten sich die beiden tatsächlich in einer Psychiatrie kennengelernt haben, würde das auch erklären, warum Franck Gieseke eine Bekanntschaft mit Schettler weit von sich weist.«

»Allerdings müsste diese Bekanntschaft mehr als elf Jahre zurückliegen. Es müsste vor seiner Umsiedlung nach Korsika gewesen sein. Außer, er hätte sich trotzdem in Deutschland behandeln lassen. Das wäre natürlich auch möglich.«

Henrike atmete tief ein, sprang auf, befreite sich von Jeans, T-Shirt und Pulli und lief Richtung Wasser. »Darüber machen wir uns später weiter Gedanken. Los, komm!«

Von der Avenue Bella Vista mitten in Lumio führte eine Steintreppe ins Quartier Torricella. Von dort gab es laut den Recherchen der Detektei einen Rundweg, auf dem Franck Gieseke morgens zwischen acht und neun joggte, wenn er sich in Lumio aufhielt. Die Beschreibungen waren so exakt, dass wir den Weg problemlos fanden. Der Ermittler hatte allerdings nichts von dem Zustand des Weges erwähnt, der sich in engen Kurven den steilen Berg hinaufwand und voller Geröll lag. Zugegeben, er war wunderschön, und wir hatten einen grandiosen Ausblick auf die Bucht von Lumio – wie jemand diesen Weg hinaufjoggen konnte, war mir allerdings schleierhaft. Nach ungefähr einem Kilometer langsamer Wanderung war ich außer Atem und setzte mich auf einen Felsvorsprung.

»Ich gehe keinen einzigen Schritt weiter«, stöhnte ich. »Wir warten jetzt hier, bis er kommt, dann gehen wir langsam wieder zurück. Betonung liegt auf langsam.« Obwohl Henrike rauchte, hatte sie eine wesentlich bessere Kondition als ich. »Trainierst du eigentlich heimlich?«, fragte ich verwundert.

»Das ist Veranlagung, ich musste noch nie viel trainieren, um fit zu sein. Achtung, da kommt er!«

Und tatsächlich kam Franck Gieseke gerade in beachtlichem Tempo um eine Wegbiegung. Einer der belgischen Schäferhunde begleitete ihn.

Henrike sprang auf und stellte sich mitten in den Weg. »Guten Morgen, Herr Gieseke«, rief sie ihm entgegen.

Mit einem Ruck blieb er stehen und pfiff den Hund an seine Seite. »Was wollen Sie?« Er warf einen schnellen Blick über seine Schulter, als wolle er sich eines Fluchtweges vergewissern.

»Noch einmal mit Ihnen reden.«

Er nahm den Hund am Halsband und kam langsam näher. »Habe ich mich gestern undeutlich ausgedrückt?« Mit dem Hund an der von ihr abgewandten Seite versuchte er, sich an Henrike vorbeizuschieben, was auf dem engen Weg nicht so einfach war.

Henrike machte einen Schritt zur Seite. »Sie müssen unglaublich fit sein, wenn Sie diesen Weg joggen«, meinte sie in leutseligem Ton. »Wir haben schon nach einem Kilometer schlappgemacht. Und Sie haben nicht mal eine Schweißperle auf der Stirn.«

Er sah skeptisch auf ihre Turnschuhe. »Sie sind aber nicht gejoggt, oder?«

Henrike lachte. »In dem Fall hätten Sie uns jetzt direkt eine Ambulanz rufen dürfen.«

Er lächelte kurz, wurde gleich darauf aber wieder ernst. »Ist es nicht

schon schlimm genug, dass allem Anschein nach mein gesamter Tagesablauf in diesem Dossier festgehalten wurde? Müssen Sie durch Ihr Auftauchen hier noch in der Wunde bohren?«

»Sie haben nichts davon bemerkt, dass Sie beobachtet wurden?«, fragte Henrike mitfühlend.

»Bis gestern war ich überzeugt davon, dass meine Sensoren Alarm schlagen würden, wenn mich jemand verfolgt. Dieses Dossier hat mich eines Besseren belehrt.« Es klang, als habe er in der Vergangenheit auf etwas sehr viel Mühe verwandt, um dann festzustellen, dass er auf ganzer Linie gescheitert war. Er lehnte sich gegen die Steinmauer. »Eigentlich sollte ich Ihnen dankbar sein.« Sein Lachen hatte etwas Bitteres.

»Es tut mir sehr leid, dass wir Sie erschreckt haben, Herr Gieseke«, sagte ich. »Das war nicht unsere Absicht.«

»Was war denn Ihre Absicht? Ich hatte Ihnen doch am Telefon bereits gesagt, dass ich den Mann, um den es hier geht, nicht kenne. Warum haben Sie sich mit dieser Antwort nicht zufrieden gegeben?«

»Albert Schettler muss ein starkes Motiv gehabt haben, um Sie auskundschaften zu lassen«, sagte ich und hinderte einen dicken Käfer daran, meinen Unterschenkel hinaufzuklettern. »Dieser Auftrag hat ihn sehr viel Geld gekostet, er wird ihn nicht aus Jux und Tollerei vergeben haben. Zumindest er muss Sie gekannt haben.«

Franck Gieseke verschränkte die Arme vor der Brust, nahm Blickkontakt mit seinem Hund auf, der sich zu seinen Füßen niedergelassen hatte, und sah dann wieder zu mir. »Ein für alle Mal: Ich kenne keinen Albert Schettler. Und sollten Sie an meinem Erinnerungsvermögen zweifeln, kann ich Ihnen versichern, dass es mich zwar hin und wieder plagt, aber das nur, weil es so gut ist. Ich vergesse leider nur sehr wenig. Welchen Grund auch immer dieser Mann zu haben glaubte, ich finde das Ganze einfach nur abscheulich. Und ich empfinde es als Genugtuung, dass er dieses Dossier nicht mehr zu Gesicht bekommen hat.« Er stieß sich mit beiden Händen von der Steinmauer ab und machte Anstalten, seinen Weg fortzusetzen.

Diese Genugtuung war es, die mich an einer gemeinsamen Zeit in der Psychiatrie zweifeln ließ. Eine solche Erfahrung hätte beide Männer wohl eher miteinander verbunden. »Bitte!«, hielt ich ihn zurück, »warten Sie noch einen Moment. Mir ist auch daran gelegen, die Sache ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. Albert Schettler hat zur gleichen Zeit wie Sie in München studiert. Möglicherweise kannten Sie seinen Nachnamen nicht, oder auch nur seinen Spitznamen. Ich weiß nicht, was man aus Albert üblicherweise macht,

vielleicht Berti. Wie wäre es damit?«

Franck Gieseke schüttelte genervt den Kopf.

Zu dumm, dass ich vergessen hatte, ein Foto von Albert Schettler mitzunehmen. Ich würde Funda bitten, mir Personalausweis und Führerschein einzuscannen und zu mailen. »Morgen könnte ich Ihnen ein Foto von ihm zeigen, dann klärt sich die Sache vielleicht ganz schnell auf. Was meinen Sie?«

»Was ich meine?« Er riss die Augen auf und sah mich fassungslos an. »Das kann ich Ihnen ziemlich genau sagen, Frau Mahlo. Ich meine, dass es jetzt reicht. Ich möchte von dieser ganzen Angelegenheit nichts mehr hören!«

»Interessiert es Sie denn überhaupt nicht, in wessen Visier Sie da geraten sind?«

»Der Mann ist tot und kann mit den Informationen über mich nichts mehr anfangen. Das ist das Einzige, was mich interessiert. Und ich bestehe darauf, dass Sie diese Unterlagen vernichten, sobald Sie wieder in München sind!«

»Was hätte er denn damit anfangen können?«, fragte Henrike.

Sekundenlang sah es so aus, als würde Franck Gieseke sich eines Fehlers bewusst. Er blickte von Henrike zu mir. »Haben Sie gestern nicht etwas von einem Erbe gesagt?«

Ich nickte. »Mit dieser Absicht hat Herr Schettler dem Detektiv gegenüber sein Interesse an Ihnen begründet.« Um den Hund nicht aufzuschrecken, rutschte ich langsam von dem Felsen hinunter. »Ich weiß, was wir Ihnen hier zumuten, Herr Gieseke, aber …«

»Ich gebe Ihnen Brief und Siegel darauf, dass Sie das nicht wissen!«, fiel er mir ins Wort.

»Ich habe einen Fehler gemacht«, fuhr ich unbeirrt fort, denn eine weitere Chance, mit ihm zu reden, würde es vermutlich nicht geben. »Albert Schettler hat für die Nachlassverwaltung sehr genaue Instruktionen hinterlassen, was nach seinem Tod mit dem Inhalt seines Bankschließfaches zu geschehen habe. Er hatte Sorge, jemand könne versuchen, die Unterlagen zu stehlen. Ich habe diese Sorge nicht ernst genommen. Aber sie war durchaus berechtigt, wie sich herausgestellt hat. Die Unterlagen wurden mir tatsächlich gestohlen. Solch ein Diebstahl …«

»Was hat das mit mir zu tun?«, ging er erneut dazwischen.

»Das versuche ich ja gerade zu erklären. Solch ein Diebstahl ist genauso ungewöhnlich wie das Dossier einer Detektei. Und ich frage mich, ob zwischen beidem ein Zusammenhang besteht.«

»Jetzt wollen Sie mir auch noch einen Diebstahl unterstellen?«

In Gedanken hatte ich das bereits getan. »Nein! Es ist nur so, dass Albert Schettler glaubte, jemand wolle ihn umbringen. Auch das ist nicht gerade alltäglich.«

»Darf ich Ihnen einen guten Rat geben, Frau Mahlo?« Er sah zu Henrike. »Und Ihnen auch? Lassen Sie die Finger von der Sache! Und zwar gerade *weil* dabei so viel vom Alltäglichen abweicht. Sie wissen doch gar nicht, worauf Sie sich da einlassen. Und vor allem wofür denn? Für einen Toten, den Sie nicht einmal gekannt haben. Oder kannten Sie ihn etwa doch?«

»Nein!«, winkte ich ab. »Keine von uns kannte ihn. Trotzdem fühle ich mich verantwortlich für ihn, oder besser gesagt, für seinen Nachlass und seine letzten Wünsche. Ich will einfach eine gute Arbeit machen. Können Sie das verstehen?«

»Das kann ich, Frau Mahlo, sehr gut sogar.« Seine Stimme nahm einen sanften Tonfall an. »Aber man sollte eine Arbeit nur gerade so gut machen, dass sie einem nicht schadet.«

»Können Sie denn mit diesem Fragezeichen leben?«, unternahm ich einen letzten Versuch.

»Ich muss noch mit ganz anderen Fragezeichen leben.«

8

Um die Mittagszeit hatte sich der Himmel bereits wieder zugezogen. Einem Regenschauer folgte fünf Minuten später der nächste. Der Wind, der kräftig aufgefrischt hatte, zerrte an der Kleidung und den Regenschirmen der Passanten. Henrike und ich hatten es gerade noch rechtzeitig vor dem ersten Schauer in das L'Escale in L'Ile-Rousse geschafft.

Einen Fensterplatz in dem voll besetzten Restaurant zu ergattern, schien unmöglich zu sein, aber wir hatten Glück, ein älteres Paar war gerade im Begriff zu gehen. Mit Blick auf den kleinen Hafen tranken wir Cocktails aus frischen Früchten und aßen Kabeljau und korsisches Lamm. Henrike hatte gemeint, wenn wir gut essen wollten, sollten wir uns eher an Franck Giesekes Lieblingsrestaurants aus dem Dossier orientieren als an unserem Reiseführer, nur um dann festzustellen, dass beide dasselbe Restaurant favorisierten.

»Was hältst du von Franck Gieseke?«, fragte ich sie gegen das laute Stimmengewirr an.

»Er ist sehr leicht zu erschrecken.«

»Mich würde es auch erschrecken, wenn ich erfahren würde, dass ich über Wochen hinweg beobachtet wurde.«

»Dich würde es irritieren und aufschrecken«, sagte Henrike gedehnt. »Sein Erschrecken ging tiefer.«

»Vielleicht hat er Sorge, in diesem Dossier könne etwas über ihn stehen, das nicht ans Licht kommen soll.«

Nachdem sie sich das letzte Stück Kabeljau in den Mund geschoben hatte, legte Henrike ihr Besteck auf den Teller. »Möglich. Aber dann hätte es ihn eigentlich beruhigen müssen, dass in den Unterlagen nur seine Lebensgewohnheiten aufgeführt sind. Das hat es aber nicht. Ich habe das Dossier immer noch nicht ganz gelesen. Stand darin irgendetwas, mit dem er zu kompromittieren wäre?«

»Überhaupt nichts. Außer es wäre ihm peinlich, dass er exzessiv Sport treibt und gutes Essen liebt.«

Sie warf ihre Haare zurück über die Schultern, stützte die Ellenbogen auf und legte das Kinn auf die gefalteten Hände. »Bist du nicht auch über diesen einen Satz gestolpert, dass er überzeugt davon gewesen sei, zu merken, wenn er beobachtet würde?«

»Davon war ich auch einmal überzeugt und wurde eines Besseren belehrt. Was ist daran so besonders?«

Sie schloss kurz die Augen und horchte in sich hinein. »Er hat eine bestimmte Redewendung gebraucht. Es war irgendetwas mit Alarm.«

Die Leute am Nebentisch brachen in lautes Lachen aus und übertönten damit noch die Espressomaschine, die im Hintergrund lärmte. Ich versuchte, mich an diesen Satz zu erinnern. »Ich hab's: Er hat gesagt, er habe geglaubt, seine Sensoren würden Alarm schlagen.«

Sie schnippte mit den Fingern. »Genau! Das ist es. Jetzt weiß ich auch wieder, warum mir dieser Satz so aufgefallen ist. Er dachte, seine Sensoren würden Alarm schlagen – warum sagt ein normaler Mensch so etwas?«

»Meinst du normal als Abgrenzung zu wahnhaft?«

»Ich meine normal als einen Zustand von Nichtgefährdung. Normalerweise sollte man sich in seinem Leben doch sicher und nicht bedroht fühlen. Anders ist es, wenn eine Frau zum Beispiel nachts ohne Begleitung durch einen unbeleuchteten Park geht. Dann sollte sie hoffen, dass ihre Sensoren rechtzeitig Alarm schlagen. Weil sie sich einem unkalkulierbaren Risiko aussetzt. Stellt sich also die Frage, worin das Risiko für Franck Gieseke besteht. Wovor hat dieser Mann Angst?«

Als der Kellner kam, um die Teller abzuräumen, bestellte ich einen Espresso. Henrike bat um eine Tasse mit heißem Wasser für ihren Tee.

»Er ist wohlhabend«, sagte ich, »vielleicht hat er Sorge, entführt zu werden.«

»Dann müsste jeder wohlhabende Mensch diese Sorge haben. Bei ihm wirkt sie allerdings sehr präsent. So, als müsstest du ihn nur leicht antippen, um sie zu aktivieren. Das meinte ich vorhin, als ich sagte, dass er sehr leicht zu erschrecken ist. Und damit meine ich nicht übertrieben leicht oder krankhaft leicht. Vielleicht wird er bedroht.«

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück. »Von der Idee eines gemeinsamen Psychiatrieaufenthaltes der beiden bin ich übrigens nach dem Gespräch heute Morgen wieder abgekommen. So etwas verbindet eher, als dass es trennt. Und wenn ich Franck Gieseke über Schettler reden höre, klingt das nicht gerade sehr verständnisvoll.«

»Was weißt du eigentlich über diesen Schettler außer seinen biografischen Daten und seiner Krankheit?«

»Nichts. Wenn wir zurück sind, setze ich mich mit seinem alten Schulfreund in Verbindung, dessen Sohn bei Schettler gewohnt hat. Peter Siebert, so heißt dieser Sohn, sagte, die beiden Männer hätten es geschafft, über viele Jahrzehnte hinweg den Kontakt zu halten, obwohl sein Vater jetzt in Flensburg wohnt. Vielleicht kann er mir ein bisschen mehr erzählen. Der Name Franck Gieseke sagt ihm allerdings

schon mal nichts, das hat sein Sohn bereits für mich herausgefunden.«

»Du solltest auch mal mit den Nachbarn sprechen. Du weißt selbst, wie viel manche mitbekommen.«

»Und wie wenig wiederum andere.«

Nachdem wir bezahlt hatten, zogen wir unsere Jacken an und liefen hinaus Richtung Hafen. Der Wind hatte inzwischen mindestens Windstärke sechs oder sieben erreicht und schob hohe Wellen vor sich her, die gegen die Kaimauer prallten. Die Gischt flog in hohem Bogen darüber. Wir stemmten uns gegen den tosenden Wind und hielten mit beiden Händen unsere Haare fest. Ich füllte meine Lungen mit Luft und dachte darüber nach, was uns hierhergeführt hatte. Was auch immer wir herausfinden würden, und sei es auch gar nichts, ich würde es keine Sekunde lang bereuen, hierhergekommen zu sein.

In unserem Apartment zogen wir uns trockene Sachen an, kuschelten uns in zwei Sessel und tranken Tee. Ich hätte nicht sagen können, wann ich mich zuletzt so träge und faul gefühlt hatte. Es hätte nicht viel gefehlt, und mir wären die Augen zugefallen. Henrike schien es ähnlich zu gehen. Die Meeresluft forderte ihren Tribut. Und die Zeit schien zu rasen. Es blieb uns nur noch der Montag, am Dienstag würde uns die Fähre bereits wieder zurück nach Livorno bringen. Diesen einen Tag, so hatten wir verabredet, würden wir zwischen Strand und Umgebung aufteilen. Und wenn wir der Wetterprognose Glauben schenken durften, dann würde dieser Tag von der Sonne beschienen sein.

Ein lautes Klopfen riss uns beide aus unseren Gedanken. Ich lief zur Tür und öffnete sie.

»Ich muss mit Ihnen reden!« Rose-Marie Gieseke war auf hundertachtzig und stürmte an mir vorbei ins Apartment.

»Guten Tag«, brachte ich verdattert hervor und folgte ihr in den Wohnraum, wo ich einen schnellen Blick mit Henrike tauschte. Die zuckte nur die Schultern, nahm ihre Beine von der Sessellehne und begrüßte Rose-Marie Gieseke mit einem freundlichen Hallo.

Rose-Marie Gieseke sah aus, als sei sie aus dem Haus gerannt und ins Auto gesprungen, ohne auch nur einen Gedanken an die Witterungsverhältnisse zu verschwenden. Ihre dünne Bluse und ihre Jeans waren vom Regen durchnässt.

Nachdem ich einen weiteren Sessel herbeigezogen hatte, bat ich sie, Platz zu nehmen.

Sie schüttelte jedoch vehement den Kopf. »Ich bin nur hergekommen, um Sie zu bitten, meinen Mann ein für alle Mal in

Ruhe zu lassen.« Ihr französischer Akzent war stärker als bei unserer letzten Begegnung. »Franck hat mir erzählt, dass Sie ihn heute Morgen beim Laufen überfallen haben.«

»Hat er sich so ausgedrückt?«, fragte Henrike.

Sie überging diese Frage und rieb sich frierend die Arme. »Als er nach Hause kam, war er immer noch außer sich. Sie haben kein Recht dazu, ihm so zuzusetzen.« Ihr vorwurfsvoller Blick schoss wie ein Pingpongball zwischen uns hin und her.

Bei der Nachlassverwaltung bekam ich es hin und wieder mit Erben in ähnlicher Gemütsverfassung zu tun. Sie waren aufgebracht und steigerten sich immer mehr in diesen Zustand hinein. Da half es nur entgegenzuwirken, bevor das Ganze völlig kippte. »Frau Gieseke«, sprach ich sie ruhig, aber bestimmt an. »Nehmen Sie bitte einen Moment Platz. Wir haben sehr viel Verständnis für Ihr Anliegen und würden gerne in Ruhe mit Ihnen darüber reden. Was meinen Sie?« Ich deutete mit der Hand auf den Sessel und wartete, bis sie sich widerstrebend gesetzt hatte.

Kaum saß sie, starrte sie auf ihre schmucklosen, gepflegten Hände und schien immer mehr in sich zusammenzusinken. In ihren Augenwinkeln sammelten sich Tränen. Sie wischte sie fort und hob den Kopf. »Sie müssen entschuldigen, ich habe heute Nacht nicht gut geschlafen, außerdem macht mir das Wetter Kopfschmerzen.«

Henrike stand auf, stellte ihr wortlos ein Glas Wasser hin und reichte ihr eine Decke.

»Danke.« Nachdem sie das Glas in einem Zug geleert hatte, legte sie sich die Decke um die Schultern. »Es tut mir leid, dass ich hier so hineingerauscht bin, das ist eigentlich nicht meine Art. Nichtsdestotrotz möchte ich Sie bitten, uns nicht mehr aufzusuchen und vor allem meinen Mann nicht mehr zu behelligen. Er kann Ihnen nichts über diesen Herrn Schettler sagen, er kennt ihn nicht. Was immer ihn bewogen haben mag, einen Detektiv auf meinen Mann anzusetzen, er hat dieses Wissen mit in sein Grab genommen. Und wir können Sie nur inständig darum bitten, diese Unterlagen zu vernichten, damit sie nicht noch in andere Hände gelangen.«

»Werden Sie bedroht?«, fragte Henrike.

»Nein.«

»Ganz sicher nicht?«

»Ich weiß, was ich sage!«

Henrike goss ihr Wasser nach. »Sie haben eine Alarmanlage, Kameras ums Haus herum und zwei Wachhunde. Ist Korsika ein so gefährliches Pflaster?«

Sie zog die Decke fester um ihre Schultern und setzte sich aufrecht hin. »Die Antworten unterscheiden sich je nachdem, wen Sie fragen. Für die Touristen ist Korsika die Insel der Schönheit, voll unberührter Natur und unbebauter Küsten und mit einer überaus gastfreundlichen Bevölkerung. Sie bekommen nichts mit von der hohen Arbeitslosigkeit, von Armut, Drogen und steigenden Immobilienpreisen. Es gibt hier kaum Industrie, die Landwirtschaft ist über Jahrzehnte vernachlässigt worden. Waffen sind weit verbreitet und die Mordrate …«

»Dennoch leben Sie seit elf Jahren auf der Insel«, unterbrach Henrike sie.

»Würden Sie Ihre Heimat einfach so aufgeben, nur weil mit ihr nicht alles zum Besten steht? Würden Sie nicht auch versuchen, sich stattdessen für Veränderungen einzusetzen?«

Aus dem Dossier wusste ich, dass Franck Gieseke seit Jahren mit einer Gruppe von Männern in mühseliger Kleinarbeit die verlassenen und sanierungsbedürftigen Gebäude eines abgelegenen Bergdorfes wieder aufbaute, während sich seine Frau tatkräftig für soziale Projekte engagierte. Wenn sie also von Veränderungen sprach, handelte es sich nicht nur um Worthülsen.

»Wovor hat Ihr Mann Angst, Frau Gieseke?« Henrike beugte sich nach vorn und forschte im Gesicht ihres Gegenübers.

Rose-Marie Gieseke erhob sich und ließ die Decke in den Sessel fallen. »Wer gibt Ihnen das Recht, mir eine solche Frage zu stellen?«

»Niemand«, kam ich Henrike zuvor. »Wir möchten lediglich …«

»Was? Gift in unser Haus tragen? Genau das tun Sie nämlich. Sie glauben, alles über meinen Mann zu wissen, nur weil Sie dieses Dossier gelesen haben. Aber Sie wissen gar nichts! Über das, was ihm Angst macht, steht nirgends etwas geschrieben.«

»Dann erklären Sie es uns doch bitte, vielleicht trägt das zum Verständnis bei.«

Sie ließ sich zurück in den Sessel fallen. Für Sekunden presste sie die Lippen aufeinander. Dann strich sie sich eine Haarsträhne von der Wange. Der Kampf, den sie mit sich ausfocht, war nicht zu übersehen. »Haben Sie eine Zigarette für mich?«

Henrike hielt ihr die Schachtel hin, zündete sich selbst eine Zigarette an und öffnete die Terrassentür.

Rose-Marie Gieseke inhalierte den Rauch, als sei er eine Art Rettungsanker. »Mein Mann war vierundzwanzig Jahre alt«, begann sie schließlich mit leiser Stimme zu erzählen, »als er entführt und drei Tage lang in einem dunklen Raum gefangen gehalten wurde. Seine

Eltern haben damals das Lösegeld gezahlt, ohne die Polizei einzuschalten. Die Entführer haben drei Millionen D-Mark gefordert. Da die Familie diese Summe so schnell nicht bereitstellen konnte, haben sie sich schließlich mit eineinhalb Millionen zufriedengegeben.« Sie streifte die Asche von der Zigarette ab. »Nach seiner Freilassung hat Franck sein Studium für ein Dreivierteljahr unterbrochen und bei einem Onkel in Kanada gelebt. Wobei dieses Leben mehr als eingeschränkt war. Es hat lange gedauert, bis mein Mann wieder ohne Albträume schlafen konnte. Völlig angstfrei ist er nie wieder geworden. Vielleicht können Sie sich jetzt vorstellen, was die Tatsache, unbemerkt von einem Detektiv ausgespäht worden zu sein, für ihn bedeutet. Ihr Besuch, oder vielmehr das, was Sie ihm da eröffnet haben, hat ihn erschüttert und die alten Ängste wieder aufleben lassen.« Sie drückte die Zigarette im Aschenbecher aus, als könne sie damit auch diese Ängste auslöschen. Schließlich hob sie den Blick und sah zwischen uns hin und her. »Die Entführung ist vierundvierzig Jahre her, und als Sie meinem Mann von dem Dossier erzählten, schien sie gerade erst stattgefunden zu haben. Bis gestern habe ich diese Jahre für einen schützenden Puffer gehalten.« In einer hilflosen Geste breitete sie die Hände aus. »Jetzt weiß ich, dass er nur eine Illusion war.« Sie stand auf, ging zur Terrassentür und sah hinaus aufs Meer.

»Danke für Ihre Offenheit, Frau Gieseke«, sagte ich leise. »Dass unser Besuch all das für Ihren Mann wieder aufgewühlt hat, tut mir sehr leid. Dafür kann ich mich nur entschuldigen. Darf ich Sie trotzdem noch etwas fragen?«

Sie wandte sich langsam zu uns um. »Sie möchten wissen, ob Albert Schettler in dieser Geschichte eine Rolle spielt, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Die Antwort lautet: Ich weiß es nicht. Vor einem halben Jahr kam ein Brief für meinen Mann, von einer gewissen Almuth Drews-Winter. Da Franck und ich keine Geheimnisse voreinander haben und immer derjenige von uns die Post öffnet, der sie aus dem Kasten holt, habe ich diesen Brief aufgemacht.« Sie befeuchtete ihre Lippen. »Es handelte sich um eine Art Beichte der Absenderin, die im Alter von sechsundsechzig Jahren in einem Münchner Hospiz an Krebs verstorben ist. Sie schrieb, dass sie dafür gesorgt habe, dass dieser Brief nach ihrem Tod an Franck geschickt werde. Sie wolle sich damit bei ihm für seine damalige Entführung entschuldigen.« Rose-Marie Gieseke hielt für einen Moment den Atem an, dann stöhnte sie leise. »Sie und ihre beiden Mittäter hätten während ihres Studiums einen

Bericht über die Erfolgsgeschichte des Familienunternehmens Gieseke gelesen und darüber, dass der Sohn des Hauses, nämlich Franck, in München BWL studiere, um später die Firma zu übernehmen. Da sie und ihre beiden Freunde hochfliegende Existenzgründungspläne gehabt hätten, die an ihren eher bescheidenen finanziellen Mitteln zu scheitern drohten, hätten sie beschlossen, das Geld ein wenig gerechter zu verteilen. Es habe sie überrascht, wie leicht die Entführung zu bewerkstelligen gewesen sei.« Rose-Marie Gieseke war anzusehen, wie schwer es ihr fiel, diese Worte exakt wiederzugeben. Was den Tätern so leichtgefallen war, hatte das Leben ihres Mannes ganz entscheidend geprägt und ihm Wunden zugefügt, die nie ganz verheilen würden.

»Mit den Jahren«, fuhr sie fort, »hat diese Frau wohl Schuldgefühle entwickelt. Sie könne nicht wieder gutmachen, was sie Franck angetan hätten, das sei ihr schmerzlich bewusst, aber sie wolle sich kurz vor Ende ihres Lebens wenigstens bei ihm entschuldigen. Sie könne nur für sich selbst sprechen, nicht für ihre damaligen Freunde, die an der Entführung beteiligt gewesen seien. Das müssten die beiden mit ihrem Gewissen ausmachen.« Rose-Marie Gieseke kam zurück und setzte sich wieder.

»Weiß Ihr Mann von dem Brief?«, fragte Henrike.

»Nein.«

Ich wusste nicht, wie Franck Gieseke tickte, ich wusste nur, dass ich an seiner Stelle die Wahl hätte haben wollen, ob ich den Brief nun lese oder nicht.

»Was könnte er daraus denn schon erfahren? Doch nur, dass drei Leute an seiner Entführung beteiligt waren, darunter eine Frau. Zugegeben, diese Tatsache wäre neu für ihn. Sie hatten ihm während der gesamten Zeit seiner Entführung die Augen verbunden und haben kein Wort mit ihm gesprochen. Er hat angenommen, dass er es mit zwei Personen zu tun hatte. Aber was würden diese neue Information und die Entschuldigung denn groß ändern?«, fragte sie unglücklich. Die Entscheidung, ihrem Mann den Brief zu verschweigen, war ihr allem Anschein nach nicht leicht gefallen. »Die Frau ist tot. Sie hat versucht, sich mit ihren Zeilen von ihrer Schuld reinzuwaschen. An meinen Mann und wie es ihm damit geht, wird sie dabei wohl kaum gedacht haben. Hätte sie sich auch nur einen Moment in seine Lage versetzt, hätte sie begreifen müssen, dass Franck mehr damit gedient gewesen wäre, wenn er seine Entführerin vor deren Tod noch hätte kennenlernen können. Um wenigstens einem der Täter ein Gesicht zu geben. Und um Fragen zu stellen und endlich Antworten zu

bekommen. Aber diese Chance hat sie vertan. Dabei wäre es vollkommen gefahrlos für sie gewesen, ihr Verbrechen an meinem Mann war längst verjährt. Wozu ihn also mit dem Brief belasten? Das frage ich Sie. Wozu?«

Henrike setzte zu einer Antwort an, aber ich kam ihr zuvor. »Niemand macht Ihnen einen Vorwurf, Frau Gieseke. Sie können viel besser als jeder andere ermessen, wie Ihr Mann auf einen solchen Brief reagieren würde, ob er ihn als Erlösung oder Belastung empfinden würde. Nur ein Gedanke dazu: Selbst wenn er die Frau nicht mehr persönlich kennenlernen kann, so könnte er womöglich an ein Foto von ihr gelangen. Auch auf diese Weise kann man jemandem ein Gesicht geben und denjenigen zu einer greifbaren Realität werden lassen. Als er damals von den Entführern festgehalten wurde, saß er im Dunkeln. In diese Dunkelheit, die ihn umgeben hat, könnte mit dem Brief ein Licht fallen.«

Sie bewegte den Kopf von einer Seite zur anderen.

»Selbst wenn es im ersten Augenblick aufwühlend ist, so ein Geständnis zu lesen«, meldete Henrike sich zu Wort, »könnte es Ihrem Mann andererseits helfen, dieser Hilflosigkeit, die damals zutiefst erschütternd für ihn gewesen sein muss, etwas entgegenzusetzen. Aber natürlich können Sie das alles am besten einschätzen.«

»Mein Mann wird nie vergessen, was geschehen ist, aber die inneren Stimmen, die ihn immer wieder daran erinnert haben, sind mit der Zeit sehr viel leiser geworden. Bis Sie beide hier aufgetaucht sind.« Sie legte eine Hand schützend an ihren Hals. »Der Brief würde alles nur noch schlimmer machen.«

»Und wenn Franck Gieseke den Inhalt des Briefes nun doch kennt?«, fragte ich Henrike am Abend.

Wir aßen im Matahari, dem kleinen Restaurant am Plage de L'Arinella unterhalb unseres Apartments und sahen der Sonne dabei zu, wie sie im Meer versank, nachdem sie sich zwei Stunden zuvor endlich wieder gezeigt hatte.

Henrike kaute auf einer Fritte und schob sich hungrig noch ein zweites in den Mund, bevor sie zu einer Antwort ansetzte. »Genau das habe ich mich auch gefragt. Nehmen wir mal an, es wäre so, dann stellt sich gleich die nächste Frage: Was hätte er mit diesem Wissen angefangen? Hätte es ihm genügt, im Internet über diese Frau zu recherchieren, um ihr ein Gesicht zu geben? Oder wäre er einen Schritt weiter gegangen?«

»Du meinst, er hätte versuchen können, die beiden Mittäter

ausfindig zu machen.« Ich löste das Fleisch aus einer Miesmuschel und tunkte es in die Kräutersoße.

»Ich hätte wissen wollen, wer die beiden anderen sind. Du nicht?«

»Ich in jedem Fall. Aber es gibt bestimmt Menschen, denen es genau umgekehrt geht, die es eben gerade nicht wissen wollen, weil dadurch alles wieder aufgewühlt würde. Die noch nicht einmal etwas über diese Almuth Drews-Winter hätten erfahren wollen.«

»Aus dem Bauch heraus würde ich sagen, dass Franck Gieseke eher in diese Richtung tendiert. Und zwar gerade weil seine Angst fast greifbar war. Wir haben ihn beide in diesem Zustand erlebt. Aber vielleicht ist er auch nur ein guter Schauspieler.«

»Wir dürfen seine Frau nicht vergessen«, überlegte ich laut. »Sie scheint es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht zu haben, ihn zu beschützen. Vielleicht hat sie nicht nur den Brief unterschlagen, sondern auch ein paar Recherchen angestellt.«

»Möglich«, meinte Henrike kauend, »aber ich glaube es nicht. Ihr geht es hauptsächlich darum, ihren Mann wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Sie wird nichts riskieren, was das gefährden könnte. Sonst hätte sie ihm schließlich auch den Brief zeigen können.« Sie schnitt ein großes Stück von ihrem Steak ab und zerteilte es dann in kleinere.

Henrike hatte recht. Rose-Marie Gieseke hatte einen Schlussstrich gezogen, als sie ihrem Mann den Brief vorenthalten hatte. Sie würde den Geschehnissen von damals ganz sicher nicht weiter auf den Grund gehen wollen. *Die Geschehnisse von damals* – dieser Gedanke rührte an etwas. »Albert Schettler hat in seinen Instruktionen von einem Mörder geschrieben, der sich schon zweimal die Hände mit Blut befleckt habe«, sagte ich. »Es gehe um eine alte Schuld, die längst verjährt sei. Klingelt da nicht etwas bei dir?«

Henrike legte ihr Besteck beiseite und nahm einen Schluck Wasser. »Du meinst die Entführung, die verjährt ist.«

»An zwei Menschen hat sich der Mörder laut Schettler die Hände blutig gemacht, übersetzt soll das wohl heißen, er hat sie ermordet. Und Schettler hatte Angst, sein nächstes Opfer zu werden.«

»Es gehört nicht viel dazu, einen wahnkranken Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen.«

»Ich weiß. Ich will aber nicht noch mal den Fehler machen, diesen Menschen ausschließlich über seine Paranoia zu definieren und alles andere auszublenden. Ein Mensch, der sich verfolgt fühlt, kann tatsächlich verfolgt werden. Nimm also bitte nur mal an, seine Angst sei in diesem Fall berechtigt gewesen, dann hat es zwei Tote gegeben, und Schettler befürchtete, als Dritter dran glauben zu müssen. Nun ist

er mittlerweile eines natürlichen Todes gestorben. Nichtsdestotrotz hätten wir drei Tote, und die Entführung wurde von drei Tätern begangen. Diese Parallelen lassen sich doch nicht einfach so vom Tisch wischen.«

»Auf diese Weise reduzierst du Ermittlungsarbeit auf ein reines Zahlenspiel.« Henrike sah mich an, als habe ich etwas sehr Kompliziertem nicht den nötigen Respekt erwiesen.

Ich ließ mich nicht irritieren. Manchmal konnte einen die eigene Kompetenz auch blind machen für simple Ansätze. »Meiner Meinung nach sind es Schlussfolgerungen, die nicht einmal sehr weit hergeholt sind.«

»Das ist eine gewagte Hypothese, Kris, und das weißt du.«

»Dann wage doch auch mal etwas und löse dich von deinem ganzen kriminalistischen Überbau. Warum sollte es nicht so einfach sein? Almuth Drews-Winter ist tot, Schettler ist tot.«

»Keiner von beiden wurde umgebracht«, beharrte sie.

»Bei der Frau wissen wir es nicht.«

Henrike hob in einer Weise die Brauen, dass sie mir auch gleich einen Vogel hätte zeigen können. »Kris, ich bitte dich! Die Frau hat im Hospiz gelegen, weil sie an Krebs erkrankt war. In so einem Fall musst du als Mörder keinen Finger mehr rühren, da sind die Würfel längst gefallen. Also kann dein Schettler sie nicht gemeint haben, als er von den blutigen Händen des Mörders geschrieben hat.«

Dagegen ließ sich nur schwer etwas einwenden. Trotzdem genügte mir ihr Argument nicht, um meine Theorie einfach so fallen zu lassen. »Wir müssten herausfinden, wer dieser andere Tote ist.«

»Nein!«, sagte sie sehr bestimmt, »das müssen wir nicht. Denn es ist überhaupt nicht gesagt, dass deine Schettler-Sache etwas mit Franck Giesekes Entführung zu tun hat.«

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück. »Wie groß soll ein Zufall denn deiner Meinung nach sein? Hm? Mit Franck Gieseke steht eine Entführung im Raum, mit Albert Schettlers Instruktionen ein Mörder, der bereits zweimal zugeschlagen haben soll. Hier wie da geht es um Verbrechen. Und zwar um eines, das verjährt ist. Und die Existenz dieses Dossiers ist der Beweis dafür, dass es zwischen Schettler und Gieseke eine Verbindung gegeben haben muss. Warum also nicht auch zwischen diesen Verbrechen?«

Henrike wartete, bis die Kellnerin die Teller abgeräumt hatte. »Also gut. Lassen wir diese Verbindung zu. Und dann?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Wenn ich dir zuhöre, beschleicht mich der Verdacht, dass du nicht

vorhast, genau an dieser Stelle einen Punkt zu setzen. Du hast Blut geleckt und willst es wissen. Habe ich recht?«

»Interessiert es dich etwa nicht?«

»Nicht die Bohne.«

»Das ist doch, als ob du ein Rätsel, das du zur Hälfte gelöst hast, einfach so zur Seite legen würdest.« Ich hob fragend die Hände.

»Damit habe ich kein Problem. Ich kann im Gegensatz zu dir mit Fragezeichen sehr gut leben.«

Na gut, dann würde ich eben allein weitermachen müssen.

»Wozu denn?«, fragte Henrike, als habe sie meine Gedanken gelesen. »Wenn ich dein Zahlenspiel nehme, dann hat es damals drei Entführer gegeben, und es gibt drei Tote, wobei wir nur zwei identifiziert haben. Aber lassen wir das mal beiseite, gehen wir davon aus, dass es tatsächlich drei sind. Dann sind die Entführer von damals alle tot.«

»Und ihr Mörder läuft frei herum. Ich weiß, was du sagen willst«, sagte ich schnell, bevor sie mich unterbrach, »wir wissen nicht, wie der Dritte zu Tode gekommen ist. Aber das ließe sich ja vielleicht herausfinden.«

»Ohne mich! Und ich kann dir nur raten, die Finger davon zu lassen.«

»Der Mensch, den Albert Schettler einen Mörder genannt hat, hat mir meine Handtasche gestohlen und die Unterlagen ausgetauscht, dessen bin ich mir sicher. Wenn er es nicht selbst war, hat er vielleicht jemanden damit beauftragt.«

Henrike beugte sich über den Tisch und legte ihre Hand auf meinen Arm. »Du hast dich für diesen Schettler und seinen letzten Wunsch weit aus dem Fenster gelehnt, Kris. Und wenn wir mal in diesem Bild bleiben, wäre es gut, wenn du dich nicht noch weiter hinauslehnen würdest.«

9

Am Mittwochmorgen saß ich bereits um sechs Uhr im Büro, um die fünf Tage Abwesenheit wenigstens einigermaßen aufzuholen. Funda hatte vieles erledigt, für manches fehlte ihr aber noch die Erfahrung. Ohne ihre Hilfe wären die Berge auf meinem Schreibtisch allerdings deutlich höher gewesen. Ich gähnte in einem fort und hielt mich nur mit Unmengen von Kaffee wach. Nach der knapp achtstündigen Rückfahrt war ich erst um halb drei in der Nacht todmüde ins Bett gefallen. Und drei Stunden Schlaf waren selbst für mich zu wenig.

»Kris, bist du da?«, hörte ich meine Mutter aus dem Flur rufen. Gleich darauf steckte sie den Kopf zur Tür herein. »Guten Morgen!« Sie stellte einen Teller mit einem Marmeladenbrötchen neben meinen PC. »Dachte ich mir doch, dass du gleich früh anfängst.«

»Danke«, sagte ich mit Blick auf das Brötchen. »Hast du Frühdienst im Hotel?«

»Heute ist mein freier Tag, aber ich konnte nicht mehr schlafen. Hast du fünf Minuten?«

»Mama, sei mir nicht böse, aber ich muss arbeiten. Es ist so vieles liegen geblieben. Lass uns heute Mittag reden, ja?«

Als hätte ich nur stumm die Lippen bewegt, ließ sie sich in Fundas Drehstuhl fallen. »Es gibt Neuigkeiten«, warf sie einen Köder aus, um dann erst einmal zu schweigen.

Ich tat es ihr gleich, hielt es aber längst nicht so lange durch wie sie. Ihr Flehen schien den gesamten Raum zu erfüllen, und dagegen war ich machtlos. »Okay! Welche Neuigkeiten?«

»Ich glaube, da läuft etwas zwischen deinem Vater und einer anderen Frau.«

Das glaubte ich auch, aber es meiner Mutter gegenüber in Worte zu fassen, hätte bedeutet, sie in Grund und Boden zu stampfen. Sie wollte nicht mit ihm zusammenleben, und über lange Zeit hinweg hatte sie nicht einmal mit ihm reden wollen, aber eine andere Frau gestand sie ihm dennoch nicht zu.

»Hat er das gesagt?«, fragte ich vorsichtig.

»Das muss er nicht sagen, das sagt mir sein neues Aftershave, nach dem es jetzt ständig im Treppenhaus riecht.«

»Magst du den Duft?«

Am liebsten hätte sie wohl mit einem Nein geantwortet. »Es riecht nicht schlecht, würde aber vielleicht besser zu einem jüngeren Mann

passen.« Sie interpretierte meinen Blick richtig. »Ja, stimmt, ich bin eifersüchtig. Wobei ich nicht einmal weiß, ob es wirklich Eifersucht wegen einer anderen ist oder eher der Neid auf seine wiedergefundene Lebensfreude, auf diese Leichtigkeit, die das Verliebtsein mit sich bringt. Ich weiß nur, dass ich mich so nicht mag. Viel lieber wäre ich souverän und gelassen.«

Ich ging zu ihr und legte den Arm um sie. »Hast du mal mit ihm darüber gesprochen? Weiß er, was in dir vorgeht?«

»Nein, und es wäre mir auch lieber, wenn das so bliebe.«

»Ich habe dich vermisst, mein Kleiner«, sagte ich zu Alfred, nachdem meine Mutter gegangen war. Ihre fünf Minuten hatten sich zu fünfundvierzig ausgewachsen und mich völlig aus dem Konzept gebracht. Ich teilte eine Walnuss in kleine Stückchen und schob sie der Krähe vor den Schnabel. Al-fred pickte und schaute zwischendrin immer wieder zu mir hoch.

Ich ließ mich am Gartentisch nieder und sah in den wolkenlosen Himmel. Es würde ein warmer, sonniger Tag werden. Obwohl es erst Viertel nach sieben war, zeigte das Thermometer bereits neunzehn Grad an. Von der Würm her wehte ein leichter Wind zu mir herüber und ließ die Blätter der Buchenhecke rascheln. Alfred klopfte mit seinem Schnabel auffordernd auf den Holztisch. Als ich keine zweite Nuss herausrückte, breitete er seine Flügel aus und verschwand mit lautem Krächzen über die Hecke in den dahinterliegenden Park.

»Bis morgen«, murmelte ich gähnend und ließ mich gegen die Stuhllehne sinken.

Ich hielt mein Gesicht in die Morgensonne, schloss die Augen und ließ die vergangenen Tage gedanklich Revue passieren. Ich war in der Hoffnung zu dieser Reise aufgebrochen, etwas über Albert Schettler und seine Verbindung zu Franck Gieseke zu erfahren. Und das war mir mit Henrikes Hilfe gelungen. Wenn es stimmte, was ich vermutete, dann hatte der Verstorbene vor vierundvierzig Jahren gemeinsam mit Almuth Drews-Winter und einem Unbekannten Franck Gieseke entführt. Vorausgesetzt, die drei hatten das Lösegeld paritätisch aufgeteilt, war jeder mit fünfhunderttausend D-Mark aus diesem Verbrechen hervorgegangen. Und das, ohne jemals dafür belangt worden zu sein.

Als Erstes heute Morgen hatte ich den Namen Almuth Drews-Winter in eine Suchmaschine eingegeben. Sie war Jahrgang 1946 gewesen, also ein Jahr jünger als Albert Schettler, hatte ebenfalls in München Volkswirtschaftslehre studiert und sich dann nach zwei Stationen in

Wirtschaftsprüfungsunternehmen als Steuerberaterin selbstständig gemacht. Gemeinsam mit einem Xaver Drews, der vermutlich ihr Mann war. Die beiden hatten ihre Steuerkanzlei vor fünf Jahren an einen Nachfolger verkauft.

Almuth Drews-Winter hatte zum Ende ihres Lebens hin das schlechte Gewissen geplagt, und sie hatte sich davon befreien wollen, indem sie sich bei Franck Gieseke entschuldigte. Hatte Albert Schettler davon gewusst? Und hatte er befürchtet, Franck Gieseke würde nun alles daran setzen, ihn und den dritten Entführer auszulöschen? Aber wie hatte er sich das vorgestellt? Wie hätte Franck Gieseke überhaupt eine Verbindung zwischen Almuth Drews-Winter und ihm herstellen können? Hatte Rose-Marie Gieseke uns belogen, als sie behauptete, Almuth Drews-Winter habe die Namen ihrer Mittäter in dem Brief nicht verraten?

Ich versuchte, mir Franck Gieseke als Mörder vorzustellen, der sich *zweimal die Hände mit Blut beschmutzt* hatte. Wenn es bei der Schuld, die verjährt war, tatsächlich um die Entführung ging und es sich bei zweien der Entführer um Almuth Drews-Winter und Schettler handelte, die beide eines natürlichen Todes gestorben waren – an wem hätte sich Franck Gieseke dann die Hände blutig machen sollen? Schettler hatte ja geglaubt, dass zwei Menschen umgebracht worden waren. Hatte er vielleicht angenommen, Almuth Drews-Winter sei im Hospiz getötet worden? Und wer war dann die andere Person, die dem Mörder zum Opfer gefallen war? In meinem Kopf drehte sich alles.

Ich erschrak, als Rosa mit einem Satz auf meinen Schoß sprang und mir das Gesicht ableckte. Sie gebärdete sich wie wild und konnte sich gar nicht einkriegen vor lauter Wiedersehensfreude.

»Es waren nur fünf Tage«, sagte ich lachend und kraulte sie kräftig durch.

»Hier steckst du!«, hörte ich Simon in meinem Rücken sagen. Es klang nach leisem Vorwurf.

Ich setzte Rosa ab, umfing Simon mit beiden Armen und küsste ihn. »Guten Morgen.«

»Wann bist du zurückgekommen?«

»Mitten in der Nacht.«

»Du hättest rüberkommen können.«

»Dann hätte ich dich geweckt, und das wollte ich nicht.«

»Schade, ich hätte mich gerne von dir wecken lassen.« Simons Kinn und Wangen waren von dunklen Bartstoppeln überzogen, seine Augen sahen verschlafen aus, er konnte also noch nicht lange wach sein. »Warum bist du nicht wenigstens heute Morgen vorbeigekommen?«

»Weil in den vergangenen Tagen einiges liegen geblieben ist.«

»Und ich irgendwo zwischen der dritten und vierten Akte auf deinem Stapel rangiere.« Jetzt war der Vorwurf nicht mehr zu überhören.

Ich nahm seine Hand und zog ihn zu meiner Gartenbank. »Simon, ich habe einen Job, den ich nicht nur irgendwie, sondern gut machen will. Und da ich ihn fünf Tage lang gar nicht gemacht habe, muss ich jetzt ein bisschen Gas geben. Ich habe extra früh angefangen, um schon mal das Wichtigste zu erledigen.«

»Hier im Garten?«

Ja, hier im Garten, lag mir auf der Zunge. Nachdem meine Mutter meinen Zeitplan zunichtegemacht hat. Und ja, da ist es mir tatsächlich in den Sinn gekommen, der Krähe Guten Morgen zu sagen. Noch vor dir. Ich holte tief Luft und schluckte all das hinunter. »Kannst du mir sagen, worum es eigentlich geht?«, fragte ich.

Mit den Fingern fuhr er über Lackunebenheiten auf der Lehne. »Alles andere scheint immer wichtiger zu sein, Korsika, deine Arbeit, dieser Schettler.«

»Korsika und dieser Schettler gehören zu meiner Arbeit.«

»Bei jeder anderen Nachlassverwalterin trüge seine Akte längst den Stempel *Erledigt*.«

»Machst du deine Arbeit etwa immer ganz genau so wie alle anderen Weinhändler? Ohne eine persönliche Note?«

»Der Vergleich hinkt!«

»Ich wüsste nicht, wo!« Ich zog die Beine an und umschlang sie mit den Armen.

»Hat sich Korsika denn nun gelohnt?«

»Es ist eine wunderschöne Insel. Sie würde dir gefallen, da bin ich mir sicher. Vielleicht könnten wir im Herbst dort Urlaub machen.«

Wortlos hob er die Brauen.

»Das habe ich dir doch schon am Telefon erzählt«, meinte ich widerwillig. Ich wusste genau, was er sagen würde, wenn ich ihm berichtete, was ich herausgefunden hatte.

»Du hast nur gesagt, dass ihr diesen Gieseke gesprochen habt und dass er deinen Schettler nicht kennt.«

»Das ist die Kurzform.«

»Dann erzähl mir die ausführliche Version.«

»Also gut«, begann ich, um zehn Minuten später mit den Worten zu enden, dass es immer noch viel zu viele Fragezeichen in dem Fall gebe.

Simon hörte sich alles an, ohne mich ein einziges Mal zu

unterbrechen. Dann zog er ein für ihn typisches Resümee: »Na, wenn dieser Gieseke mit den Fragezeichen leben kann, was seine Entführer betrifft, dann wirst du ja wohl die aushalten, die einen Mann betreffen, der lediglich als Akte auf deinem Tisch gelandet ist.« Für ihn stellte es sich tatsächlich so einfach dar.

»Es wird mir nie gelingen, meine Arbeit so klar zu umgrenzen«, verteidigte ich mich. »Sie wird immer an den Rändern ausfransen. Mir sind diese Menschen und ihre Geschichten nicht gleichgültig.«

»Wir reden hier von Entführern und Mördern.«

»Drei Entführer, ein Mörder, um genau zu sein«, konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen.

»Auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole, Kris, aber du spinnst.« Er fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht und stöhnte.

»Glaubst du, dass es sich bei deinen Kunden ausschließlich um Saubermänner handelt?«

»Ich bewahre mir zumindest die Illusion.«

Funda gelang es mit ihrer Zimmerbrunnenstimme, meine Laune aus dem Keller wieder ans Licht zu holen. Sie erzählte so begeistert, wie sie das Büro allein geschmissen hatte, dass sie mich mitriss. Bei einem Kaffee am Gartentisch gingen wir die Projekte für den Rest der Woche durch. Jede von uns machte sich eine Liste mit den zu erledigenden Punkten.

»Dann los!«, sagte ich und wollte mich direkt an die Arbeit machen, als Funda mich zurückhielt.

»Du hast noch etwas vergessen«, sagte sie. »Was ist bei deiner Reise herausgekommen?«

Ich erzählte ihr das Gleiche wie kurz zuvor Simon, erntete jedoch eine völlig andere Reaktion.

»Und jetzt?«, fragte sie.

Ihr Enthusiasmus war wie ein Funke, der auf mich übersprang. Endlich einmal jemand, der nicht versuchte, mich zu bremsen. »Als Nächstes werde ich mich bei Schettlers Nachbarn umhören. Vielleicht hatte der eine oder andere mit ihm näheren Kontakt. Außerdem haben wir ja noch die Adresse in seinem Navi.«

»Die in Starnberg.«

Ich nickte.

»Ich habe mir übrigens am Wochenende sein Adressbuch vorgenommen.« Funda sprach, als weihe sie mich in ein Geheimnis ein. »Da dieser Peter Siebert sagte, es handle sich bei den Namen und Adressen um reine Tarnung, habe ich erst nach einer Art

Verschlüsselung gesucht. Bis Joachim meinte, er könne sich nicht vorstellen, dass jemand sich so viel Mühe mit Tarnadressen geben würde. Ich habe ihm entgegengehalten, dass Schettler krank gewesen sei und niemand von uns wissen könne, was ihm eine solche Aktion bedeutet habe. Da hat sich mein Mann einfach das Telefon geschnappt, eine der Nummern gewählt und den Mann am anderen Ende nach Schettler gefragt. Du wirst es nicht glauben!« Funda machte eine dramatische Pause.

»Nun sag schon!«

»Es handelte sich um einen früheren Arbeitskollegen. Joachim hat den Hörer dann an mich weitergereicht, und ich habe den Mann nach Schettler gefragt. Ob er in den letzten Jahren noch Kontakt mit ihm hatte und so weiter. Aber das hatte er nicht, die Verbindung sei mit Schettlers letztem Arbeitstag abgebrochen. Der Mann sei seltsam gewesen.« Wieder legte sie eine Pause ein. »Ich habe dann stichprobenartig noch ein paar andere Nummern durchtelefoniert und bin bei früheren Freunden, Bekannten und Kollegen gelandet. Alle sagten einhellig, der Kontakt sei mit den Jahren abgebrochen; sie könnten mir nichts über Schettler sagen, nur so viel, dass er sich nach dem Unglück mit seiner Familie sehr verändert habe und es immer schwieriger mit ihm geworden sei. Manche hätte er sogar angefeindet, weil er sich von ihnen bedroht gefühlt habe. Keiner von ihnen hat ausgesprochen, dass er krank war, aber auf die eine oder andere Art haben sie es alle durchblicken lassen.«

Wir saßen da und sahen uns an. Dann ließ ich meinen Blick in den Himmel wandern und betrachtete die vereinzelten weißen Wolken, deren bizarre Formen sich ständig änderten.

»Was denkst du?«, fragte Funda voller Ungeduld.

»Ich frage mich, warum er Peter Siebert gegenüber so getan hat, als seien es erfundene Namen und Adressen.« Ich faltete die Hände im Nacken und schloss die Augen.

»Vielleicht hat sich Schettler auch von ihm bedroht gefühlt und wollte ihm keinerlei Einblicke gewähren. Das würde mich zumindest nicht wundern.«

»In dem Fall hätte er ihn gar nicht erst bei sich wohnen lassen.« Ich stieß einen leisen Seufzer aus. »Offen gestanden verstehe ich es nicht.«

»Fast hätte ich es vergessen: Peter Siebert war übrigens am Montag kurz hier. Er wollte dir etwas bringen und sagte, er käme in ein paar Tagen noch einmal vorbei.«

»Weißt du, um was es dabei geht?«

»Darüber hat er sich ausgeschwiegen.«

Ich hatte mich ganz bewusst für den Nachmittag entschieden. Die Nachbarn, die tagsüber zu Hause waren, bekamen naturgemäß mehr von dem mit, was in ihrer Straße los war. Ich begann auf Schettlers Straßenseite und klingelte mich erfolglos durch drei Häuser, bis mir endlich eine Tür geöffnet wurde. Der Mann war im Rentenalter, klein und untersetzt mit Halbglatze und trug blaue Gartenhandschuhe. Das Interesse an seinen Mitmenschen schien ihm abhandengekommen zu sein, falls er es überhaupt je besessen hatte. Schon sein Blick verriet, dass er mich abwimmeln wollte. Trotzdem stellte ich mich ihm vor und fragte ihn nach seinem ehemaligen Nachbarn.

»Albert«, war zunächst alles, was er sagte, um schließlich doch noch einen Satz hinterherzuschieben. »Er ist tot, mehr gibt es dazu nicht zu sagen.« Seinem Tonfall nach zu urteilen, schien er Schettlers Tod nicht gerade zu bedauern.

Auf dem Weg zum nächsten Haus fing ich vom Grundstück gegenüber den neugierigen Blick einer Frau auf. Sie hatte die siebzig ebenso weit überschritten wie ihr Normalgewicht und sprach tiefstes Oberbayerisch, bei dem ich mich anstrengen musste, alles mitzubekommen. Als sie Schettlers Namen hörte, sprudelte es aus ihr heraus. Auch wenn man über die Toten nicht schlecht reden sollte, müsse sie mir einfach sagen, dass sie sich immer ein wenig vor ihm gefürchtet hätte, obwohl – das müsse sie ja zugeben – nie etwas vorgefallen war. Aber er sei schon irgendwie komisch gewesen, wenn ich wisse, was sie meine. Ob er Freunde gehabt habe oder regelmäßige Besucher, fragte ich sie. Sie hätte nur diesen netten jungen Mann gesehen, der sich bis vor Kurzem um alles gekümmert habe. Sonst hätte wohl auch niemand etwas mit ihm zu tun haben wollen. Na ja, bis auf die Petschko vielleicht.

Petschko? Den Namen hatte ich an einem der Klingelschilder gelesen. Ich wollte gerade nachhaken, als ich die Antwort auf dem Silbertablett gereicht bekam: Das Haus mit dem neumodischen Garten, gleich neben Schettlers. Ich wusste sofort, welches sie meinte, und verkniff mir ein Grinsen. Die puristische Grünanlage vor dem Bungalow aus den Sechzigerjahren musste für jemanden mit einer Vorliebe für Geranienkästen so wirken, als tanze da jemand aus der Reihe. Ich fragte, ob sie zufällig wisse, wann ich die Nachbarin am besten antreffen könne. Sie sei gerade nach Hause gekommen, erfuhr ich und folgte dem ausgestreckten Zeigefinger, der auf eine Frau Ende dreißig deutete, die Einkaufstüten aus ihrem Wagen lud.

Während ich auf sie zuging, nahm ich ihre ungewöhnliche Erscheinung wahr. Sie war mindestens eins achtzig groß, sehr dünn

und ganz in Schwarz gekleidet. Am auffälligsten war ihre Mähne langer, rot gelockter Haare.

»Guten Tag!«, begrüßte ich sie und stellte mich vor. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie so überfalle, aber ich würde gerne mit Ihnen über Albert Schettler reden.«

Sie schob die Sonnenbrille in die Haare und streckte mir ihre Hand entgegen. »Zoe Petschko.« Dann griff sie zwei Einkaufstüten und bedeutete mir, die beiden anderen zu nehmen. »Kommen Sie! Ich mache uns einen Kaffee.«

Ich folgte ihr ins Haus, das ebenso minimalistisch wie Albert Schettlers eingerichtet war, im Gegensatz zu seinem aber mit sehr viel Geschmack und Sinn für Ästhetik. Während sie ihre Einkäufe verstaute, sollte ich es mir schon mal auf der Terrasse gemütlich machen. Als ich die Hollywoodschaukel sah, musste ich an Martin denken, der auch eine besaß. Ich schob den Gedanken an ihn beiseite und betrachtete stattdessen Schettlers vergitterte Jugendstilvilla hinter der zwei Meter hohen Mauer. Als ich Schritte hörte, wandte ich mich um.

Zoe Petschko stellte zwei Gläser Latte macchiato auf den Mosaiktisch und setzte sich, als sei sie froh um diese kleine Verschnaufpause. »Es tut mir immer noch sehr leid um Herrn Schettler. Er war sicher nicht ganz einfach, aber ich mochte ihn irgendwie.«

»Seit wann wohnen Sie hier?«, fragte ich sie und setzte mich so, dass mir die Sonne nicht direkt in die Augen schien.

»Ist es Ihnen lieber, wenn ich den Sonnenschirm aufspanne?«

Ich schüttelte den Kopf. »Mir ist die Sonne lieber.«

»Mir auch. Aber zurück zu Ihrer Frage: Ich wohne seit knapp zwei Jahren hier. Mein Vater hat mir das Haus vererbt.«

»Dann sind Sie hier aufgewachsen?«, fragte ich.

»Aufgewachsen bin ich bei meiner Mutter in Kiel. Zu meinem Vater hatte ich keinen Kontakt. Als er starb, hatte ich gerade meinen Job in einem Düsseldorfer Architekturbüro verloren. Also bin ich hierhergezogen und habe mich als freie Architektin niedergelassen.«

»Das klingt, als sei es die richtige Entscheidung gewesen.«

»Hundertprozentig«, meinte sie mit einem Lächeln.

»Wenn es Ihnen recht ist, würde ich Ihnen gerne ein paar Fragen zu Albert Schettler stellen. Um ihn besser kennenzulernen.«

»Legen Sie los!« Sie lehnte sich entspannt zurück und streckte ihre langen Beine aus.

»Wie haben Sie ihn wahrgenommen?«

»Sie wissen, dass Herr Schettler psychisch krank war?«

»Ja, das weiß ich.«

»Ich habe es erst mit der Zeit bemerkt, anfangs fand ich ihn nur sonderbar.« Sie nahm einen Schluck Kaffee und stellte das Glas wieder ab. »Es war nicht ganz so einfach, Kontakt zu ihm zu bekommen. Es hing von seiner Tagesform ab. An manchen Tagen war er so misstrauisch, dass er sich verbarrikadiert hat. Dann tauchte er nicht mal mehr hinter seinen Fenstern auf, und die Vorhänge waren zugezogen. Aber es gab zwischendrin auch immer mal wieder bessere Tage, an denen ging er durch seinen Garten, und wir haben uns durch ein Loch in der Mauer unterhalten.« Sie deutete hinter sich. »Leider hat sich sein Zustand in den letzten Monaten vor seinem Tod zusehends verschlechtert. Er hat gehetzt gewirkt und sich ständig vergewissert, dass ihm niemand auflauert. Manchmal ist er stundenlang mit seinem Fernglas von Fenster zu Fenster gelaufen.«

»Sie wussten von dem Fernglas?«

»Das war nicht zu übersehen. Aber mich hat es nicht gestört. Es hatte nichts Voyeuristisches, ihm ging es doch nur darum, sich zu schützen.«

Ich löffelte den Schaum von meinem Latte macchiato. »Haben Sie eine Ahnung, warum Herr Schettler in der Zeit vor seinem Tod so verstört war? Ich meine, verstörter als sonst.«

Ihr Blick wanderte zu seinem Haus hinüber. »Nein. Vielleicht hatte er einen Krankheitsschub.«

»Fällt Ihnen sonst noch etwas zu ihm ein, das Ihnen erwähnenswert erscheint?«

»Bei einem Menschen mit Wahnvorstellungen ist vieles erwähnenswert, ganz einfach weil es aus dem Rahmen fällt. Worauf kommt es Ihnen an?« Sie umfasste mit beiden Händen ihre Haarmähne und schob sie zurück über die Schultern.

»Auf seine Kontakte«, antwortete ich. »Erinnern Sie sich an Besucher?«

»An einen einzigen«, sagte sie gedehnt, als müsse sie sich diese Erinnerung erst einmal vollständig vor ihr inneres Auge holen. »Das muss im November gewesen sein. Warten Sie! Ja, es war Mitte November. Da stand ein Mann am Gartentor und hat wohl Sturm geklingelt. Herr Schettler hat seine Haustür nur einen Spaltbreit geöffnet, so weit, wie es die Kette zuließ, und hat immer wieder geschrien, der Mann solle verschwinden, er wolle nichts mit ihm zu tun haben. Der Mann hatte etwas in der Hand, das aussah wie ein Blatt Papier. Damit hat er immer wieder in Herrn Schettlers Richtung

gewedelt. Aber der wollte allem Anschein nach nichts davon wissen und hat nach ein paar Minuten seine Tür zugeknallt. Der Mann ist dann kopfschüttelnd abgezogen.«

»Können Sie mir den Mann beschreiben?«

»Er hatte einen beachtlichen Bierbauch und ein ziemlich feistes Gesicht.«

»Haben Sie ihn danach noch einmal gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber unterhalten Sie sich doch mal mit Peter, ich meine Peter Siebert. Er ist der Sohn eines alten Freundes von Herrn Schettler und hat eine Weile in seinem Haus gewohnt. Er kann Ihnen bestimmt mehr sagen. Soll ich Ihnen seine Nummer geben?«

»Danke, die habe ich. Er hat sie mir bei meinem ersten Besuch drüben gegeben.«

»Er ist ein netter Typ«, schwärmte sie. »Jeden Tag hat er an Herrn Schettlers Bett im Krankenhaus gesessen. Und er war sich für nichts zu gut, er hat sogar den Garten in Schuss gehalten.« Sie zuckte die Schultern und schien sich über sich selbst zu amüsieren.

»Scheint so, als würden Sie ihn mögen.« Ein wenig verwunderte es mich schon. Zoe Petschko und der etwas ungepflegte Peter Siebert, der an einen Späthippie erinnerte?

»Zumindest ist er die Sorte Mann, die es einem leicht macht, ihn zu mögen. Er hat so etwas Unaufgeregtes. Schade, dass er seine Zelte hier so schnell abgebrochen hat.«

»Er hat sie ja gar nicht weit von hier wieder aufgebaut. Soweit ich weiß, in der Nähe von Gauting.«

»Ja, das hat er mir erzählt. Und auch, dass seine Freundin demnächst die Wohnung mit ihm teilen wird.« Sie wechselte schnell das Thema. »Was geschieht denn jetzt eigentlich mit Herrn Schettlers Haus?«

»Das kann ich noch nicht sagen. Ich muss mir erst einen abschließenden Überblick verschaffen.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Wir haben uns beide geirrt. Mein Mann hat nie wirklich hinter die Stirn seiner Mutter geblickt und deshalb auch nie für mich Partei ergriffen. Genauso wenig hat sie mir je ihr Herz geöffnet. Schon gar nicht, nachdem das alles passiert war. Von da an war ich nur noch die Mörderin. Aber da war es für meinen Mann und mich ohnehin längst zu spät. Wir lebten ja schon gar nicht mehr zusammen. Aber ich greife zu weit vor. Ihnen ist es sicher lieber, wenn ich chronologisch erzähle, oder?«

Vernehmungsbeamter: »Sie machen das sehr gut so.«

Zeugin: »Danke.« (Schweigen) »Wir waren drei Jahre verheiratet, als unsere erste Tochter zur Welt kam. Es war eine so friedliche Zeit. Sarah ließ sich durch kaum etwas aus der Ruhe bringen. Es sei denn, sie hatte Hunger, dann konnte sie das ganze Haus zusammenschreien. Später hätte ich oft gerne die Zeit zurückgedreht – genau bis zu diesem Punkt. Ich war glücklich damals. Wir hatten so viele Hürden genommen.« (Schweigen) »Ich hätte dankbar sein sollen. Aber ich war noch so jung. Ich fand es selbstverständlich, dass sich dieses Glück endlich einstellte, ich hatte schließlich dafür gekämpft. Als spiele ein solcher Kampf überhaupt eine Rolle. Ich wusste noch nicht, dass das Glück immer nur kurze Gastspiele gibt. Zwei Jahre später kam Kathrin zur Welt. Sie wäre jetzt zweiunddreißig.« (Schweigen)

Vernehmungsbeamter: »Möchten Sie mir etwas über Kathrin erzählen?«

Zeugin: »Eine meiner Freundinnen hat mal gesagt, sie hätte ganz sicher niemals ein zweites Kind bekommen, wäre das zweite als Erstes zur Welt gekommen. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

10 Der Abend war viel zu schön, um ihn drinnen zu verbringen. Die Sonne warf lange Schatten, und es wehte ein leichter Wind, trotzdem war es immer noch warm. Simon und ich hatten uns mit unseren Spaghetti al Pesto im Garten niedergelassen. Um uns herum summten jede Menge Insekten, und auf dem Gras suchten zwei Amseln nach Würmern. Rosa lag unter dem Gartentisch und lauerte darauf, dass etwas für sie vom Tisch fiel.

Nach dem Essen überraschte ich Simon mit zwei Kisten Rosé, die ich auf Korsika für ihn gekauft hatte. Ich öffnete je einen Clos Venturi und einen Cuvée Alexandra von der Domaine de Tanella und ließ die beiden gegeneinander antreten.

»Was sagst du?«, fragte ich gespannt.

Simon hielt erst seine Nase in jedes Glas, um die Weine dann zu probieren. »Sie sind beide gut.«

»Für den Clos Venturi sind wir auf dem Rückweg extra zu dem Weingut gefahren. Weil mir eben nicht immer alles andere wichtiger ist, wie du mir heute Morgen unterstellt hast.«

»Ich war einfach enttäuscht, dass du nicht kurz bei mir vorbeigekommen bist.«

»Wenn du mitten in der Nacht von deinen Weinproben und Winzerbesuchen zurückkommst, stellst du dich doch auch nicht an mein Bett und weckst mich.«

»Das mache ich nur deshalb nicht, weil du so schlecht schläfst und nicht wieder einschlafen würdest.« In Simons Blick lag etwas, das ich nicht ergründen konnte. »Hast du noch mal über meinen Vorschlag nachgedacht, zusammenzuziehen?«

Ich ging um den Tisch herum, setzte mich auf den Stuhl neben ihn und legte meine Beine quer über seine, während ich ihm über den Arm strich. »Wir leben doch quasi zusammen«, antwortete ich ausweichend.

»Wir leben in zwei Wohnungen.«

»Und schlafen fast jede Nacht im selben Bett ein.«

»Wir wachen aber nie nebeneinander auf, nicht einmal am Wochenende.«

»Irgendwann werde ich sicher wieder besser schlafen.«

»Das ist doch nicht das eigentliche Problem.«

»Doch, genau das ist es«, verteidigte ich mich. »Würde ich länger

schlafen können, würdest du auch neben mir aufwachen.«

Ein Muskel in seiner Kieferpartie zeigte seine innere Anspannung. »Kris, was ist die Schwierigkeit daran, mit mir zusammenzuziehen?«

Ich mochte meine Wohnung, ich mochte es, sie früh am Morgen zu durchstreifen, Licht machen zu können, ohne jemanden aufzuwecken. Ich mochte meinen Freiraum. Und mir war bewusst, wie wenig dieser Freiraum sich mit meiner Sehnsucht nach einem Kind vertrug. Eine Tatsache, die Simon mir zu Recht immer wieder vorhielt, sobald das Thema auf den Tisch kam.

»Woran liegt es?«, riss er mich aus meinen Gedanken. »Mache ich irgendetwas falsch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein! Du machst nichts falsch, es liegt an mir. Ich mag den Zustand, wie er ist. Was stört dich denn daran? Es kann doch nicht so entscheidend sein, ob man gemeinsam aufwacht. Viele Paare haben getrennte Schlafzimmer, die wachen auch nie gemeinsam auf. Und trotzdem führen sie glückliche Beziehungen.«

Er strich gedankenverloren über mein Schienbein. »Ich möchte das Gefühl haben, als Familie zu leben. Und mit Familie meine ich uns beide. Man kann nämlich auch ohne Kinder als Familie leben. Auch das tun viele Menschen.«

Ich zog die Beine an, umschlang die Unterschenkel mit den Armen und legte das Kinn auf die Knie. »Für mich gehören Kinder zu einer Familie dazu.«

»Und was ist mit Rosa?«, fragte er traurig. »Ist sie nicht auch Familie?«

Als die Hündin ihren Namen hörte, sprang sie schwanzwedelnd auf und sah zwischen uns hin und her, als wolle sie uns zu einem Spiel auffordern. Aber keinem von uns beiden war nach Spielen zumute. Fast gleichzeitig streckten wir unsere Hände nach ihr aus. Als sie sich auf ihrem Fell berührten, geschah es voller Zärtlichkeit. Unsere Finger verhakten sich ineinander. Schließlich beugte Simon sich vor und küsste mich. Wortlos zog er mich hinter sich her die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Barfuß liefen wir über seinen Betonfußboden, bis Simon abrupt stehen blieb und ich in ihn hineinlief.

»Für dich würde ich hier sogar Parkett legen«, murmelte er zwischen zwei Küssen, während seine Hände sich unter mein T-Shirt schoben.

Das Haus war terrassenförmig angelegt und zum Starnberger See hin ausgerichtet. Bevor ich ausstieg, um zu klingeln, vergewisserte ich mich noch einmal, dass ich auch tatsächlich bei der Adresse gelandet

war, die in Albert Schettlers Navi vermerkt war.

Da ich keinen der drei Namen auf den Klingelschildern im Adressbuch des Verstorbenen fand, blieb mir nur, mich durchzufragen. Ich begann unten und musste einem Mann über die Gegensprechanlage den Namen Schettler buchstabieren. Aber selbst dann sagte ihm der Name nichts. Im ersten Stock war niemand zu Hause, dafür begrüßte mich aus dem Penthouse eine weibliche Stimme.

»Sie sind zu früh«, hörte ich sie sagen, bevor ich meinen Spruch loswerden konnte. Kurz darauf ertönte der Summer.

Ich stieg die Treppen hinauf und wartete an der geöffneten Tür, bis die Frau, die zu der Stimme gehörte, im Flur auftauchte. Sie war eine elegant gekleidete Dame um die siebzig mit kurzen weißen Locken und randloser Brille.

»Oh«, sagte sie überrascht. »Ich habe einen Bekannten erwartet. Zu wem wollen Sie? Doch sicher nicht zu mir, oder?«

»Ich suche jemanden, der in diesem Haus wohnt und dem der Name Albert Schettler etwas sagt.«

Sie stützte sich mit der einen Hand an der Flurwand ab und zog sich mit der anderen den Riemen ihrer Sandalette über die Ferse. »Dann sind Sie bei mir doch richtig.«

»Tatsächlich?«, fragte ich wie elektrisiert.

»Ich bin ihm vor Kurzem zweimal begegnet. Und auf ein drittes Mal lege ich, offen gestanden, keinen Wert.«

»Frau …« Ich warf einen schnellen Blick auf das Namensschild neben der Tür.

»Jette Mollenhauer«, kam sie mir zuvor.

»Frau Mollenhauer, wäre es möglich, dass wir uns kurz unterhalten? Mein Name ist Kristina Mahlo, ich bin die Nachlassverwalterin von Herrn Schettler und habe ein paar Fragen.«

»Ist er tot?«

»Leider ja.«

»Na, mich wird er wohl kaum in seinem Testament bedacht haben«, meinte sie trocken.

»Haben Sie einen Moment Zeit?«

Sie warf einen Blick auf ihre winzige Armbanduhr. »Aber wirklich nur einen Moment. Ich bin nämlich zu einem Geburtstagsempfang eingeladen und werde gleich abgeholt.« Sie winkte mich herein. »Kommen Sie!« Während sie mir durch den Flur vorausging und mich dabei in eine Parfumwolke hüllte, warf sie einen schnellen, prüfenden Blick in den Spiegel.

Sie führte mich in ein Wohnzimmer, das vollgestellt war mit Souvenirs aus Afrika und Asien. Ich ließ meinen Blick über Tischchen, Hocker, Masken, Speere und Tierfiguren wandern und geriet ins Staunen.

»Mein Mann und ich sind viel gereist.« Sie räumte Bücher und Zeitschriften von einem kleinen Sofa, bat mich, Platz zu nehmen, und setzte sich mir gegenüber. »Also, worum geht es denn nun?«

Ich wählte den unverfänglichsten Weg und umschiffte die Wahrheit. »Herr Schettler hat allein gelebt, bisher habe ich keinerlei Familienangehörige finden können, und auch seine Nachbarn wissen so gut wie nichts über ihn. Ich würde gerne etwas mehr über ihn erfahren.«

»Wie haben Sie mich gefunden?«

»Mithilfe seines Navis, Ihre Adresse ist als einzige darin vermerkt. Sie sagten, Sie seien ihm vor Kurzem begegnet. Könnten Sie mir vielleicht Ihre Eindrücke schildern?«

Ihr Lachen klang, als habe ich mit meiner Frage in ein Wespennest gestochen. »Meine Eindrücke? Ich weiß nicht, ob die Ihnen weiterhelfen würden.«

»Lassen wir es doch auf einen Versuch ankommen«, bat ich sie.

Sie lehnte sich in ihrem knarrenden Holzstuhl zurück. »Eine unserer Begegnungen fand auf der Beerdigung meines Exmannes statt«, begann sie. »Genauer gesagt während der Trauerfeier. Herr Schettler saß ein paar Reihen hinter mir und meiner Tochter und wurde plötzlich laut. Ich habe so etwas noch nie erlebt und lege, ehrlich gesagt, auch keinen Wert auf eine Wiederholung. Das Ganze ist mir ziemlich an die Nieren gegangen.« Sie schloss kurz die Augen, als wolle sie sich die Bilder ihrer Erinnerung noch einmal genau ansehen. Mit einem tiefen Atemzug öffnete sie die Lider wieder und fuhr sich über die Stirn. »Ich sehe ihn noch vor mir, wie er da in der Mitte der Reihe steht und schreit.«

»Was hat er denn geschrien?«

»Dummes Zeug. Dass er ganz genau wisse, warum und von wem mein Exmann umgebracht worden sei. Er habe den Namen des Mörders notiert und in seinem Bankschließfach deponiert. Sollte …«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, aber stimmt das denn? Wurde Ihr Exmann umgebracht?«

»Nein, ich sage doch, das war alles dummes Zeug und hatte überhaupt nichts mit der Realität zu tun. Es kam mir eher so vor, als gäbe er etwas wieder, was er in einem Kriminalfilm gesehen hatte.«

»Inwiefern?«, fragte ich.

»Er hat gewettert, er habe eine *Botschaft* an den *Mörder* meines Exmannes.« Sie verzog den Mund, während sie die beiden Worte betonte. »Er wisse, worum es gehe, und habe alles notiert. Diese Unterlagen seien seine Lebensversicherung. Und nur der Nachlassverwalter käme an sein Bankschließfach. Dies für den Fall, dass auch ihm etwas zustoßen sollte.« Sie beugte sich ein wenig vor und sah mich prüfend an. »Ach du meine Güte! Sie kommen doch nicht etwa deswegen? Hat er diesen ganzen Unsinn tatsächlich für Sie notiert?«

Ich wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als das Telefon klingelte. Sie entschuldigte sich und nahm den Anruf im Nebenzimmer entgegen. Ich stand auf und trat zum Fenster. Auf dem Starnberger See waren mehrere Segelboote unterwegs und in Ufernähe zwei Surfer, die es mit dem Abendwind aufnahmen.

»So«, hörte ich sie hinter mir sagen, »mein Bekannter hat gerade angerufen, er verspätet sich ein paar Minuten. Wo waren wir stehen geblieben?« Sie setzte sich.

Ich ging zum Sofa zurück. »Sie wollten wissen, ob Albert Schettler all das tatsächlich notiert hat. Die Antwort lautet: Ja, das hat er.«

»Der Mann war wirklich emsig«, sagte sie. »Und? Wen hat er denn nun als Mörder meines Exmannes auserkoren?« Sie schien hin- und hergerissen zu sein, ob sie das Ganze abstoßend oder doch eher amüsant finden sollte.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen diese Frage beantworten. Leider sind mir die Unterlagen gestohlen worden, bevor ich sie lesen konnte.«

»Das ist nicht Ihr Ernst, oder?«

»Leider doch.«

»Geschichten gibt's«, meinte sie mit einem Kopfschütteln. »Dann ist es ja nur gut, dass Herr Schettler das nicht mehr miterlebt hat. Sonst wäre daraus vermutlich ganz schnell eine Verschwörungstheorie geworden. Darin hatte er ja Erfahrung.«

»Wieso?«, fragte ich vorsichtig, um ihr mein Wissen um Schettlers Krankheit nicht auf dem Silbertablett zu servieren.

»Er war schon lange krank, ich meine psychisch krank. Vor Jahren hat er meinen damaligen Nochehemann mal mit Telefonanrufen bombardiert, in denen er ohne Punkt und Komma seine kruden Phantasien abgelassen hat. Einmal hatte ich ihn sogar selbst an der Strippe. Mein Mann hat ihm dann ziemlich deutlich klargemacht, dass er entsprechende Maßnahmen ergreifen würde, sollte mit diesen Anrufen nicht augenblicklich Schluss sein.«

Ich sah sie fragend an.

»Er hat ihm gedroht, dafür zu sorgen, dass er in der geschlossenen Psychiatrie landet.« Sie zuckte die Schultern. »Ich weiß, das ist nicht gerade die feine englische Art, aber so war mein Exmann. Und letztlich hatte er Erfolg damit, Herr Schettler hat seine Anrufe eingestellt. An seinem psychischen Zustand scheint sich in all den Jahren allerdings nichts geändert zu haben. Sein Auftritt auf der Beerdigung war unsäglich und hat die Trauergäste ziemlich verstört. Für meine Tochter war dieser Zwischenfall ganz schlimm.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, sagte ich. »Woran ist Ihr Exmann denn nun eigentlich gestorben?«

»Er ist alkoholisiert in einen Baggersee gefahren und in seinem Auto ertrunken.«

»Und wann war das?«

Sie dachte kurz nach. »Am zwanzigsten Februar.« Nachdem sie einen Fussel von ihrem Kleid entfernt hatte, sah sie auf. »Ich kann nicht behaupten, dass ich ihm auch nur eine Träne nachweine, aber so einen Tod wünsche ich niemandem. Ertrinken stelle ich mir ganz entsetzlich vor.«

Das Entsetzen trat schon weit vorher ein, wie ich aus eigener Erfahrung wusste. Es reichte schon, wenn einem der Kopf unter Wasser gedrückt wurde und man keine Luft mehr bekam. Ich schob die Erinnerung beiseite und konzentrierte mich auf die nächste Frage. »Sie haben von zwei Begegnungen mit Albert Schettler in letzter Zeit gesprochen, Frau Mollenhauer. Hat er Sie bei diesem zweiten Mal hier in Starnberg besucht?«

»Ja. Das war nur zwei Tage nach der Beerdigung.«

»Wann war die Beerdigung?«

»Am achtundzwanzigsten Februar. Mein Exmann ist ja erst noch obduziert worden.«

Ich rechnete nach. »Dann hat Herr Schettler Sie am zweiten März hier besucht, ist das richtig?«

»Ja, das war der Sonntag. Ich muss schon sagen: Der Mann hatte wirklich einen Hang zu dramatischen Auftritten. Er hat doch tatsächlich morgens um halb sieben bei mir geklingelt. Ich dachte, es sei wer weiß was passiert, und stand mit klopfendem Herzen an der Tür. Hätte ich ihn gleich wiedererkannt, hätte ich ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen, aber ich hatte in der Eile meine Brille nicht aufgesetzt.«

»Was wollte er denn von Ihnen?«, fragte ich.

»Er wollte wissen, was mit den Sachen meines Exmannes geschehen sei.«

»Hat er Ihnen gesagt, warum er das wissen wollte?«

»Es hatte irgendetwas mit einem Brief zu tun. Er hat ziemlich wirr geredet, und ich wollte ihn nur so schnell wie möglich wieder loswerden. Ich habe ihm gesagt, dass ich mich vor über zwanzig Jahren von meinem Exmann habe scheiden lassen und ich deshalb nicht wüsste, was mit seinen Sachen geschehen sei.« Sie sah theatralisch zur Decke. »Diese Scheidung war die zweitbeste Entscheidung meines Lebens.«

»Welche war die beste?«, nahm ich den Ball auf.

»Rüdiger zu heiraten, meinen zweiten Mann.« Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als für Sekunden ein Leuchten in ihre Augen trat. »Leider ist er vor zwei Jahren gestorben.« Ihr Schulterzucken war weit davon entfernt, seinen Tod als etwas Unabänderliches abzutun. Es war vielmehr ein Ausdruck ihrer Traurigkeit.

In Gedanken kehrte ich zurück zu ihrem Exmann. Etwas irritierte mich in dem Zusammenhang. »Darf ich Sie etwas sehr Persönliches fragen, Frau Mollenhauer?«

»Sie möchten wissen, warum ich zu der Beerdigung meines Exmannes gegangen bin, habe ich recht?«

Ich nickte. »Ja.«

»Genau das haben meine Freunde mich auch gefragt. Die Antwort ist ganz einfach: Ich habe es meiner Tochter zuliebe getan. Und als ich dort saß und seinen Sarg betrachtete, ist mir bewusst geworden, dass es auch mir guttat. Ich konnte mit diesem Kapitel endgültig abschließen.« Sie strich sich mit dem Zeigefinger am Rand ihrer Unterlippe entlang. »Er hat mir sehr wehgetan während unserer Ehe, und ich habe mich dafür lange Zeit geschämt. Sie werden sich vielleicht wundern, dass ich so offen darüber spreche, Menschen meiner Generation haben das nicht gerade in die Wiege gelegt bekommen. Aber ich habe es viel zu lange in mich hineingefressen, bis ich irgendwann begriffen habe, dass nicht ich mich schämen muss, weil er mich betrog, sondern er. Er hat diese Frau damals schon mit in unsere Ehe gebracht, ich wusste nur lange nicht, was die beiden verband. Ich glaubte tatsächlich, sie wären nur Cousin und Cousine mit starken familiären Banden. So kann man sich täuschen.« Das Ganze schien sie immer noch so sehr aufzuwühlen, dass sie rote Flecken am Hals bekam. Für den Moment schien sie mich völlig vergessen zu haben. Ihr Blick war starr vor sich auf den Boden gerichtet.

Verstohlen sah ich auf meine Uhr. Es waren schon zehn Minuten seit dem Anruf ihres Bekannten vergangen. Viel Zeit würde uns

vermutlich nicht mehr bleiben, um noch einmal über Albert Schettler sprechen zu können. Und diese Zeit wollte ich nicht mit Geschichten über ihren untreuen Exmann vergeuden.

»Auf der Beerdigung wurde erzählt, dass seine Cousine ein paar Monate vor ihm das Zeitliche gesegnet hat«, fuhr sie fort. »Und wissen Sie, was ich als Erstes dachte, als ich davon erfuhr?« Sie sah auf, schien aber keine Antwort von mir zu erwarten. »Ich dachte, er hat sich umgebracht, um auch noch im Tod mit ihr vereint zu sein. Ich bin zwar nie dahintergekommen, welche seltsame Form von Liebe die beiden verbunden hat – es kam mir eher wie eine Art Kampfsport vor, wenn ich die beiden zusammen erlebte. Aber wie auch immer: Sie sind nie voneinander losgekommen. Und ich vermute mal, dass letztlich auch die Ehe der Cousine daran zerbrochen ist. Genau wie unsere.«

»Albert Schettler war ja allem Anschein nach davon überzeugt, dass Ihr Exmann umgebracht wurde. Haben Sie ihm von Ihrer Suizidtheorie erzählt?«

Sie winkte ab. »Davon wollte er nichts hören. Er hat gesagt, er habe die Cousine meines Exmannes gekannt, und sie sei ebenso wie er umgebracht worden. Also, ganz ehrlich, Frau …«

»Mahlo«, kam ich ihr zu Hilfe.

»Der Tod meines Exmannes wurde als Unfall gehandelt, obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass er diesen Unfall bewusst herbeigeführt hat. Aber was die Cousine betrifft, gibt es überhaupt keine Zweifel. Sie ist in seinem Beisein gestorben, und zwar in einem Hospiz. Sie hatte Krebs. Es könnte höchstens sein, dass dieser Schettler den Krebs als Mörder eingestuft hat, womit er ja nicht einmal so falsch gelegen hätte.«

»Sagten Sie Hospiz?«

»Ja, Sie kennen doch sicher diese Einrichtungen, in denen man in Ruhe sterben kann?« Sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort. »Ich gerate immer noch in Rage, wenn ich daran denke. Dieser Schettler hat mich der Lüge bezichtigt, mitten im Treppenhaus, und das in einer Lautstärke, dass ich immer nur gebetet habe, meine Nachbarn im Haus mögen davon nicht geweckt werden. Dabei wollte ich den Mann nur in die Realität zurückholen. Aber das war nicht möglich. Er hat gesagt, mit meinen Lügen würde ich lediglich versuchen, ihn in Sicherheit zu wiegen.« Die Erinnerung daran ließ sie immer wieder den Kopf schütteln.

Die Cousine und das Hospiz rumorten hinter meiner Stirn. Hoffentlich benötigte ihr Bekannter noch ein wenig Zeit, bevor er an der Tür klingelte und unserem Gespräch damit ein abruptes Ende

setzte. »Was hat Herr Schettler noch gesagt?«, beeilte ich mich zu fragen.

Sie massierte sich die Schläfen. »Frau Mahlo, es ehrt Sie, dass Sie Ihre Arbeit so gewissenhaft machen, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was Sie mit diesem wirren Gerede anfangen wollen.« Mit einem Stöhnen machte sie Anstalten aufzustehen.

»Nein! Bitte!«, hielt ich sie zurück. »Nur noch einen Moment.«

»Aber das bringt doch nichts, das stiehlt uns beiden nur die Zeit.« Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Mein Bekannter müsste längst hier sein.«

»Frau Mollenhauer, es ist wichtig, dass ich mir ein möglichst umfassendes Bild von dem Verstorbenen mache. Und ich bin mir ganz sicher, dass Sie mir dabei helfen können. Selbst wenn Ihnen unsinnig erscheint, was Herr Schettler von sich gegeben hat.«

Sie sah mich mitleidig an. »Also gut, aber ich habe Sie gewarnt.« Sie machte eine kurze Pause und atmete tief ein, bevor sie weitersprach. »Er hat von Briefen gefaselt.«

»Sagten Sie nicht vorhin, es ginge ihm um einen bestimmten Brief aus dem Nachlass Ihres Exmannes?«

»Haben Sie eigentlich eine Vorstellung davon, wie schwierig es ist, etwas in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, das einem so nicht präsentiert wurde?« Jetzt setzte sich ihr Humor durch, sie lachte kurz auf. »Aber ich will es mal versuchen. Es ging angeblich um Briefe, die von der Cousine meines Exmannes geschrieben worden seien. Einer dieser Briefe sei meinem Exmann zum Verhängnis geworden. Und er könne auch ihm, also Herrn Schettler, zum Verhängnis werden. Aber er habe alles notiert, für den Fall, dass ihm etwas zustoßen solle.« Sie senkte die Stimme und verfiel in einen verschwörerischen Ton. »Das hatte er ja bereits auf der Beerdigung behauptet.«

»Haben Sie ihn zufällig gefragt, um welche Art Briefe es sich dabei gehandelt hat?«

»Ich muss gestehen, das habe ich, obwohl ich mir hinterher an den Kopf gefasst habe. Ich habe mich gefühlt, als sei ich ihm auf den Leim gegangen.«

»Was hat er denn geantwortet?«, fragte ich nach außen hin gelassen, obwohl mir die Zeit unter den Nägeln brannte.

»Was er geantwortet hat?« Sie lachte, ob über sich selbst oder über Schettler, war nicht klar. »Es ist die Fortsetzung der Räuberpistole von der Beerdigung. Er erzählte, er selbst, mein Exmann und dessen Cousine hätten vor Jahren eine Dummheit begangen. Darüber sei

längst Gras gewachsen. Aber die Cousine habe vor ihrem Tod unbedingt ihr Feld bestellen und es dabei noch einmal umgraben müssen, indem sie sich schriftlich zu dieser Dummheit bekannt habe. Hirnverbrannt und lebensgefährlich sei das gewesen, damit hätte sie sich selbst die Schlinge um den Hals gelegt. Um sie tue es ihm nicht leid, sie sei ein egozentrisches Miststück gewesen. Damit hat er zur Abwechslung mal etwas Vernünftiges gesagt.« Sie lehnte sich zufrieden zurück.

Ich ahnte längst, um wen es sich bei diesem *egozentrischen Miststück* handeln musste. Als wolle das Schicksal mir ein Schnippchen schlagen, ertönte in diesem Moment die Klingel. Jette Mollenhauer erhob sich und eilte Richtung Tür.

»Ich komme hinunter«, hörte ich sie in die Gegensprechanlage flöten.

Ich folgte ihr in den Flur und sah dabei zu, wie sie im Spiegel noch einmal ihr Aussehen einer eingehenden Prüfung unterzog.

»Könnten Sie mir die Geschichte zu Ende erzählen, während wir hinuntergehen?«, bat ich sie inständig.

»Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen.« Sie gab mir ein Zeichen, ihr vorauszugehen, und schloss die Tür ab.

»Albert Schettler hat doch aber von mehreren Briefen geredet.« Ich stellte mich vor die Aufzugtür.

»Gesponnen trifft es wohl eher«, sagte sie. »Ich laufe lieber, das ist gesünder.« Sie hielt sich am Geländer fest und stieg zum Glück im Zeitlupentempo die Treppenstufen hinunter.

»Was für Briefe sollte es denn seiner Meinung nach noch gegeben haben?«, fragte ich sie und blieb stehen, in der Hoffnung, sie würde es mir gleichtun.

»Wenn ich ihn richtig verstanden habe, dann gab es noch einen Brief der Cousine an meinen Exmann. Er wurde nach ihrem Tod abgeschickt. Darin soll sie ihn über ihren *Bekennerbrief* unterrichtet haben.« Sie seufzte und blieb einige Stufen unter mir stehen. »Ich sage nur: Räuberpistole. Bei dem Wort Bekennerbrief konnte ich mir damals ein Lachen kaum noch verkneifen.« Sie setzte ihren Weg vom zweiten in den ersten Stock fort. »Schettler gleichfalls zu informieren, habe sie wohl nicht für nötig gehalten, er habe ja ruhig ins gewetzte Messer laufen können.« Wieder blieb sie stehen. »In wessen Messer denn, habe ich ihn gefragt. In das des Mörders, lautete seine Antwort. Sie können sich nicht vorstellen, wie der Mann sich aufgeregt hat. Es grenzt wirklich an ein Wunder, dass sich keiner meiner Nachbarn beschwert hat.«

Ich folgte ihr. Sehr viele Stufen blieben uns nicht mehr. Ich musste mich beeilen. »Hat er noch irgendetwas gesagt?«

»Noch irgendetwas ist gut – er hat ununterbrochen geredet. Es war nicht leicht, darin überhaupt einen Zusammenhang zu erkennen.«

Ich blieb immer wieder stehen, um unser Tempo noch mehr zu verlangsamen.

Mit einem Lachen fasste sie sich an die Stirn. »Jetzt fällt es mir wieder ein: Er, ich meine Herrn Schettler, also, er hat gemeint, mein Exmann sei vor seinem Tod bei ihm aufgetaucht und habe ihm diesen Brief von seiner Cousine gezeigt. Er sei sich sicher, dass mein Exmann ihn damit habe warnen wollen. Können Sie mir noch folgen?«

»Sehr gut sogar.«

»Diesen Brief wollte Herr Schettler haben. Er brauche ihn, der Brief sei seine Lebensversicherung, damit könne er den Mörder in Schach halten.« Sie legte die Hand auf die Klinke der Haustür. »Ich habe ihm gesagt, er solle sich nicht sorgen, es gebe keinen Mörder. Und wissen Sie, was er da gesagt hat?« Sie öffnete die Tür und winkte ihrem Bekannten zu, der neben seinem Auto wartete.

»Was?«, fragte ich eindringlich.

Sie sah mich an, als habe sie vergessen, was sie gerade eben gesagt hatte.

»Sie haben ihm gesagt, es gebe keinen Mörder«, gab ich ihr das Stichwort.

»Ach ja, richtig.«

»Und was hat er darauf erwidert?«

»Mein Exmann habe ihm erzählt, dass sich ein Mann bei einer Nachbarin, der alten Frau von Redden, nach ihm erkundigt habe. Kurz darauf sei er umgebracht worden. So, und jetzt muss ich mich sputen.« Mit einem Winken verabschiedete sie sich von mir und lief auf ihren Bekannten zu.

»Eine allerletzte Frage noch!« Ich stellte mich ihr in den Weg. »Wie hieß die Cousine Ihres Exmannes?«

»Almuth Drews-Winter.«

»Und der Name Ihres Exmannes?«

»Xaver Drews.«

»Vielen Dank, Frau Mollenhauer.«

11

Die Stube des Landersdorfer & Innerhofer war bis auf den letzten Platz besetzt. Kein Wunder bei der gemütlichen Atmosphäre, dachte ich und ließ meinen Blick über alte Holzstühle, weiße Tischtücher und einen Kachelofen gleiten. Arne hatte Henrike, Simon und mich eingeladen, einen Erfolg mit ihm zu feiern, auf den er sehr stolz war. Er hatte einen alten Ferrari 465 an einen Russen verkauft, der sich am Tegernsee gerade ein Landhaus zugelegt hatte. Die zugehörige Garage, die für fünf Autos ausgelegt war, sollte nun nach und nach mit Sammlerstücken gefüllt werden. Mit etwas Glück würde der Mann zum Stammkunden. Während wir unsere Gläser hoben und mit ihm anstießen – Henrike wie immer nur mit Wasser –, drifteten meine Gedanken ab.

Auf dem Rückweg von Jette Mollenhauer hatte ich Peter Siebert angerufen und ihn gefragt, ob Albert Schettler jemals den Namen Xaver Drews erwähnt hätte. Nein, diesen Namen hätte er noch nie gehört. Was mit ihm sei? Das müsse ich erst noch herausfinden, hatte ich geantwortet und das Gespräch beenden wollen, als er mich zurückhielt. Er habe bereits Anfang der Woche versucht, mich zu erreichen. Leider habe er aus Versehen einen Pullover von Albert mitgenommen. Ob er ihn mir vorbeibringen solle? Nein, hatte ich abgewehrt, wenn er ihn verwenden könne, solle er ihn ruhig als Andenken an Schettler bewahren.

Zurück im Büro hatte ich im Internet nach Fotos von Xaver Drews gesucht. Bei meiner ersten Recherche über Almuth Drews-Winter war ich im Zusammenhang mit der Steuerkanzlei, die die beiden gemeinsam geführt hatten, über seinen Namen gestolpert. Ich hatte ihn für ihren Ehemann gehalten. Wie ich jetzt wusste, war er ihr Cousin gewesen. Ich hatte zwei Fotos von ihm gefunden, sie mir auf den Laptop geladen und war damit zu Zoe Petschko, Schettlers Nachbarin, gefahren. Sie hatte gar nicht lange überlegen müssen, sondern den Mann auf den Fotos sofort als denjenigen identifiziert, der mit Schettler vor dessen Haus die lautstarke Auseinandersetzung gehabt hatte. Er war der Mann mit Bierbauch und feistem Gesicht.

Wie stellte sich die Geschichte also bisher dar? Almuth Drews-Winter hatte Franck Gieseke, ihrem Entführungsopfer, nach ihrem Tod eine Entschuldigung zukommen lassen und darin von zwei Mittätern geschrieben. Davon hatte sie Xaver Drews, ihrem Cousin und

gleichzeitig ihrer großen Liebe, in einem zweiten Brief erzählt. Vielleicht hatte sie ihm nahelegen wollen, sich ebenfalls für die damalige Tat zu entschuldigen. Albert Schettler, den Dritten im Bunde der Entführer, hatte sie nicht informiert.

Diese Geschichte war alles andere als ein Auswuchs von Albert Schettlers Wahn. Durch Rose-Marie Gieseke wusste ich von der Existenz des Briefes an Franck Gieseke. Durch Zoe Petschko war Xaver Drews' Besuch bei Schettler abgesichert. Und die Wahrscheinlichkeit war groß, dass es sich bei dem Blatt, mit dem Drews vor Schettlers Haustür herumgewedelt hatte, tatsächlich um einen Brief von Almuth Drews-Winter gehandelt hat. Entweder um eine Kopie des Briefes an Franck Gieseke oder um Almuth Drews-Winters Brief an ihren Cousin.

Am zwanzigsten Februar war Xaver Drews gestorben, am achtundzwanzigsten war er beerdigt worden. Und Schettler hatte während der Trauerfeier seinen Auftritt gehabt. Einen Tag später hatte er sein Testament gemacht, tags darauf Jette Mollenhauer einen Besuch abgestattet, am Montag war er zur Bank gegangen und hatte das Schließfach gemietet, um wieder einen Tag später die Detektei zu beauftragen, Franck Gieseke auszuspähen. Was war daraus zu schließen?

Henrikes Hand auf meiner Schulter ließ mich zusammenzucken. »Wie bitte?«, fragte ich.

»Haben dir deine Nudeln geschmeckt?«, wiederholte sie ihre Frage.

»Wunderbar!«, beeilte ich mich zu sagen und bemerkte, dass mich alle drei amüsiert anschauten. »Was ist denn daran so lustig?«

»Du hattest ein Risotto auf deinem Teller«, klärte Simon mich auf.

Ich spürte, wie ich rot wurde, und sah zu Arne, dessen Abend es schließlich war. »Entschuldige!«

»Schon geschehen«, sagte er in seiner gelassenen Art. »Aber was nimmt dich denn eigentlich so in Beschlag?«

»Einer meiner Nachlassfälle.«

»Ist er so schwierig?«

Ich dachte einen Moment darüber nach. »Er ist ungewöhnlich.«

Arne hatte in aller Ruhe zugehört, während es sich Simon und Henrike nicht hatten nehmen lassen, zu betonen, was sie von meinem unverändert starken Engagement hielten. Nicht nur, dass ich mich in dieser Weise für einen Kriminellen einsetzte, denn das sei Albert Schettler ja offensichtlich gewesen, ich begebe mich vielleicht sogar in Gefahr. Daraufhin hatte Arne mir sofort seine Hilfe angeboten. Als Baseballschläger schwingender Freund sei er kaum zu übertreffen.

Simon hatte gesagt, er fände das nicht lustig, und Arne hatte gekontert, er habe es auch nicht als Scherz gemeint.

Jetzt lag ich wach neben Simon und dachte weiter über meinen Fall nach, dessen Puzzleteile mehr und mehr Sinn ergaben. Sämtliche Aktivitäten von Schettler, beginnend auf Xaver Drews' Beerdigung, schienen mit dessen Tod zu tun zu haben. Dieser Tod hatte bei Albert Schettler ganz offensichtlich Panik ausgelöst und ihn entsprechend vorsorgen lassen.

Drei Entführer hatte es damals gegeben, und es gab drei Tote. Von diesen dreien waren zwei aufgrund gesundheitlicher Probleme gestorben, lediglich Xaver Drews war auf unnatürliche Weise zu Tode gekommen. Ein Mann mit Verfolgungswahn hätte sich jedoch alles Mögliche zusammenreimen können. Was er ja schließlich auch getan hatte.

Es fiel mir schwer, ruhig liegen zu bleiben und weiter durch die Dunkelheit zur Decke zu starren. Deshalb stand ich leise auf, zog mich an und schlich mich hinaus. Erst auf der Treppe merkte ich, dass Rosa mir gefolgt war. Sie sprang die Stufen hinunter und verschwand im Garten. Ich hörte sie durch die Büsche streifen und musste mir immer wieder sagen, dass es tatsächlich nur sie war. Als sie endlich wieder in meiner Nähe auftauchte, atmete ich auf.

Ein Motorengeräusch ließ mich aufhorchen. Gleich darauf sah ich ein paar Scheinwerfer und hörte das Geräusch von Reifen auf Kies. Schließlich hielt der Wagen auf dem Hof, die Scheinwerfer wurden ausgeschaltet. Rosa wedelte mit ihrer Rute gegen meine Knie, sie hatte das Auto ebenfalls erkannt. Ich hielt die Hündin fest, damit sie nicht lospreschte, um meinen Vater zu begrüßen. Ich war nicht in der Stimmung für einen frühmorgendlichen Plausch. Kaum hatte ich mich hinter die Steinmauer geduckt, die Garten und Hof trennte, erhellte der Bewegungsmelder den Innenhof. In das Geräusch von Schritten mischte sich eine leise gesummte Melodie, die mit dem Zufallen der Haustür verhallte. Langsam ging ich aufs Haus zu und warf einen schnellen Blick auf die Fenster der Wohnung meiner Mutter. Sie schien zum Glück noch zu schlafen. Hinter den geschlossenen Läden brannte kein Licht.

Es musste Ewigkeiten her sein, dass mein Vater zuletzt morgens um halb fünf so fröhlich nach Hause gekommen war. Während ich mir vorstellte, wie er jetzt oben in seiner Wohnung in schönen Erinnerungen schwelgte, wurde mir warm ums Herz. Im Treppenhaus hing noch ein leichter Duft seines neuen Aftershaves. Es roch tatsächlich gut.

Nachdem ich leise die Tür zu meiner Wohnung geschlossen hatte, öffnete ich als Erstes alle Fenster und ließ kühle Luft in die Zimmer. Dann kuschelte ich mich in mein Bett und sah hinaus in den Park, in dem sich ganz allmählich die Konturen der Bäume herausbildeten. Rosa rollte sich neben meinen Füßen zusammen und war einen Augenblick später eingeschlafen. Ich beneidete sie um diese Fähigkeit.

Wie an fast jedem Morgen, der so früh begann, holte ich aus meiner Bettschublade ein Tagebuch. Es war von einer Frau geschrieben worden, die keine Angehörigen gehabt hatte, denen sie ihre persönlichen Aufzeichnungen hätte hinterlassen können. So waren sie in meine Schublade gewandert und ruhten seitdem neben all den anderen Erinnerungen von Toten, die ich im Laufe der Zeit zusammengetragen hatte.

Schon nach den ersten Zeilen merkte ich, dass es mir schwerfiel, mich zu konzentrieren. Es gab noch zu viele unbeantwortete Fragen. Allen voran diese: Welche Rolle spielte Franck Gieseke, das Entführungsopfer? Wusste er von dem Brief von Almuth Drews-Winter? Einmal angenommen, er kannte seinen Inhalt, dann hatte er damit zunächst lediglich einen von drei Entführern identifizieren können. Wenn er allerdings weitergeforscht hätte, hätte er durchaus auf die Verbindung zu Xaver Drews stoßen können, so wie das auch mir gelungen war. Wenn sich von einer Verbindung allein auch nicht auf eine Beteiligung an der Entführung schließen ließ. Viel interessanter war für mich jedoch die Frage, ob Franck Gieseke die Verbindung zu Schettler hätte herstellen können. Genau das würde ich Jette Mollenhauer fragen.

Ich erreichte sie um kurz vor neun. Sie klang ziemlich aufgeräumt, schien meiner vielen Fragen also noch nicht überdrüssig.

»Ob ein Außenstehender eine Verbindung zwischen meinem Exmann und Herrn Schettler hätte herstellen können, wollen Sie wissen.« Für einen Moment war es still in der Leitung. »Das weiß ich nicht. Diese Telefonanrufe, mit denen er uns belästigt hat, fanden 1990 statt, sind also vierundzwanzig Jahre her. In den vier Folgejahren hatten wir Ruhe vor ihm, da ist nichts mehr vorgefallen. Und dann habe ich mich ja scheiden lassen. Insofern weiß ich nicht, ob die beiden irgendwann wieder Kontakt miteinander hatten. Und ob jemand davon Kenntnis hatte. Weswegen ist denn diese Frage eigentlich so wichtig?«

»Ich versuche nur, ein paar Puzzlesteine zusammenzufügen.« Ich stand am Fenster des Besprechungsraumes, in den ich mich

zurückgezogen hatte, um ungestört telefonieren zu können, und beobachtete meine Mutter und Henrike, die sich auf dem Hof unterhielten.

»Aber Ihre Puzzlesteine fußen doch hoffentlich nicht auf dieser Räuberpistole, oder?«

»Nein, keine Sorge«, log ich. »Sagen Sie, hat es vor vierundzwanzig Jahren eigentlich irgendeinen Anlass für die Anrufe von Herrn Schettler gegeben? Hat Ihr Exmann dazu etwas gesagt?«

»Er hat nur gesagt, dass Herr Schettler geistig verwirrt sei. Allerdings hat er es etwas drastischer als ich jetzt ausgedrückt.«

»Sie sagten, Sie hätten ihn auch einmal an der Strippe gehabt«, hakte ich nach, »erinnern Sie sich noch daran, was er gesagt hat?«

»Also, ehrlich, Frau Mahlo …«, stöhnte sie.

»Ich weiß, dass es nervig für Sie sein muss, Frau Mollenhauer, ich lasse Sie auch gleich in Ruhe. Versprochen!«

»Er hat immer wieder von Schuld gefaselt, dass sich alles gerächt hätte, dass sein Bruder für seine, Schettlers, Schandtaten hätte büßen müssen. Und dass er jetzt mit der Wahrheit herausrücken müsse. Alles ein einziger Unsinn.«

»Haben Sie Ihrem damaligen Mann davon erzählt?«

»Erzählt? Ich war außer mir! Dieser Anruf hatte etwas Gruseliges, zumal ich Schettler nicht kannte. Natürlich habe ich ihm davon erzählt. Er hat mir dann erklärt, dass Herr Schettler ein Kommilitone von ihm gewesen sei, der ein paar Monate, bevor die Anrufe begannen, auf tragische Weise seine ganze Familie verloren habe. Darüber sei er verrückt geworden. Was man ja irgendwie auch verstehen kann«, schickte sie leise hinterher. »Es war eine schlimme Zeit damals. Hinterher habe ich manchmal gedacht, die Sterne müssten verrückt gespielt haben, um so viel Unglück auf einmal zu bringen.«

»Was meinen Sie?«

»1990 ein schlimmes Jahr. Kurz bevor es damals mit den Anrufen von Herrn Schettler losging, ist bei uns im Haus ein Kind unter ganz tragischen Umständen gestorben. Das hat uns alle im Haus noch lange umgetrieben. Da hat einer den anderen beschuldigt, nicht geholfen zu haben, als es darauf ankam. Schrecklich, sage ich Ihnen.« Sie atmete schwer, als laste die Erinnerung immer noch auf ihr. »Aber genug davon! Sonst werde ich heute noch schwermütig.«

»Eine letzte Frage habe ich noch, Frau Mollenhauer. Wo hat Ihr Exmann eigentlich bis zu seinem Tod gewohnt?«

»Immer noch in der Orffstraße in Nymphenburg, in dem Haus, in

dem damals das Kind gestorben ist. Ich war ehrlich gesagt froh, als ich dort ausgezogen bin. Obwohl wir in einer wunderschönen Altbauwohnung gewohnt haben. Meine Tochter hat die Wohnung geerbt und gestaltet sie sich gerade nach ihren Vorstellungen.«

»Können Sie mir vielleicht noch die Hausnummer nennen?« Ich hielt die Luft an, als ließe sich damit ihre Bereitschaft, mir zu antworten, beeinflussen.

»Warum wollen Sie die denn wissen?«, fragte sie mit einer gewissen Schärfe in der Stimme. »Sie wollen doch hoffentlich nicht auch noch meine Tochter wegen dieses ganzen Unsinns befragen. Es war schon schlimm genug für sie, dass Herr Schettler die Beerdigung gestört hat. Stephanie hat sehr an ihrem Vater gehangen.« Wie sie es sagte, schien es ein Wunder, dass überhaupt jemand an diesem Mann hatte hängen können. Gleichzeitig klang hindurch, dass sie ihrer Tochter diese Verirrung zugestand.

»Sie haben mir doch von einer Nachbarin Ihres Exmannes erzählt, bei der sich kurz vor seinem Tod angeblich jemand nach ihm erkundigt habe – Frau von Redden, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Das hat Herr Schettler behauptet.«

»Hat er Ihnen den Namen der alten Dame genannt, oder vermuten Sie nur, dass es sich um genau diese Bewohnerin des Hauses handelt?«

Wieder war es still in der Leitung. »Herr Schettler hat mir den Namen genannt«, antwortete sie zögernd. »Er hat behauptet, nur das zu wiederholen, was mein Mann ihm gesagt hätte.« Sie zog Luft durch die Nase. »Aber, mein Gott, dann hat sich eben jemand bei Frau von Redden nach ihm erkundigt. Das kann irgendwer gewesen sein und muss überhaupt nichts bedeuten. Was wollen Sie denn mit Ihren Erkundigungen beweisen? Dass Ihr toter Schützling klar im Kopf war? Das wird Ihnen nicht gelingen, Frau Mahlo, glauben Sie mir. Der Mann war in höchstem Maße durcheinander.«

Es gab die unterschiedlichsten Gründe, die Menschen durcheinandergeraten ließen. Eine anhaltende wahnhafte Störung war nur einer davon. Ich bedankte mich bei ihr für ihre Geduld und versprach ihr, sie nicht noch einmal zu behelligen. Noch während ich das Versprechen gab, hoffte ich, es auch einhalten zu können.

Als ich aus dem Besprechungsraum kam, hatte Funda schwarzen Tee gemacht und ein Tablett mit kleinen Gläsern auf dem Tisch mit den Glasbausteinen platziert. Daneben stand ein Teller mit Baklava, bei deren Anblick mir das Wasser im Mund zusammenlief.

»Ich habe mir gedacht, dass wir eine kleine Pause mit deiner Mutter

und Henrike einlegen. Die beiden stehen schon seit einer Weile auf dem Hof und unterhalten sich.«

»Wir haben leider keine Zeit für einen Kaffeeklatsch, Funda, es gibt viel zu viel zu tun!« Ich schob mir ein Baklava in den Mund. »Richte bitte deiner Mutter aus, dass sie sich mal wieder selbst übertroffen hat.«

»Zur Abwechslung habe ich die mal gemacht. Und ich finde, dass die beiden da draußen sie auch probieren sollten.« Funda pustete sich eine Ponysträhne von den Wimpern. »Deine Mutter sieht nämlich sehr unglücklich aus. Ich könnte mir vorstellen, dass Baklava und schwarzer Tee die Falten auf ihrer Stirn ein wenig glätten könnten.«

Die Falten auf ihrer Stirn würde nur mein Vater glätten können. Aber das sagte ich nicht. »Uns läuft die Zeit davon, Funda.«

»Du kannst doch aber nicht einfach zugucken, wenn es deiner Mutter schlecht geht.«

Ich kannte Funda inzwischen gut genug, um zu wissen, dass es von diesem Punkt aus kein Zurück mehr gab. Die Familie hatte Priorität vor jedem noch so eiligen Vorgang. Also konnte ich das Ganze auch gleich beschleunigen. Ich sprang auf, lief zur Tür und rief über den Hof, dass Tee und Baklava warteten. Als hätten sie nur auf diese Einladung gewartet, setzten meine Mutter und Henrike sich fast gleichzeitig in Bewegung. Ihr Gespräch unterbrachen sie erst, als sie sich an mir vorbei durch die Tür drängelten.

»Dein Vater ist erst am Morgen nach Hause gekommen«, flüsterte Henrike mir im Vorbeigehen zu.

Also hatte sie doch nicht mehr geschlafen. Verfluchter Mist!

Meine Mutter saß bereits auf dem Sofa und ließ sich von Funda Tee einschenken. »Ganz dunkel«, sagte sie, was so viel hieß wie viel Tee und wenig Wasser.

Funda hantierte mit ihren beiden Kannen und schien in ihrem Element zu sein, als sie auch noch Henrike und mich nach unseren Wünschen befragte. Nachdem sie uns eingegossen hatte, reichte sie meiner Mutter den Teller mit den Baklava.

Die schüttelte den Kopf. »Ich kann noch gar nichts essen.«

Funda schaute fast theatralisch auf ihre Armbanduhr. »Sie haben noch nicht gefrühstückt? Neulich habe ich gelesen, dass eine ausgelassene Mahlzeit ungesünder sein soll als Junkfood. Wobei ich mit Junkfood natürlich nicht die Baklava meine, die habe ich selbst gemacht, mit den allerbesten Zutaten. Sie müssen sie probieren, Frau Mahlo!«

Meine Mutter sah mich Hilfe suchend an.

»Ein besseres Frühstück wirst du in ganz München nicht finden«, forderte ich sie schmunzelnd auf.

Henrike hatte gerade erst eines heruntergeschluckt und griff bereits nach dem nächsten. »Also ich würde die Grenze nicht so eng ziehen.«

Immer noch zögernd nahm meine Mutter ein Stück Baklava in die Hand und betrachtete es, als sehe sie diese Köstlichkeit zum ersten Mal. »Habt ihr nicht mal gesagt, dass Baklava ohne Umwege auf den Hüften landen?«

»Bevor sie da landen, machen sie aber erst einmal gute Laune«, sagte Funda aus tiefster Seele und nahm sich ebenfalls eines.

»Ihr seid alle noch so jung, ihr könnt euch das leisten«, meinte meine Mutter traurig.

»Sie können sich das auch leisten, Frau Mahlo«, sagte Funda in einem Ton, der keinerlei Widerspruch duldete. »Sie haben so eine tolle Figur.«

Als meine Mutter diese Worte wie eine Verdurstende aufsaugte, war es um mich geschehen, und meine Mauern gegen ihre Traurigkeit stürzten wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Bislang hatte sie noch nie diese Anwandlungen alternder Frauen gehabt, alles an ihrem Körper zu bemängeln, die Falten, die Rundungen und die nachlassende Kraft. In den vergangenen Jahren war für solche Sorgen in ihrem Leben allerdings auch kein Platz gewesen. Sechs Jahre lang hatte sie um ihren verschwundenen Sohn gebangt.

Im November war sie neunundfünfzig geworden. Drei Wochen zuvor war Ben beerdigt worden, und sie war wie mein Vater und ich auch von einer so schmerzhaften Traurigkeit erfasst worden, dass für kaum etwas anderes Platz gewesen war. Der einzige Lichtblick hätte Bens siebenjähriger Sohn sein können, aber Sebastians Mutter hatte um etwas Zeit und Abstand gebeten. Doch diese Zeit hatte sich in die Länge gedehnt. Und dann waren Mutter und Sohn nach Südtirol gezogen, um weit weg von allen belastenden Erinnerungen ein neues Leben zu beginnen. Hin und wieder kamen Briefe und Fotos, aber sie waren kein Ersatz für eine Begegnung.

Jetzt drohte durch meinen Vater, der sich offensichtlich einer anderen Frau zuwandte, ein weiterer Verlust hinzuzukommen. Und ich? Ich war hin- und hergerissen zwischen ihrem Unglück und seinem Glück.

Endlich hatte meine Mutter sich zu einem Baklava durchgerungen und schien sich mit jedem kleinen Bissen ein wenig mehr zu entspannen.

»Morgen wird bestimmt ein besserer Tag«, sagte Funda schließlich

in ihrem unverwüstlichen Optimismus.

Meine Mutter war längst gegangen, als Henrike, Funda und ich immer noch beim Tee saßen.

»Wie wäre es mit einer kleinen Fallbesprechung?«, fragte Henrike in die Runde.

»Sagtest du nicht, du wolltest davon nichts mehr wissen?«, hielt ich ihr vor.

»Ich hatte gehofft, dann würdest du die Finger davon lassen. Aber da das offensichtlich nicht der Fall ist, könntest du mich auch gleich auf den neuesten Stand bringen.«

»Oh ja, und mich bitte auch«, bettelte Funda. »Ich hänge jede einzelne Minute hinten dran, das verspreche ich. Meine Mutter kann Leila von der Kita abholen.« Sie schnappte sich ihr iPhone und tippte schnell eine SMS ein.

Ich wartete ab, bis sie auf Senden gedrückt hatte, dann erzählte ich den beiden so ausführlich wie möglich, was ich von Schettlers Nachbarin Zoe Petschko und von Jette Mollenhauer erfahren hatte. Als ich geendet hatte, sah ich mich zwei sehr gegensätzlichen Gesichtsausdrücken gegenüber. Funda war in detektivischer Aufbruchsstimmung, während der Fall für Henrike gelöst zu sein schien.

»Dann ist ja alles so weit klar«, sagte sie. »Almuth Drews-Winter hat demnach nicht nur ihren Bekennerbrief an Franck Gieseke geschrieben, sondern mit einem weiteren Brief nach ihrem Tod auch ihren Cousin eingeweiht. Der wiederum ist mit diesem Brief zu Schettler gefahren, damit der ebenfalls Bescheid wusste. Und dein Schettler hat alles mit seinem Wahn verwoben. Herausgekommen ist das, was diese Frau Mollenhauer als Räuberpistole bezeichnet. Ende der Geschichte.«

»Wieso Ende?«, fragte Funda in einem Ton, als würde Henrike sie damit um ein großes Vergnügen bringen.

»Es gibt drei Tote, aber kein Verbrechen. Zumindest ist es bislang kein Verbrechen, an Krebs, einem Schlaganfall oder bei einem Unfall zu sterben.«

»Und was ist mit Franck Gieseke?«, fragte ich.

»Der weiß nichts von dem Brief. Dafür hat seine Frau gesorgt.«

»Und wenn doch?«

»Dann hätten beide eine schauspielerische Glanzleistung hingelegt.«

»Wie kannst du dir nur so sicher sein?«, fragte Funda. »Kris hegt doch auch Zweifel.«

Henrike tippte auf ihre Nase. Das schien ihr Antwort genug zu sein.

Funda wandte sich an mich. »Und wer hat dir dann deine Tasche gestohlen und Schettlers Unterlagen ausgetauscht?«

»Das ist die alles entscheidende Frage«, murmelte ich vor mich hin, während ich die Blumen auf Bens Grab goss. Sie sahen so bunt und fröhlich aus und konnten doch nicht vergessen machen, dass unter ihnen die Überreste meines Bruders zu Erde wurden. Ich betrachtete den Grabstein wie einen Gesprächspartner. »Du würdest auch einen Haken dahinter machen, kleiner Bruder, habe ich recht?« Ich stellte die Gießkanne ab und richtete mich auf. »Aber mich bringen solche Fragezeichen zur Weißglut.«

»Ein Angehöriger von Ihnen?«, erschreckte mich eine tiefe, raue Stimme.

Ich fuhr herum. Nur wenige Meter von mir entfernt stand ein Mann, der aussah wie eine Vogelscheuche. Er war auf einen Stock gestützt und stand leicht nach vorne gebeugt, so, als würde er jeden Moment das Gleichgewicht verlieren. Sein Gesicht schien fast komplett zugewachsen zu sein. Die buschigen Augenbrauen gingen in den Vollbart über. Er hatte etwas Unangenehmes an sich. Mit einem mulmigen Gefühl sah ich mich nach anderen Friedhofsbesuchern um und entdeckte ein paar Grabstellen weiter eine Frau, die ich vom Sehen kannte.

»Ist umgebracht worden, habe ich gehört«, fuhr er in einem Ton fort, in dem Sensationlust mitschwang.

Ich wandte mich ab und ignorierte ihn.

»Sind sich wohl zu fein, um zu antworten.«

Im Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr. Er war ein Stück weiter auf mich zugehumpelt. Ich vergewisserte mich, dass die Frau immer noch in der Nähe war. In diesem Moment nahm sie Blickkontakt mit mir auf und sah mich fragend an.

»Dann passen Sie nur gut auf, dass es Sie nicht irgendwann auch noch erwischt«, sagte der Mann und brach in einen Husten aus, der alles andere als gesund klang. »Soll alles schon vorgekommen sein«, schickte er krächzend hinterher.

Einen Moment lang zweifelte ich daran, ihn richtig verstanden zu haben. Ich wandte den Blick ab, nur um ihn gleich darauf wieder auf ihn zu richten. Aber da hatte er sich schon umgedreht und humpelte davon.

»Was haben Sie da gerade gesagt?«, rief ich ihm hinterher.

Er hielt kurz an und wirbelte seinen Stock durch die Luft. »Sie

haben mich schon richtig verstanden.« Das Lachen, mit dem er sich davonmachte, hatte etwas Hämisches.

Die Frau kam zögernd auf mich zu und schien sich dabei immer wieder mit Blicken zu vergewissern, dass der Mann nicht zurückkam. »Was war denn mit dem los?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Haben Sie ihn hier schon einmal gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Daran würde ich mich erinnern. Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Sie sehen ganz blass aus.«

»Er hat mir Angst gemacht.«

»Jetzt ist er ja weg«, versuchte sie, mich zu beruhigen. »Wenn Sie mögen, gehen wir gemeinsam zum Ausgang.« So, wie sie es sagte, ging es ihr dabei nicht allein um meinen Schutz.

12

Simon trug zwei nicht zu identifizierende Rollen unter dem Arm und in der Hand ein Teil, das aussah wie eine Luftpumpe. Er lehnte lässig im Rahmen meiner Bürotür und forderte mich auf, die Akten zu schließen und mit ihm zu kommen.

»Jetzt?«, fragte ich entgeistert.

Er lachte. »Warum nicht?«

»Weil es Samstagmittag ist und du da sonst nie Zeit hast, weil dein Laden wie verrückt brummt. Deine Worte! Hast du dich an den Schlangen vorbeigeschlichen? Oder ist Arne für dich eingesprungen?«

»Dein Vater«, antwortete Simon. »Er meinte, wir sollten uns für unser junges Glück eine kleine Auszeit gönnen und mal etwas Verrücktes tun.«

Ich sah Simon an, als hätte er Worte zusammengefügt, die, in einen Satz gepackt, einfach keinen Sinn ergaben.

Simon hob die Schultern, ließ sie wieder sinken und lächelte mich an. »Erst war ich auch ziemlich perplex, und dann habe ich gedacht, warum nicht, eigentlich hat er doch recht.«

»Hat er dir zufällig auch verraten, ob er da aus eigener Erfahrung spricht?«

»Zufällig hat er das.«

»Und?«

»Das war ein Gespräch unter Männern.«

Ich stand auf und küsste Simon. Dann flüsterte ich in sein Ohr. »Lass mich mal Mäuschen spielen, ja?«

»Nein«, flüsterte er zurück und erwiderte meinen Kuss. Die Rollen, die er unter den Arm geklemmt hatte, fielen zu Boden.

Eine landete auf meinen Füßen. Ich bückte mich und hob sie auf. »Eine Luftmatratze«, sagte ich erstaunt. »Was sollen wir denn damit?«

»Zieh dir einen Badeanzug an und lass dich überra-schen.«

Als wir fünf Minuten später auf unseren Rädern die Würm entlang Richtung Pasing radelten, war er immer noch nicht bereit, mir mehr zu verraten. Schließlich stoppte er, wir lehnten unsere Räder an einen Baum und begannen, die Luftmatratzen aufzupumpen.

Allmählich dämmerte es mir. »Das ist ganz bestimmt verboten, Simon«, sagte ich voller Vorfreude. »Und gefährlich ist es auch.«

»Willst du etwa kneifen?«

»Ich und kneifen?«, feixte ich. »Seit Jahren beneide ich die

Jugendlichen, die das machen.«

»Dann los! Unsere Klamotten lassen wir in deinem Fahrradkorb. Nimm nur ein T-Shirt und deine Flipflops für den Rückweg mit.«

In Badeanzug und Badehose griff sich jeder von uns eine Luftmatratze und stieg damit in die Würm. Im ersten Moment schnappte ich nach Luft, weil das Wasser, das mir bis zur Taille reichte, eiskalt war. Ich stemmte mich gegen die starke Strömung und wartete, bis Simon neben mir auftauchte. Auf sein Zeichen hin schwangen wir uns beide bäuchlings auf die Luftmatratzen und überließen uns der Strömung.

Ich hatte geglaubt, diesen Abschnitt der Würm zwischen Pasing und der Blutenburg nach all den Jahren in- und auswendig zu kennen, wurde aber jetzt eines Besseren belehrt. Die Perspektive vom Wasser aus hatte mir noch gefehlt. Was hatte mein Vater zu Simon gesagt? Wir sollten mal etwas Verrücktes tun? Genau das war es. Obwohl wir uns konzentrieren und mit den Armen lenken mussten, um möglichst in der Mitte des Flusses zu bleiben, fühlte es sich auf eine Weise unbeschwert an, die ich verloren zu haben geglaubt hatte.

Alles schien zu glitzern, die Sonne, das Wasser, die Luft. Dunkel wurde es nur in den kurzen Momenten, in denen wir unter den Brücken hindurchsausten. An manchen Stellen hingen Äste so tief, dass die Blätter meinen Rücken streiften. An anderen Stellen mussten wir Hunden oder Enten ausweichen. Und dann war es schon vorbei. An einer seichten Stelle gegenüber der Blutenburg stiegen wir aus dem Wasser und ließen uns auf eine nahe gelegene Wiese fallen.

»War das schön«, schwärmte ich ein wenig außer Atem, drehte mich auf den Rücken und breitete die Arme aus. Meine Fingerspitzen berührten Simons. Ich schloss die Augen, spürte die Sonne auf meiner Haut und ließ mich davontreiben.

Ich wachte auf, als Simon mich küsste und mit seinen Fingern zärtlich über meinen Arm strich. »Schade, dass wir nicht allein sind«, flüsterte er dicht an meinem Ohr.

Ich drehte mich auf die Seite und legte meine Hand auf seine Brust. Unter meinen Fingern spürte ich sein Herz schlagen.

»Ich kann mich nicht erinnern, wann du das letzte Mal so fröhlich warst«, fuhr er fort. »Ich glaube, wir sollten viel öfter verrückte Sachen machen.« Er klang, als habe er gerade die Mixtur für ein lange gesuchtes Rezept gefunden und sei selbst darüber erstaunt, wie simpel es doch war. Und noch etwas klang hindurch: Dieses Rezept schien nicht nur bei mir zu wirken. Er stand auf und zog mich mit beiden Händen hoch. »Ich fürchte, so ganz allmählich müssen wir deinen

Vater ablösen.«

Ich lachte. »Gib es zu: Du sorgst dich nicht um meinen Vater, sondern um deinen Laden.«

Simon zog mich hinter sich her. »Eigentlich eher um meine Kunden. Dein Vater meinte vorhin, er könnte ihnen doch bei der Gelegenheit auch gleich eine PC-Beratung anbieten. Als Cross-Marketing-Aktion sozusagen.«

»Braucht er neue Kunden? Ich dachte, er sei ausgelastet.«

»Er hätte wohl gerne ein paar Jüngere, nicht immer nur Senioren.«

Ich musste mich anstrengen, um mit Simon Schritt zu halten, der ein beachtliches Tempo vorlegte. »Aber er hat sich doch ganz bewusst auf Senioren ausgerichtet. Ist mir da irgendetwas entgangen?«

»Ich vermute mal, dass er im Moment Lust auf eine Verjüngungskur hat. Und zwar in jeder Hinsicht.« Er zwinkerte mir zu.

»Wegen dieser Frau, die er kennengelernt hat?«

»Das musst du ihn schon selbst fragen.«

»Werde ich«, murmelte ich und überlegte, wie alt seine Flamme wohl sein mochte. »Jünger als ich wird sie doch hoffentlich nicht sein, oder?«

»Wäre das ein Problem?«, fragte Simon mit Unschuldsmine.

»Für meine Mutter ganz bestimmt.«

»Warum machst *du* dir dann Gedanken?«

»Weil ein Problem meiner Mutter ganz schnell zu meinem mutieren kann. Für meinen Vater gilt das Gleiche. Und das weißt du. Also tu nicht so!« Ich knuffte ihn in die Seite.

»Hallo, Kristina«, rief mir in diesem Augenblick ein Jogger zu, der uns überholte. Ganz kurz wandte er mir im Vorbeilaufen sein Gesicht zu. Es war Martin.

Ich geriet ins Stocken und stolperte über einen Stein, der im Weg lag. »Hallo«, stammelte ich und sah ihm hinterher.

»War das nicht dieser Detektiv, der neulich bei dir im Büro war?«, fragte Simon, der ebenfalls stehen geblieben war und Martin hinterherblickte.

»Ja, Martin Cordes.« Ich lauschte meinem eigenen Tonfall und hoffte, er würde sich fest und beiläufig anhören.

»Er hörte sich ziemlich vertraut an.«

Ich setzte mich wieder in Bewegung. »Er klang ganz normal«, sagte ich über die Schulter hinweg.

»Dieser Mann hat dich auf eine Weise Kristina genannt, als hättet ihr schon gemeinsam im Sandkasten gespielt.«

»Zwei Worte, Simon, und die auch noch im Vorbeijoggen.«

Er verstummte neben mir und verlangsamte seine Schritte erst, als unsere Fahrräder in Sicht kamen. Wortlos und ohne mich eines Blickes zu würdigen, öffnete er das Schloss und stellte mein Rad vor mich.

»Simon? Ist alles okay?«

Endlich sah er mich an. »Ja.«

»Und warum habe ich dann den Eindruck, dass das nicht stimmt?«, fragte ich mit einem bangen Gefühl in der Brust.

»Ich habe nur gerade etwas festgestellt.«

»Willst du, dass ich dir jedes Wort aus der Nase ziehe?«

Er postierte sich hinter seinem Rad, als tauge es als Schutzschild. »Manchmal reichen zwei Worte, um etwas zum Ausdruck zu bringen, wofür man eigentlich viel mehr bräuchte.«

Ich fühlte mich mit jeder Sekunde unwohler und fürchtete, er würde mir genau das ansehen. »Ich kann dir überhaupt nicht folgen«, log ich.

»Dieser Mann hat *Hallo, Kristina* mit einer solchen Wärme und Vertrautheit gesagt, dass mir ganz anders geworden ist.«

Genau in diesem Moment hätte ich auf Simon zugehen müssen, um ihn zu beruhigen. Um ihm zu sagen, dass das nichts zu bedeuten hätte, selbst wenn es so klang, als spreche dieser Mann meinen Namen voller Wärme und Vertrautheit aus. Weil es nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Ich hätte ihm sagen können, dass Martin mit mir geflirtet hatte. Aber dann hätte er vielleicht herausgehört, dass ich das genossen hatte.

»Simon«, sagte ich stattdessen, »verzeih mir, aber du irrst dich.« Obwohl ich die Bitte, mir zu verzeihen, in meinem Satz untergebracht hatte, fühlte ich mich kein bisschen besser.

Arbeit hatte mir schon immer geholfen. Deshalb musste sie auch gegen mein schlechtes Gewissen herhalten. Erst vergrub ich mich in die dringendsten Akten und arbeitete drei Stunden lang hoch konzentriert und ohne Unterbrechung. Dann setzte ich mich ins Auto und fuhr Richtung Nymphenburg.

Ich war mir bewusst, dass ich damit gegen Jette Mollenhauers ausdrücklichen Wunsch verstieß, ihre Tochter unbehelligt zu lassen. Aber ich wollte endlich wissen, wer mir Albert Schettlers Unterlagen gestohlen hatte. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass es jemand sein musste, der mit der Entführung zu tun gehabt hatte. Während ich in einer dichten Autokolonne über die Verdistraße fuhr, spielte ich jede Möglichkeit durch.

Ich begann mit Franck Gieseke, der von der Statur her durchaus der Dieb gewesen sein könnte. Was, wenn nicht nur Almuth Drews-Winter

einen Brief an Gieseke geschrieben hatte, sondern auch ihr Cousin? Vielleicht hatte er sich durch sie animieren lassen, ebenfalls sein Gewissen zu erleichtern. Dann hatte Gieseke möglicherweise von seinem Tod erfahren und war in der Hoffnung zur Beerdigung angereist, zum Schluss vielleicht auch noch dem dritten Entführer ein Gesicht geben zu können. Ich wusste, das war reine Spekulation und ließ sich durch nichts untermauern, trotzdem wollte ich den Gedanken zu Ende spinnen. Xaver Drews' Beerdigung hatte am achtundzwanzigsten Februar stattgefunden. Die Detektei hatte erst am zehnten März damit begonnen, Franck Gieseke rund um die Uhr zu beobachten. Er hätte also unbeobachtet von Korsika nach Deutschland reisen können, um auf der Beerdigung Albert Schettlers Auftritt mitzuerleben. Als der von Xaver Drews' Mörder redete, bekam er es möglicherweise mit der Angst zu tun und beschloss, diese Unterlagen aus dem Weg zu räumen. Um das zu tun, hätte er allerdings Schettlers Haus seit dessen Tod beobachten und mich schließlich bis zur Bank verfolgen müssen. Was nicht ausgeschlossen war, da die Überwachung durch die Detektei Anfang April geendet hatte, wenige Tage nach Schettlers Tod. Allerdings tat ich mich schwer damit, mir Franck Gieseke vorzustellen, wie er sich irgendwo in der Nähe von Schettlers Haus postierte, um keinesfalls die Ankunft des Nachlassverwalters zu verpassen.

Ein lautes Hupen riss mich aus meinen Gedanken. Ich hatte bei Rot angehalten und gar nicht bemerkt, dass die Ampel längst auf Grün geschaltet hatte. Ich fuhr an, würgte den Motor ab und drehte den Zündschlüssel, was alles so lange dauerte, dass die Ampel wieder auf Rot sprang und sich ein einziges Hupkonzert über mich ergoss. Ich hob entschuldigend die Hände und konzentrierte mich auf die Ampel. Erst in der Grünphase kehrte ich zurück zu meinem Modell.

Wo war ich stehen geblieben? Bei Franck Gieseke vor Schettlers Haustür. Diese Idee war absurd. Was aber, wenn er jemanden beauftragt hatte? An diesem Punkt tauchte Peter Sieberts Gesicht vor meinem inneren Auge auf. »Blödsinn«, murmelte ich, »jetzt gehen die Pferde mit mir durch.« Schettler war mit Peter Sieberts Vater befreundet gewesen! Wenn das aber gar nicht stimmte?, meldete sich eine zweifelnde Stimme. Einen Beweis hatte ich dafür bislang nicht gefunden, ich konnte mich nur auf das stützen, was Peter Siebert mir gesagt hatte. Selbst auf die Gefahr hin, dass mein Misstrauen vielleicht auf dem besten Wege war, aus dem Ruder zu laufen, nahm ich mir vor, ihm noch einmal genauer auf den Zahn zu fühlen.

Und nun zu der Frage, wer auf der Täterseite ein Interesse an den

Unterlagen gehabt haben könnte. Da alle drei tot waren, blieben – enge Freunde einmal ausgenommen – nur die Angehörigen. Was das anging, konnte ich Albert Schettler ausschließen. Er hatte allem Anschein nach niemanden hinterlassen, dem sein Andenken etwas bedeutet hätte. Bei Almuth Drews-Winter konnte ich es noch nicht sagen. Und Xaver Drews hinterließ seine Exfrau, die zwar schlank und für ihr Alter beweglich war, der ich aber nie und nimmer die sportliche Leistung des Diebes zutraute. Blieb Stephanie Drews, seine Tochter.

Ich parkte ein paar Häuser weiter auf der anderen Straßenseite und lief die wenigen Schritte zurück. Vor dem fünfstöckigen Haus, in dem Xaver Drews gewohnt hatte und in das ihm jetzt seine Tochter gefolgt war, blieb ich stehen und sah an der gelben Fassade hinauf. Mit ihren Kassettenfenstern und bunt bepflanzten Balkonen wirkte sie überaus einladend.

Ich drückte den Klingelknopf und musste nicht lange auf eine Reaktion warten. »Zweiter Stock«, dröhnte eine weibliche Stimme aus der Gegensprechanlage. Gleich darauf ertönte der Summer. Ich stieß die Tür auf und stieg die breiten Holzstufen hinauf. Durch die weit geöffneten Fenster des Treppenhauses drangen die Geräusche von der Straße. Im zweiten Stock ging ich zu der Tür, neben der *Drews* stand, und klingelte erneut.

Die Tür flog mit Schwung auf und gab den Blick frei auf eine Mittdreißigerin in farbbeschmiertem T-Shirt und Latzhose. Ihr Lockenkopf erinnerte an einen Regenbogen. Bis auf grün und blau schienen alle Spektralfarben als bunt-gefärbte Strähnen in ihren Haaren vertreten zu sein. Sollte es sich bei dieser Frau um Stephanie Drews handeln, dann war sie der Gegenentwurf zu ihrer Mutter. Jette Mollenhauer hatte sich weder in den Gesichtszügen noch in dem Körperbau ihrer Tochter verewigt.

»Nicht die Pizza«, sagte sie enttäuscht. Ihre Stimme war genauso kräftig wie der Rest von ihr.

»Nein, nicht die Pizza.« Ich zuckte bedauernd die Schultern und vermerkte im Stillen, dass die füllige Frau im Türrahmen mich ganz sicher nicht auf dem Fahrrad überholt und in meinen Fahrradkorb gegriffen hatte. »Darf ich Sie trotzdem kurz stören?«, fragte ich.

»Worum geht's denn?«

»Sind Sie die Tochter von Xaver Drews?«

»Bin ich. Und Sie?«

Ich stellte mich ihr vor. »Ich kümmere mich um den Nachlass von Albert Schettler.«

»Ist er tot?«

Ich nickte. »Ihre Mutter hat mir von seinem Auftritt auf der Beerdigung Ihres Vaters erzählt und auch, wie sehr Sie das aufgeregt hat.«

»Unsinn! Mich hat es kein bisschen aufgeregt, ich war nur überrascht. Auf einer Beerdigung hätte ich mit solch einer Szene nicht unbedingt gerechnet. Aber der Mann war harmlos, er war einfach nur ein bisschen durcheinander. Letztlich war es keine große Sache«, meinte sie pragmatisch. »Er hat gesagt, was ihm wichtig war, und hat sich dann wieder gesetzt.« Sie stockte. »Dann hat er meinen Vater ja nicht lange überlebt.«

Es klingelte erneut, dieses Mal war es der Pizzabote. Nach einem schnellen Tausch von Ware gegen Geld bat Stephanie Drews mich in die Wohnung.

»Aber ich warne Sie: Was Essen anbelangt, teile ich nicht gerne. Ich kann Ihnen also höchstens ein paar Chips anbieten.«

»Mir reicht es völlig, wenn Sie mir meine Fragen beantworten«, sagte ich lachend.

Sie dirigierte mich in einen Raum mit hohen Stuckdecken, der bis auf ein paar Umzugskartons, die sich an der Wand stapelten, leer geräumt war und nach frischer Farbe roch. Die Fensterscheiben waren so schmutzig, dass sie zur Leinwand taugten, was Stephanie Drews weidlich ausgenutzt hatte. Das späte Sonnenlicht fiel durch die unterschiedlichsten Tierfiguren.

»Ich habe mir Franz Marcs Tierstudien zum Vorbild genommen«, meinte sie augenzwinkernd.

»Erkennt man auf den ersten Blick.«

Sie öffnete einen der Kartons, zog zwei runde Bodenkissen daraus hervor und ließ sie Richtung Fenster rollen, wo sie liegen blieben. Sie steuerte das rote an und landete genauso schnell im Schneidersitz, wie ich es von einer Gliederpuppe erwartet hätte. Staunend sah ich ihr dabei zu, wie sie ebenso flott den Pizzakarton auf ihren Knien geöffnet und das erste Teigstück mit Schinken, Rucola und einer dicken Schicht Käse im Mund hatte. Es war so groß, dass ihre rechte Wange sich ausbeulte.

»Haben Sie Durst?«, fragte sie zwischen zwei Bissen.

»Ich habe wirklich nur ein paar Fragen.«

»Dann legen Sie los!«

»Ihre Mutter hat mir erzählt, dass Albert Schettler nach der Beerdigung bei ihr war.«

Sie nickte. Demnach wusste sie davon.

»Er soll sich für den Nachlass Ihres Vaters interessiert haben. Genauer gesagt für einen Brief.«

»Bei mir war er auch deswegen.« Sie griff zum nächsten Stück und betrachtete es, als sei sie sich noch nicht im Klaren darüber, an welcher Stelle sie hineinbeißen sollte. Dann hatte sie sich entschieden.

»Und?«, fragte ich gespannt.

»Ich habe kurzen Prozess gemacht und ihm den Brief gegeben. Mir hat er nichts bedeutet, also wäre er ohnehin in der Papiertonne gelandet.«

»War es ein Brief von Almuth Drews-Winter an Ihren Vater?«

Sie nickte und aß mit einer solchen Hingabe weiter, dass es Spaß machte, ihr dabei zuzusehen. »So, jetzt geht es mir allmählich besser«, sagte sie mit einem Seufzer. »Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.«

»Wenn Sie sagen, dass Ihnen der Brief nichts bedeutet hat, haben Sie ihn sicher gelesen, oder?«

»Ungelesen hätte ich ihn wohl kaum aus der Hand gegeben.«

»Würden Sie mir verraten, was darin stand?«

»Es war ein bisschen theatralisch, wenn Sie mich fragen. Almuth hat meinen Vater um Verzeihung gebeten, wofür, habe ich ehrlich gesagt nicht so recht verstanden. Sie schrieb, sie habe mit ihrer Schuld nicht sterben können, habe es ihm aber auch zu Lebzeiten nicht gestehen können, dass sie vorhatte, ihr Versprechen zu schweigen zu brechen.« Stephanie Drews zog eine Grimasse und machte übertrieben große Augen. »So war sie, Papas Almuth, immer ein bisschen zu viel von allem. Sie hat die Dinge gerne aufgebauscht und hochgespielt. Mein Vater mochte das.« Sie schien selbst nach seinem Tod noch darüber zu staunen. »Da, wo sie wirklich Schuld auf sich geladen hat, nämlich meiner Mutter gegenüber, hat sie sich stets herausgeredet. Na ja, Schwamm drüber.« Mit der Zunge angelte sie sich einen Rest Käse aus dem Mundwinkel.

»Hat sie vielleicht geschrieben, um was für eine Schuld es ihr in dem Brief ging?«

»Ich vermute mal, das konnte nur mein Vater verstehen. Und dieser Schettler. Almuth schrieb, sie alle drei hätten eine große Schuld auf sich geladen und sie würde sich wünschen, dass auch er, also mein Vater, den Schritt tun könne, den sie getan habe. Er brauche sich jedoch keine Sorgen zu machen, von ihm und Albert habe sie nichts geschrieben. Das klang alles ein wenig salbungsvoll. So als habe sich ihr am Ende ihres Lebens noch der tiefere Sinn einer Beichte erschlossen.« Sie leckte sich die Lippen und schien zu überlegen, ob

sie auch noch die letzten drei Stücke in Angriff nehmen sollte. Unentschlossen sah sie wieder zu mir. »Was auch immer die drei angestellt haben, es kann nichts Aufsehenerregendes gewesen sein. Mein Vater und Almuth waren Steuerberater.« Aus ihrem Mund klang es, als verkörpere dieser Beruf die Harmlosigkeit schlechthin. »Alle beide haben ein völlig unauffälliges Leben gelebt. Ich könnte auch sagen, ein spießiges, aber mein Vater hat Zeit seines Lebens darauf bestanden, unkonventionell zu sein. Deshalb will ich ihm das postum nicht antun«, meinte sie mit einem tiefenentspannten Lächeln.

»War er denn unkonventionell?«, hakte ich nach.

»Nur was die Gestaltung seiner Ehe betraf. Deshalb dachte ich im ersten Moment, als ich diesen Brief las, es ginge genau darum. Dass die große Schuld, die sie auf sich geladen hatten, der jahrelange Betrug an meiner Mutter gewesen war. Aber als ich dann weiterlas, war klar, dass es um etwas ging, das die drei gemeinsam getan hatten. Es wird irgendetwas Lapidares gewesen sein.«

»Mehr war ihnen nicht zuzutrauen?«, fragte ich vorsichtig.

»Also als Kriminelle hätten sie nicht getaugt. Wenn ich nur an diesen Albert Schettler denke. Der hatte doch vor seinem eigenen Schatten Angst.«

»Haben Sie Herrn Schettler gefragt, was es mit dieser Schuld auf sich hatte?«

»Na klar habe ich das.« Die Erinnerung an seine Antwort schien sie immer noch zu amüsieren. »Er sagte, wenn er mir darauf eine Antwort gebe, sei mein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Unglaublich, oder?« Sie dachte nach. »Na ja, eigentlich eher traurig. Für ihn scheint das Leben eine einzige Bedrohung gewesen zu sein. Es klingt jetzt vielleicht blöd, wenn ich das sage, aber …« Sie zögerte.

»Sie meinen, dass der Tod für ihn eine Erlösung gewesen sein müsste?«

»Ja.« Sie richtete den Blick auf den Boden und schüttelte den Kopf. »Er hatte gesagt, er wolle noch am selben Tag ein Bankschließfach mieten, um den Brief darin zu deponieren. Vier Tage vorher, auf der Beerdigung meines Vaters, hat er noch behauptet, den Namen seines Mörders bereits in einem Bankschließfach hinterlegt zu haben. Da sehen Sie mal, wie viel von seinem Gerede zu halten ist. Am einen Tag hat er das Schließfach schon, am anderen muss er es erst mieten.«

Albert Schettler hatte auf der Beerdigung geblufft, denn er hatte das Schließfach tatsächlich erst vier Tage später angemietet. Und noch etwas wurde mir bewusst: Der besagte Brief musste sich in einem der Umschläge befunden haben. »Sind Sie Herrn Schettler früher schon

einmal begegnet?«

»Nein, jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern. Das hat mich übrigens ein wenig gewundert. Almuth schrieb mit einer solchen Selbstverständlichkeit von Albert Schettler, dass man hätte meinen können, die drei hätten sich sehr gut gekannt.«

Zumindest hatten sie sich gut genug gekannt, um gemeinsam ein Verbrechen zu begehen. »Was für ein Mensch war die Cousine Ihres Vaters?«, fragte ich.

»Wie schon gesagt, sie neigte ein wenig zum Theatralischen. Einerseits war sie überkandidelt, eben immer ein bisschen zu viel von allem, andererseits konnte sie auch wieder ganz pragmatisch sein. Sie hatte wirklich zwei Seiten, und ich wusste nie, welche im nächsten Moment zum Vorschein kommen würde.«

»Das klingt nicht danach, als hätten Sie sie gemocht.«

Stephanie Drews hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken. »Sie hat meiner Mutter übel mitgespielt. Das habe ich nie vergessen.« Sie schwieg und beobachtete mich. »Ich sehe schon, meine Mutter hat mal wieder Offenheit walten lassen. Sie kennen die Geschichte.«

»Ganz grob nur.«

Ihr Lachen hatte einen Unterton, als könne sie es nicht so recht glauben. »Meine Mutter gehört ja noch zu der Generation, die eigentlich ganz gerne über das schweigt, was in ihr vorgeht. Ihr zweiter Mann war da völlig anders. Er hat über alles geredet, egal was. Das hat sie sich von ihm abgeschaut. Allerdings übertreibt sie es hin und wieder ein wenig.« In ihrem Tonfall schwang eine große Zuneigung für ihre Mutter mit. »Ich vermute mal, dass es die späte Rache an meinem Vater ist, die sie immer wieder dazu anstachelt. Es ist aber auch wirklich unschön, wenn die Cousine als Konkurrenz ins Haus schneit. Ich meine, die hat man doch überhaupt nicht auf dem Zettel. Sie ist schließlich Familie. Aber Schwamm drüber!«

»Hatte die Cousine Ihres Vaters außer ihm noch andere Angehörige?«

»Außer mir gibt es niemanden mehr.«

»Was ist denn mit Herrn Winter? Immerhin hatte sie ja diesen Doppelnamen.«

»Das war ihr Mann. Die beiden haben kurz nach meinen Eltern geheiratet und sich auch kurz nach meinen Eltern scheiden lassen. Kinder hatten sie keine.«

»Und was ist aus Herrn Winter geworden?«

»Er hat wohl einige Zeit gebraucht, um sich von Almuth zu erholen,

hat sich dann in eine der Krankenschwestern in einer Entzugsklinik verliebt und mit ihr zwei Kinder in die Welt gesetzt. Ich bin ihm vor ein paar Jahren zufällig in der Stadt begegnet und hätte ihn fast nicht wiedererkannt, so sehr hatte er sich verändert.«

»In welcher Hinsicht?«

Sie lächelte und fuhr sich durch ihre Regenbogenlocken. »Er sah richtig glücklich aus.«

»Und Ihr Vater und Almuth? Sind die beiden zusammen glücklich geworden?«

»Ich glaube schon. Auf ihre Weise. Für meinen Vater war es nur schwer, dass Almuth nicht mit ihm zusammenziehen wollte, nachdem beide Scheidungen durch waren. Er hat nicht gerne alleine gelebt, aber sie hat sich geweigert. Außerdem haben sie sich immer nur an bestimmten Wochentagen gesehen. Auch das hätte mein Vater gerne geändert, aber Almuth hatte eine seltsame Buchhalterseele, alles musste seine Ordnung haben. Mir kam es immer ein bisschen so vor, als brauche sie einen fest umrissenen Rahmen, um sich darin auszuleben. Zu Zeiten, als beide noch mit ihren jeweiligen Ehepartnern zusammenlebten, haben sie sich auch immer nur dienstags getroffen. Das wird mir auf ewig ein Rätsel bleiben«, sagte sie in einem Ton, als sei sie froh, dass dieses Rätsel existierte. Als sei es das Einzige, das ihrem ansonsten eher spießigen Vater etwas Schillerndes verlieh.

Ich betrachtete Stephanie Drews und begriff, dass sie nichts getan hätte, um das Ansehen ihres Vaters durch einen Diebstahl zu retten. Ihr schien eher daran gelegen zu sein, diesem Ansehen ein paar Risse zu verleihen, um es ein wenig interessanter zu gestalten.

»Albert Schettler soll auf der Beerdigung Ihres Vaters behauptet haben, Ihr Vater sei umgebracht worden«, sagte ich.

»Das hat er tatsächlich.« Sie sah auf ihre fleckigen Hände. »An der Stelle ist mir für einen Moment ganz anders geworden.« Ihre Stimme war plötzlich leise. »Kennen Sie das, wenn jemand etwas ausspricht, das als diffuser Gedanke bereits in Ihnen war? Und dann bekommt dieser Gedanke plötzlich eine Kontur, schält sich heraus und steht im Raum. Als ich erfuhr, wie mein Vater ums Leben gekommen ist, lief so ein Film in meinem Kopf ab, der sich aus all den Bildern speiste, die ich jemals in Krimis gesehen hatte. Von jemandem, dem Alkohol eingeflößt wird und dessen Auto dann ins Hafenbecken geschoben wird. Nur dass es in seinem Fall ein Baggersee war.« Sie kaute auf ihrem Daumen herum. »Und das alles nur, weil ich nicht glauben wollte, dass er wieder angefangen hatte zu trinken.«

Ich sah sie fragend an.

»Er hatte es mit dem Alkohol jahrelang übertrieben und dann Almuth zuliebe damit aufgehört.«

»Und nun glauben Sie, er habe nach ihrem Tod wieder damit angefangen?«

»Das ist die wahrscheinlichste Erklärung. Obwohl ihr Tod alles andere als überraschend kam, war er ein schwerer Schlag für ihn. Mein Vater und Almuth waren schon als Kinder ganz eng. Wenn Sie die beiden einmal zusammen erlebt hätten, wüssten Sie, wovon ich rede. Sie waren aufeinander fixiert.«

»Und dennoch sind sie nie zusammengezogen«, meinte ich mit einer gewissen Befriedigung. Meine Rede – getrennte Wohnungen sagten überhaupt nichts über die Tiefe eines Gefühls aus.

Stephanie Drews sah mich leicht irritiert an. »Ich glaube, das hatte mit dem Rahmen zu tun, den Almuth so nötig brauchte. Dazu gehörte eben auch, dass Cousin und Cousine nicht auf diese Weise zusammenleben. Nach außen hin, wohl gemerkt. Ich schätze mal, dass kein Hahn danach gekräht hätte, aber so war sie nun mal. Dafür haben die beiden mindestens fünfmal am Tag miteinander telefoniert.«

»Könnten wir noch mal auf den Tod Ihres Vaters zurückkommen?«

»Sagen Sie, geht das alles eigentlich nicht weit über die übliche Nachlassarbeit hinaus? Ich kenne mich damit ja nicht aus, aber welche Bedeutung hat der Tod meines Vaters für den Nachlass von Albert Schettler?«

Ich sah keinen Sinn darin, ihr von der Entführung zu erzählen. Zumindest jetzt noch nicht. »Die Unterlagen in Albert Schettlers Banksafe haben tatsächlich existiert. Noch nicht am Tag der Beerdigung, aber ein paar Tage später. Nachdem ich das Schließfach geleert hatte, sind mir diese Unterlagen gestohlen worden.«

»Und jetzt wollen Sie sie wiederbeschaffen, damit der Nachlass vollständig ist?«, fragte sie ungläubig.

Ich lächelte. »Ganz so ist es nicht. Es geht eher um meine verletzte Berufsehre, vielleicht auch um Eitelkeit. Es fuchst mich, dass ich die Unterlagen nicht besser geschützt habe.«

»Aber wie haben Sie die Verbindung zu meinem Vater hergestellt?«, fragte sie. »In seinen Sachen habe ich nämlich umgekehrt nichts über Herrn Schettler gefunden. Außer in dem Brief von Almuth ist sein Name nirgends aufgetaucht.«

»In seinem Navi war die Adresse Ihrer Mutter gespeichert.«

»Und da haben Sie alle Adressen abgeklappert? Wie abgefahren ist das denn?«

»Es gab nur diese eine. Deshalb habe ich angenommen, dass sie irgendwie aus dem Rahmen fallen musste. An alle anderen Orte hat er offensichtlich ohne Navigationshilfe gefunden.«

Sie ließ sich das durch den Kopf gehen und nickte schließlich. »Sie hatten noch eine Frage zum Tod meines Vaters?«

»Hatte die Polizei auch nur den leisesten Zweifel an der Unfalltheorie?«

Sie ließ sich Zeit mit ihrer Antwort. »Mein Vater wurde obduziert, aber ich nehme mal an, das ist Standard bei solchen Unfällen. Jedenfalls sagte mir das jemand. Und nein, ich glaube, da gab es keine Zweifel. Ich wurde zum Trinkverhalten meines Vaters befragt und habe genau das gesagt, was ich auch Ihnen über seine Trauer und den Alkohol erzählt habe.« Sie schluckte. »Ich bin nicht naiv, deshalb ist mir bewusst, dass es auch ein Suizid gewesen sein könnte. Aber ich tue mich schwer damit. Ich weiß, ich müsste es akzeptieren, wenn es seine Entscheidung gewesen wäre. Aber das würde auch bedeuten zu akzeptieren, dass ich ihm nicht wichtig genug war, um am Leben festzuhalten.« Sie presste die Lippen aufeinander und starrte auf die gepinselten Tierfiguren auf den Scheiben. Dann stand sie auf und öffnete beide Fensterflügel. Mit dem Rücken zu mir stand sie da und hob den Kopf Richtung Himmel. Ihr Brustkorb dehnte sich mit jedem tiefen Atemzug. Nach einer Weile drehte sie sich zu mir um. »Immer wenn mich diese Frage umtreibt, sage ich mir, dass er mir ganz sicher einen Abschiedsbrief hinterlassen hätte.« Sie wischte sich mit den Handrücken über die Augen. »Und ich sage mir, dass ich nicht der einzige Mensch bin, der nach einem Todesfall mit Fragen zurückbleibt. Ist es nicht so? Sie müssten doch Expertin darin sein.«

Ich wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als sie fortfuhr. »Es kommt mir ein bisschen wie eine Epidemie vor mit den dreien. Herr Schettler muss doch ähnlich alt gewesen sein wie mein Vater und Almuth, oder?«

»Er war siebenundsechzig, als er starb.«

»Genau wie mein Vater. Almuth war sechsundsechzig.« Sie runzelte die Stirn und schien sich an etwas zu erinnern. »Herr Schettler meinte, für meinen Vater und Almuth sei das vielleicht die Strafe gewesen, er hingegen hätte für seine Schuld längst gebüßt.«

»Haben Sie ihn gefragt, was er damit meinte?«

»Das brauchte ich gar nicht. Er hat ja fast ununterbrochen geredet. Er sagte, zur Strafe sei ihm seine Familie genommen worden, sie sei in den Flammen umgekommen. Aber das hat er sich wahrscheinlich auch nur eingebildet, oder?«

»Das mit der Strafe hat er sich eingebildet, ja, doch der Rest stimmt. Seine Eltern, seine Schwägerin und deren zwei Kinder sind bei einem Feuer ums Leben gekommen. Schettlers Bruder wurde dabei schwer verletzt und hat sich später das Leben genommen.«

Sie sah mich sekundenlang so an, als hoffe sie, ich würde diese Information wieder zurücknehmen. Dann bückte sie sich, nahm den Pizzakarton und faltete ihn zusammen. »Über so etwas kann man verrückt werden«, sagte sie leise.

Ich erhob mich vom Boden. »Eine allerletzte Frage, dann lasse ich Sie in Ruhe weiterstreichen. Hatten Sie bei der Beerdigung Ihres Vaters eigentlich ein Trauerbuch ausliegen?«

Der Pizzakarton war inzwischen zu einer Rolle geformt. »Nein, ich habe nur ein paar Fotos, da eine Nachbarin, die nicht zur Beerdigung kommen konnte, mich darum gebeten hatte. Eine Freundin von mir hat sie gemacht.«

Auf Fotos hatte ich nicht zu hoffen gewagt. »Dürfte ich einen Blick darauf werfen?«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Verstehen Sie, was ich damit sagen will? Unsere zweite Tochter, Kathrin, war das genaue Gegenteil von Sarah, unserer Erstgeborenen. Kathrin hat vom ersten Tag an geschrien und mich zur Verzweiflung getrieben. Und mit Schreien meine ich, dass es über Stunden ging.« (Schweigen) »Ich weiß bis heute nicht, was ihr fehlte. Selbst die Ärzte konnten es mir nicht sagen. Sie haben nur immer wieder gemeint, dass manche Kinder so seien. Und wenn ich mich beruhigen würde, würde sich auch das Kind beruhigen. Aber beruhigen Sie sich mal mit einem jämmerlich schreienden Baby im Arm! Ich habe diesen Gedanken später bitter bereut, aber ich hatte ihn – ich habe Kathrin bereut. Damals. Über Monate hinweg. Ich ging auf dem Zahnfleisch. Und ich hatte in meinem Mann keine Hilfe. Die Kinder seien meine Aufgabe, so sei die Abmachung. Er brauche seine ganze Kraft für seine Arbeit. Da könne er nicht die Nächte hindurch seine Tochter herumtragen. Seine Mutter habe das doch auch geschafft. Dass sie nur ihn zu versorgen hatte, machte für meinen Mann keinen Unterschied. Und dass sie mein Versagen offensichtlich mit Genugtuung erfüllte, wollte oder konnte er nicht sehen.« (Schweigen) »Schließlich habe ich die mir zugewiesene Aufgabe bewältigt. Mit jedem Tag, den Kathrin ruhiger wurde, stabilisierten sich meine Nerven. Alles wurde wieder gut. Das nahm ich zumindest an.«

Vernehmungsbeamter: »War es nicht so?«

Zeugin: »Wenn ich damals Geschichten von hart arbeitenden Männern hörte, die noch die Zeit fanden, ihre Frauen zu betrügen, habe ich das für ein abgeschmacktes Klischee gehalten. Ein Klischee, das auf uns nie zutreffen würde.«

13

Stephanie Drews hatte sich nach einigem Hin und Her dazu bereit erklärt, mir die Fotos per Mail zu schicken. Allerdings hatte sie sich nicht festlegen wollen, wann genau das geschehen würde. Als ich mich von ihr verabschiedete, hatte ich mir mit zwei ihrer Freundinnen die Klinke in die Hand gegeben. Deshalb rechnete ich eigentlich nicht damit, dass Xaver Drews' Tochter mir die Bilder noch am Abend schicken würde. Trotzdem stahl ich mich gegen Morgen aus Simons Bett und kuschelte mich samt Laptop in seinen Ledersessel in der Küche. In Ermangelung von Kakao machte ich mir einen Kaffee und legte die Beine über die Armlehne. Während der Rechner hochfuhr, schaute ich nach draußen in die Dämmerung. Die Baumkronen bewegten sich im Wind. Laut Wetterbericht sollte es ein trüber, regnerischer Sonntag werden. Mir sollte es recht sein, ich hatte ohnehin genug zu tun.

Ein Geräusch ließ mich herumfahren. Als ich sah, dass es Rosa war, atmete ich auf. Simon würde kein Verständnis dafür haben, dass ich am Sonntagmorgen arbeitete. Rosa war das egal, sie stellte ihre Vorderpfoten auf meine Beine und wedelte mit ihrem ganzen Körper.

»Es ist noch viel zu früh für Frühstück«, flüsterte ich und streichelte sie.

Aber die Hündin war anderer Ansicht und gab nicht auf. Schließlich ließ ich mich erweichen und holte ihr aus einer Dose im Küchenschrank ein paar Leckerlis. Dann kehrte ich zurück in den Sessel und startete mein Mailprogramm. Stephanie Drews hatte Wort gehalten. Um kurz vor vier in der Nacht hatte sie die Fotos an mich abgeschickt. Es waren elf. Beim ersten Durchlauf war ich zu ungeduldig und klickte sie schnell hintereinander durch. Aber das war völlig ineffektiv, da zu viele Menschen auf den Fotos zu sehen waren. Also ließ ich mir für jedes einzelne Bild Zeit und betrachtete eingehend die Gesichter. Die einzigen, die ich erkannte, waren die von Jette Mollenhauer, Stephanie Drews und das von Albert Schettler. Die Fotografin hatte den Moment eingefangen, als er in der Mitte seiner Reihe stehend gestikulierte und redete. Ich kannte sein Gesicht bisher nur von den Fotos aus Führerschein und Ausweispapieren. Auf den Bildern, die Stephanie Drews mir geschickt hatte, sah er schmal und verhärmt aus. Und er wirkte gehetzt. Genau so musste er sich gefühlt haben: gehetzt und verfolgt. Franck und Rose-Marie Gieseke suchte

ich vergebens inmitten der Beerdigungsgesellschaft.

Was war als Nächstes zu tun? Peter Siebert! Ich gab seinen Namen in eine Suchmaschine ein und bekam mehr als drei Komma sechs Millionen Einträge. Unter telefonbuch.de waren es dann nur noch einhundertfünfzehn. Rund um Gauting gab es keinen einzigen. Aber all das hieß gar nichts. Er konnte noch keinen Eintrag haben oder sich dagegen entschieden haben. Außerdem wusste ich nicht, in welcher Stadt er vorher gewohnt hatte, ich hatte versäumt, ihn das zu fragen. In Flensburg, wo sein Vater wohnte, gab es zwei Sieberts. Sekundenlang zuckte es mir in den Fingern, diese Nummern zu wählen. Aber was dann? Sollte ich Peter Sieberts Vater etwa fragen, ob sein Sohn eventuell ein Handlanger von Franck Gieseke war? Ich rief mich selbst zur Ordnung, schaltete den Laptop aus und heizte den Backofen vor. Nachdem ich ein Baguette hineingeschoben hatte, gab ich Rosa ein Zeichen, mir nach draußen zu folgen.

Barfuß lief ich über die Holztreppe in den Garten. Während Rosa augenblicklich in den Jagdmodus schaltete und mit der Nase am Boden in den Büschen verschwand, setzte ich mich ins Gras und lehnte mich an den Stamm eines Apfelbaums. Durch das im Wind raschelnde Blätterdach hindurch sah ich graue Wolken über den Himmel fegen. Ich atmete die kühle Luft ein und dachte an meinen Bruder, für den Tag und Nacht die Kerze in der Laterne brannte. Ich konnte sie nicht sehen, da sie hinter der Mauer, die Hof und Garten trennte, verborgen war. Aber ich war mir ihrer Existenz bewusst. Manchmal fragte ich mich, ob es gut war, sie immer weiterbrennen zu lassen. Sie kam mir vor wie ein Mahnmal. Aber wie eines, das keiner von uns wirklich brauchte. Wer von uns hätte Ben vergessen können?

Als meine Gedanken zu dem alten Mann auf dem Friedhof wanderten, der mir Angst eingejagt hatte, nahm ich plötzlich Zigarettenrauch wahr. Erschreckt sah ich mich um und entdeckte meine Mutter auf ihrer Terrasse. In ihren Bademantel gehüllt, lag sie in einem Deckchair und rauchte. Ihr Blick schien ins Leere zu gehen.

Ich stand auf und lief zu ihr hinüber. »Mama?«, fragte ich vorsichtig.

Wie in Trance wandte sie den Kopf in meine Richtung, sah mich nur an und zog an ihrer Zigarette.

Ich holte mir den zweiten Liegestuhl und setzte mich so, dass ich sie anschauen konnte. »Seit wann rauchst du wieder?«

Sie zuckte die Schultern, als erinnere sie sich nicht genau und als sei es ihr auch egal. Dabei hatte sie ein Jahr nach Bens Verschwinden damit aufgehört. Als starke Raucherin war es eine große Leistung für

sie gewesen. Sie hatte es nie zugegeben, aber ich hatte damals vermutet, dass sie versucht hatte, einen Pakt mit Gott zu schließen. Wenn sie es schaffte, mit dem Rauchen aufzuhören, dann sollte er ihr ihren Sohn zurückbringen. Selbst als Gott seinen Teil dieses Pakts nicht eingehalten hatte, hatte sie nicht wieder mit dem Rauchen angefangen.

»Ist etwas passiert?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort bereits ahnte.

Sie stieß den Rauch über sich in die Luft, als handle es sich um einen Pfeil.

»Mama, bitte rede mit mir!«

»Da gibt es nichts zu reden. Dein Vater ist letzte Nacht nicht nach Hause gekommen. Und das war nicht das erste Mal.«

»Vielleicht gibt er irgendwo ein Wochenendseminar.« Abgesehen davon, dass er das noch nie gemacht hatte, hätte er mir ganz sicher vorher Bescheid gegeben.

Und das wusste auch meine Mutter. Sie sah mich an, als zweifle sie an meinem Verstand. »Könntest du dir nicht wenigstens etwas Wahrscheinlicheres ausdenken?«

»Okay, dann sehen wir halt den Tatsachen ins Gesicht. Er ist in der Nacht nicht nach Hause gekommen, hat also irgendwo anders geschlafen. Aber er ist erwachsen.«

»Ich sage dir, was er ist: immer noch mit mir verheiratet!«

Das war absurd. »Mama, ich bitte dich, ihr lebt schon so lange nicht mehr zusammen, da hat er doch wohl das Recht, glücklich zu sein.«

»Und was ist mit mir? Habe ich nicht das gleiche Recht?« »Hast du. Also mach etwas daraus und sitz nicht hier und blase Trübsal.«

»Ich rauche und überlege«, sagte sie in einem Ton, als verstünde ich überhaupt nichts.

»Und in welche Richtung bewegen sich deine Überlegungen?«

In diesem Moment drang ein hoher sirenenartiger Ton an meine Ohren. »Mist!«, rief ich im Aufspringen, »das ist der Rauchmelder in Simons Küche.« Ich sprintete los. »Ich habe das Baguette im Ofen vergessen«, rief ich über die Schulter, während Rosa mich überholte und aufgeregt bellte. Sie hielt das Ganze für den Auftakt zu einem wunderbaren Spiel.

Als ich in Simons qualmende Küche stürmte, hatte er bereits beide Fenster aufgerissen und den Backofen geöffnet. Auf dem Rost sah ich das Brot liegen, das mittlerweile pechschwarz war. Simon hatte einen Kochhandschuh übergestreift und beförderte es in die Spüle, wo es weiter vor sich hin knisterte.

»Tut mir leid«, begrüßte ich Simon, »ich wollte uns Frühstück machen.«

»Und hast es gleich wieder vergessen.« Ihm war anzusehen, wie unsanft der Alarmton ihn geweckt hatte.

»Ich bin mit Rosa raus in den Garten, und dort habe ich meine Mutter entdeckt.« Ich sah ihn zerknirscht an. Am Abend hatte ich ihm versprochen, ausnahmsweise mal nicht mitten in der Nacht sein Bett zu verlassen, sondern gemeinsam mit ihm aufzustehen und zu frühstücken, so wie andere Paare das auch taten. Wenigstens am Sonntag. »Ich hab's vermasselt. Dafür schwinge ich mich jetzt aufs Rad, hole uns Brötchen, und du machst uns derweil einen Kaffee. Was hältst du davon?«

Simon umfing mich mit seinen Armen. »Ich habe einen besseren Vorschlag. Wir gehen einfach noch mal ins Bett, bis die dicke Luft sich hier verzogen hat.«

Ich rieb meine Wange an seiner stacheligen und ließ meine Hände über seinen Rücken gleiten. »Das könnte aber dauern.«

»Das will ich doch hoffen«, murmelte er zwischen zwei Küssen.

Eine der Tatsachen, die ich bei meiner Arbeit gelernt hatte, war, dass ältere Menschen nur selten einem kleinen Plausch abgeneigt waren. Für viele wurde das Leben mit den Jahren so eintönig, dass allein das Klingeln an der Tür schon für Abwechslung sorgte. Und wenn dann noch Fragen über den verstorbenen Nachbarn hinzukamen, hatte das schon manchen Tag gerettet.

Deshalb würde mir die fünfundachtzigjährige Anneliese von Redden, die seit Urzeiten im Erdgeschoss des Hauses in der Orffstraße in Nymphenburg wohnte, vielleicht verraten, ob sich tatsächlich ein Mann nach Xaver Drews erkundigt hatte. Stephanie Drews hatte die alte Dame als aufgeschlossen bis neugierig beschrieben, ausgestattet mit ein wenig Hochmut, der jedoch, wenn es drauf ankam, von ihrem großen Herzen ausgehebelt werde. Selbst wenn sie mir meine Fragen nicht beantworten könne, sei es ganz sicher ein Gewinn, sie kennenzulernen.

Um kurz nach drei an diesem regnerischen Sonntagnachmittag quetschte ich meinen Golf in eine enge Parklücke auf der anderen Straßenseite und rannte hinüber zum Haus. Hoffentlich veranstaltete Anneliese von Redden nicht ausgerechnet jetzt ein Kaffeekränzchen mit Freundinnen oder war zu einem eingeladen und gar nicht zu Hause. Aber ich hatte Glück. Nach einem kurzen Dialog über die Gegensprechanlage betätigte sie den Türöffner.

»Ich habe Ihren Namen nicht richtig verstanden«, begrüßte sie mich auf einen Rollator gestützt. Die grauen Haare standen ihr wirr vom Kopf, und sie hatte ihre Strickjacke schief geknöpft. Ihre wachen Augen straften den etwas wirren äußeren Eindruck jedoch Lügen.

»Kristina Mahlo«, wiederholte ich meinen Namen und benutzte Stephanie Drews als Leumund, indem ich erzählte, dass ich mich am Vorabend lange mit ihr unterhalten hätte. »Haben Sie vielleicht einen Moment Zeit für mich?«

»Zeit habe ich zur Genüge«, antwortete sie. »Und über Besuch freue ich mich immer. Ich habe nur nicht viel da, was ich Ihnen anbieten könnte. Den Kuchen habe ich aufgegeben, und mein Kaffee ist entkoffeiniert.«

»Mir genügt ein Glas Leitungswasser«, beruhigte ich sie und folgte ihr in einen Flur, der eine einzige Bildergalerie war.

Im Schneckentempo schob sie ihren Rollator vor sich her und blieb alle paar Schritte stehen, um auf ein Bild zu zeigen. Nach kürzester Zeit schwirrte mir der Kopf von ihren Erklärungen. »Mein Großvater mütterlicherseits, eine Tante väterlicherseits, patente Person, sage ich Ihnen, und dies hier ist meine Großnichte, auf dem Bild ist sie längst nicht so hübsch wie in natura, ah ja, und das hier …« Wieder blieb sie stehen und betrachtete das Bild eines Mannes um die siebzig. Ihm blitzte der Schalk aus den Augen. »Er ist gut getroffen.« Von der Seite sah ich, dass sie ihm zuzwinkerte, bevor sie sich langsam wieder in Bewegung setzte. »Er war mein Mann«, klärte sie mich über die Schulter hinweg auf und bog nach rechts durch eine offen stehende Tür in eine Bibliothek, die für einen Buchantiquar das reinste Paradies gewesen wäre.

»Siebenundfünfzig Jahre lang waren wir verheiratet, vor zehn Jahren ist er gestorben.«

»Das tut mir sehr leid.«

»Das muss es nicht«, erwiderte sie. »Wir haben viel Zeit miteinander verbracht, da will ich nicht unbescheiden sein. Außerdem hat er von seinem Tod nichts mitbekommen, er ist einfach eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht, so, wie er es sich gewünscht hat. Aber genug davon!« Sie sah sich in der Bibliothek um. »Ich überlege gerade, welcher Raum auf Sie inspirierender wirken könnte – die Bibliothek oder mein Salon.« Sie legte Daumen und Zeigefinger ans Kinn. »Am besten wird es sein, Sie entscheiden selbst. Kommen Sie!«

Dem Salon sah man an, dass er von einer alten Dame eingerichtet worden war. Die Stühle waren mit altrosa Samt bezogen und hatten genauso grazile, geschwungene Beine wie die Tischchen, auf denen

Silberdöschen und Blumen in winzigen Vasen standen. Die zugezogenen Gardinen waren aus Spitze. Auf einer schmalen Anrichte drängten sich Fotos in ovalen Silberrahmen. Mich erinnerte der Raum trotz seiner Höhe an eine Puppenstube, und ich sehnte mich in die Bibliothek zurück.

»Lassen Sie mich raten! Sie würden lieber nebenan sitzen, stimmt's?«

»Gut geraten.«

»Dann gehen Sie schon mal vor, ich hole nur noch schnell Ihr Wasser.«

»Kann ich Ihnen helfen?«

Sie winkte ab. »Ich will so lange wie möglich selbstständig bleiben.«

Ich saß kaum in dem gemütlichen Ledersofa, das bestimmt schon mehreren Generationen als Sitzmöbel gedient hatte, als sie Gläser und eine Wasserkaraffe auf einem Tablett brachte, das sie im Körbchen ihres Rollators beförderte. Auch jetzt durfte ich ihr nicht zur Hand gehen, sie wollte alles allein machen.

Schließlich zog sie sich einen Stuhl heran und erklärte mir, dass sie auf dem Sofa nicht mehr sitzen könne, sie würde daraus nur noch mit Hilfe eines Krans hochkommen. Als sie sich setzte, kniff sie ganz leicht die Augen zusammen, was auf Schmerzen schließen ließ. »Zwischen diesen Büchern redet es sich immer gut. Lesen Sie gerne?«

»Sehr gerne sogar.«

»Und welches Buch lesen Sie gerade?«

»Im Moment fehlt mir leider die Zeit. Zu viel Arbeit.«

Sie betrachtete mich, als nehme sie Maß. »Hoffentlich werden Sie gut dafür bezahlt. Die meisten Menschen, die hinter anderen aufräumen, sind unterbezahlt.«

Ich musste lachen. »Ich mache diese Arbeit gerne. Immerhin hat sie mich heute zu Ihnen geführt.«

Angesichts dieser unverhohlenen Schmeichelei hob sie amüsiert eine Augenbraue. »Na, dann legen Sie mal los. Was möchten Sie von mir wissen?«

»Über ein paar Ecken habe ich gehört, dass sich ein Mann bei Ihnen über Xaver Drews erkundigt haben soll. Vor dessen Tod.«

»Haben Sie denn mit dem Nachlass von Herrn Drews zu tun?«, fragte sie überrascht.

»Nein, mit dem eines Freundes von ihm.«

»Demnach ist dieser Freund auch tot. Wieso ist es denn dann überhaupt noch interessant, wer sich wo über wen erkundigt hat?«

»Es ist wichtig, um herauszufinden, ob dieser Freund von Xaver

Drews glaubwürdig war oder ob er Geschichten erzählt hat.«

»Demnach hat dieser Freund weitergetragen, dass sich jemand bei mir über Herrn Drews erkundigt hat?«

Ich nickte.

»Kommt es Ihnen nicht auch manchmal seltsam vor, womit sich die Menschen ihre Zeit vertreiben?« Ihrem Ton nach zu urteilen, hatte sie *verplempern* sagen wollen.

Als Antwort schenkte ich ihr ein Lächeln. »Stimmt es denn, dass ein Mann bei Ihnen war?«

»Ja, das stimmt.«

»War er ungefähr Ende sechzig, mittelgroß, sehr schlank, sportlich, mit gepflegtem Äußeren und Glatze?«

»Ganz und gar nicht.«

»Wie sah er denn aus?«

»Es war ein sehr netter junger Mann mit ungewöhnlich guten Umgangsformen, er war ungefähr so alt wie Sie, also um die dreißig. Das kommt doch hin bei Ihnen, oder?«

»Gut geschätzt«, sagte ich, »ich werde im nächsten Monat dreiunddreißig. Was wollte dieser nette junge Mann denn nun eigentlich über Herrn Drews wissen?«

Sie fuhr sich mit der Fingerspitze über eine Augenbraue. »Mein Nachbar hatte wohl in Laim eine Wohnung, die neu vermietet werden sollte. Und Sie wissen ja, wie das in München ist: Auf eine Wohnung kommen zig Interessenten, die sich bei den Besichtigungen gegenseitig auf die Füße treten. Ich bin nur froh, dass mir diese Wohnung hier gehört. Aber ich schweife ab«, rief sie sich selbst zur Ordnung. »Dieser junge Mann stand genau vor diesem Problem. Mit ihm haben sich noch über fünfzig andere Leute für die Wohnung interessiert. Deshalb wollte er von mir wissen, wie er sich Herrn Drews gegenüber ein wenig von der Menge abheben könne. Am liebsten hätte ich ihm gesagt ›mit Ihrem guten Benehmen sollten Sie da alle Chancen haben‹, aber das war meinem Nachbarn längst nicht so wichtig wie mir. Insofern wäre es gelogen gewesen, und ich wollte diesem netten Menschen ja helfen. Ich finde, wer sich so einsetzt, hat es verdient, dafür belohnt zu werden. Meinen Sie nicht?«

»Unbedingt! Was haben Sie ihm denn empfohlen?«, fragte ich aus reiner Höflichkeit.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich schon immer den direkten Weg bevorzugt habe und ihm auch genau das anraten würde. Deshalb habe ich ihm nahegelegt, bei Herrn Drews zu klingeln und sich ihm vorzustellen. Er hat sich sehr höflich für meinen Rat bedankt. Er hatte

wirklich ausgesucht gute Umgangsformen, was man von Herrn Drews nicht gerade behaupten kann. Als ich ihn ein paar Tage später im Treppenhaus auf den jungen Mann angesprochen habe, ist er ausfallend geworden. Er hat mir doch allen Ernstes untersagt, noch jemals irgendjemandem über ihn Auskunft zu geben. Als ließe ich mir von ihm den Mund verbieten. Ich habe schließlich kein Geheimnis verraten. Und um solch einen jungen Mann würden sich andere Vermieter reißen. Also, ich hätte ihm sofort meine Wohnung vermietet. Ich sehe gleich, wenn jemand aus einem guten Stall kommt.« Sie interpretierte meinen skeptischen Gesichtsausdruck genau richtig. »Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nicht einmal der beste Stall ist ein Garant dafür, dass nicht auch schwarze Schafe aus ihm hervorgehen, aber die sind doch eindeutig in der Minderzahl. Meinen Sie nicht, Frau Mahlo?«

Das Klingeln ihres Telefons hatte mir nicht nur eine Antwort erspart, sondern unserer Unterhaltung auch ein abruptes Ende gesetzt. Eine ihrer ältesten Freundinnen sei am Apparat und deshalb müsse sie sich jetzt entschuldigen, hatte Frau von Redden mir mit ehrlichem Bedauern zugeflüstert. Wäre es nach ihr gegangen, hätten wir unser Gespräch ausdehnen können. Mich hatte es in eine Sackgasse geführt.

Während sich Simon am Abend darauf konzentrierte, Frikadellen und Bratkartoffeln zu braten, und der Regen gegen die Fensterscheiben prasselte, überschwemmte mich das frustrierende Gefühl, versagt zu haben. Zugegeben: Ich kannte die Geschichte weitestgehend. Es hatte eine Entführung gegeben, es war Lösegeld gezahlt worden, und vierundvierzig Jahre später hatte eine Frau sich vor ihrem Tod von ihren Schuldgefühlen befreien wollen. Einer ihrer Briefe hatte Albert Schettler auf Umwegen in Angst und Schrecken versetzt. Und das so sehr, dass er einen Detektiv beauftragt hatte, sein früheres Opfer auszuspähen. Das Ergebnis hatte er nicht mehr erlebt. Zwei essenzielle Fragen würden allerdings unbeantwortet bleiben: Hatte Franck Gieseke tatsächlich nichts von dem Brief erfahren? Und wer hatte mir Albert Schettlers Unterlagen gestohlen und sie ausgetauscht?

»Probiere bitte mal.« Simon hielt mir eine Gabel mit einer knusprig gebratenen Kartoffelscheibe vor die Nase.

Ich stellte mein Weinglas ab und nahm die Gabel. »Besser geht's nicht«, sagte ich kauend und spürte mit einem Mal meinen Hunger.

»Dann können wir gleich essen.«

Ich trug unsere Weingläser zum Tisch, unter dem Rosa

zusammengerollt auf einer Decke lag. Als Simon das Essen brachte, lief mir beim Duft der Bratkartoffeln das Wasser im Mund zusammen. Wir wollten gerade beginnen, als im Flur mein Handy klingelte. Wer immer es war, konnte eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen. Im Gegensatz zu mir fühlte Simon sich durch das Klingeln jedoch gestört.

»Willst du nicht kurz nachsehen?«, schlug er vor.

Ich schüttelte den Kopf. »Wozu habe ich eine Mailbox?«

Simon stand auf. »Ich sage, dass du unterwegs bist.« Wenig später setzte er sich wieder. »Eine Stephanie Drews war dran«, sagte er, »du möchtest sie so schnell wie möglich zurückrufen, es sei dringend.« Er teilte eine Frikadelle in vier Teile.

»Entschuldige!«, rief ich im Hinauslaufen, griff mir im Flur das Handy, wechselte in die Anrufliste und wählte ihre Nummer. Nach dem zweiten Klingeln ging sie dran. »Kristina Mahlo. Mein Freund sagte mir, Sie hätten dringend um einen Rückruf gebeten?«

»Sie wollten doch wissen, falls sich im Zusammenhang mit meinem Vater oder Almuth noch etwas Ungewöhnliches ergeben sollte.«

»Und?«, fragte ich gespannt.

»Vor einer halben Stunde hat ein Mann bei mir geklingelt und wollte meinen Vater sprechen. Als ich ihm sagte, dass er gestorben ist, hat er gefragt, ob ich ihm ein wenig über Xaver und meine Mutter erzählen könne. Er habe die beiden vor Jahren kennengelernt, sie dann jedoch aus den Augen verloren. Jetzt sei er vor ein paar Wochen im Internet zufällig auf ihre Namen gestoßen und habe sich vorgenommen, die alte Bekanntschaft bei seinem nächsten München-Besuch zu erneuern. Ich habe ihm gesagt, ich hätte keine Zeit, weil ich verabredet sei. Er hat immer wieder insistiert und betont, wie wichtig ihm ein Gespräch sei, und ob ich ihn nicht morgen in der Nähe des Viktualienmarkts auf einen Tee treffen könne. Also habe ich schließlich eingewilligt«, sagte sie außer Atem. Den Hintergrundgeräuschen nach zu urteilen, lief sie ziemlich schnell eine verkehrsreiche Straße entlang. »Ich dachte nur, dass es Sie vielleicht interessieren könnte, dorthin zu gehen. Schließlich sind Sie doch auf der Suche nach dem Mann, der sich bei Frau von Redden nach meinem Vater erkundigt hat. Könnte doch sein, dass es dieser Mann ist. Ich werde jedenfalls auf keinen Fall mit ihm einen Tee trinken. Ganz davon abgesehen, dass ich nie Tee trinke, nicht einmal, wenn ich krank bin.«

Um den Besucher von Frau von Redden konnte es sich nicht handeln, dem war es nur um eine Wohnung gegangen. »Wieso glauben Sie, dass es sich ausgerechnet um diesen Mann handelt?«, hakte ich

zur Sicherheit nach.

»Das war nur so ein Gedanke. Fest steht jedenfalls, dass der Mann nicht wirklich etwas über meinen Vater weiß. Er glaubt, dass mein Vater mit Almuth verheiratet war. Und er hielt Almuth für meine Mutter. Der Mann hat mich belogen.«

»Können Sie ihn mir beschreiben?«

»Er war im Alter meines Vaters, sehr schlank, fast asketisch und hatte eine Glatze.«

14

Normalerweise raste mir die Zeit im Büro davon, an diesem wolkenverhangenen Montagvormittag verging sie jedoch so zäh wie schon lange nicht mehr. Dabei hatte ich mehr als genug zu tun, da Funda mit Leila einen Vorsorgetermin beim Arzt hatte. Ich erledigte jede Menge Anrufe bei Banken und Versicherungen, beantwortete die dringendste Korrespondenz und machte mich für eineinhalb Stunden an die Erbensuche in einem Fall, den ich nun schon seit drei Wochen auf dem Tisch hatte. Schließlich gab ich die Renovierung einer Mietwohnung in Auftrag, deren Besitzerin vor zwei Monaten gestorben war. Der Vermieter wollte die Wohnung so schnell wie möglich wieder neu vermieten.

Und dann war es endlich Viertel nach zwei, und ich holte Henrike in ihrem Trödelladen ab. Ich hatte ihr erzählt, dass sich Franck Gieseke mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in München aufhielt und um fünfzehn Uhr Stephanie Drews zum *Afternoon Tea* im Victorian House am Viktualienmarkt erwartete.

Wir ließen meine alte Gurke an der S-Bahn-Station Obermenzing stehen und fuhren mit der S2 bis zum Isartor. Unterwegs erzählte Henrike von ihrem Traumwochenende mit Arne. Sie seien zusammen nach Hamburg geflogen, da er sich dort ein Auto ansehen wollte, und sie hätten es sich richtig gut gehen lassen. Wenn sie nicht aufpasse, würde sie noch zu einem dieser Luxuswesen, denen gegenüber sie ganz grundsätzliche Vorbehalte hege.

An der Tür zum Victorian House blieb sie abrupt stehen, sodass ich fast in sie hineingelaufen wäre, drehte sich zu mir um und betonte, dass sie mich aus reiner Freundschaft zu diesem Treffen begleitete, davon abgesehen aber kaum einen Sinn darin sehe.

»Es reicht, wenn ich das tue«, sagte ich sehr bestimmt, drängelte mich an ihr vorbei und stieß mit Schwung die Tür zum Reich der Anglophilen auf.

Es kam mir tatsächlich so vor, als würde ich ein altehrwürdiges englisches Landhaus mit ruhiger, stilvoller Atmosphäre betreten. Goldgerahmte Spiegel und Portraits in Öl, karierte Stuhlpolster, auf dem Kaminsims Porzellanbüsten.

Wir waren fünf Minuten zu früh, aber Franck und Rose-Marie Gieseke saßen bereits an einem Tisch in Fensternähe. Sie waren so vertieft in die Speisekarte, dass sie nicht bemerkten, als wir uns an

den Nebentisch setzten, den nur wenige Zentimeter von ihrem trennten.

»Guten Tag!«, sagte ich und blickte Franck Gieseke an, der mir schräg gegenüber saß.

Er und seine Frau sahen fast gleichzeitig zu mir auf. Beide brauchten einen Moment, um mit der für sie überraschenden Situation zurechtzukommen.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte Rose-Marie Gieseke.

»Stephanie Drews hat mich gebeten, mich an ihrer Stelle mit Ihnen zu treffen«, antwortete ich.

Franck Gieseke verschränkte die Arme vor der Brust. »Können Sie mir das erklären?« Aus seinem Mund hätte es leicht wie ein Befehl klingen können, aber es war tatsächlich eine Frage.

»Es hat ihr nicht gefallen, dass Sie sie belogen haben. Almuth Drews-Winter war nicht Stephanie Drews' Mutter, sie war die Cousine ihres Vaters.«

Sollte Franck Gieseke für den Diebstahl von Schettlers Unterlagen verantwortlich sein, würde er daraus lediglich die Namen der beiden Männer erfahren haben. In welchem Verhältnis Xaver Drews zu Almuth Drews-Winter gestanden hatte, würde daraus nur dann hervorgegangen sein, wenn Schettler es explizit erwähnt hatte. Einmal mehr bereute ich, den Text nicht gleich in der Bank gelesen zu haben.

Der Kellner brachte uns die Karten und nahm die Bestellung der Giesekes auf. Beide hatten sich für Scones mit Erdbeermarmelade und Cornish Clotted Cream entschieden und bestellten sich Darjeeling dazu. Was das Essen anging, schlossen wir uns ihnen an, bei den Getränken wählten wir für mich einen Cappuccino und für Henrike Pai Mu Tan Tee, den sie heimlich unter dem Tisch gegen ihren eigenen austauschen würde.

Einen Moment lang musterte ich Franck Gieseke. »Ich nehme an, dass Sie inzwischen Almuth Drews-Winters Brief gelesen haben. Das erklärt allerdings nicht, wie Sie zu Stephanie Drews gefunden haben.«

Er fuhr sich über seine Glatze und versuchte, seinen Unmut im Zaum zu halten. Dann sah er zu seiner Frau.

»Ich habe noch lange über das nachgedacht, was Sie mir auf Korsika sagten«, begann Rose-Marie Gieseke mit ihrem weichen französischen Akzent zu sprechen. »Dass ich meinem Mann vielleicht die Chance nehme, zumindest dieser Frau ein Gesicht zu geben. Ich hatte Sorge, es irgendwann zu bereuen, einzusehen, dass es falsch war.« Mit einem sehr innigen Lächeln gab sie den Ball an ihn zurück.

Er streichelte kurz ihre Hand. »Ich bin froh, dass meine Frau so

entschieden hat, obwohl es mir nicht leichtgefallen ist, diese Zeilen zu lesen.« Er sah zur Seite, um sich zu vergewissern, dass ihm außer uns niemand zuhören konnte. »Ich stehe diesem Brief sehr zwiespältig gegenüber. Einerseits scheint er von einer Person geschrieben worden zu sein, der es nur um ihr eigenes Wohl ging. Das hätte mich allerdings gar nicht so sehr überraschen dürfen. Wer einen anderen Menschen entführt, ihm das antut, was die drei mir angetan haben, der denkt ganz sicher nicht an das Wohl seines Opfers. Dennoch hätte ich mir ein paar Worte ehrlichen Bedauerns gewünscht, eine Anerkennung meines Leids. Aber ihr ging es nur um Absolution.« Er schluckte hart und befeuchtete seine Lippen. »Die sie von mir selbstverständlich nicht bekommt. Wer eine Entführung unter diesen Bedingungen als Jugendsünde abzutun versucht, hat es nicht verdient, dass man ihm verzeiht.«

Der Kellner brachte die Scones und verteilte nach und nach die heißen Getränke auf den beiden Tischen, die wir kurzerhand aneinanderrückten.

Franck Gieseke wartete, bis er außer Hörweite war. »Es gibt für mich jedoch noch diesen anderen Aspekt, den meine Frau bereits angesprochen hat. Nämlich die Chance, meinen Entführern nach all der Zeit ein Gesicht zu geben. Meine Augen waren während der gesamten Zeit meiner Entführung blickdicht verbunden. Meine Welt war schwarz. Und sie war beängstigend still, sie haben mir meine Ohren zugestopft. Damit ich sie auch nicht anhand ihres Geruchs hätte identifizieren können, waren sie über alle Maßen parfümiert. Es war Chanel N°5, wie ich später herausgefunden habe. Der Geruch hing die ganze Zeit in dem Raum, in dem ich gefangen gehalten wurde. Wenn ich ihn heute rieche, wird mir übel.«

»Wussten Sie damals, um wie viele Täter es sich handelte?«, fragte Henrike.

»Nein. Ich hatte angenommen, es seien zwei, weil ich mir einfach nicht vorstellen konnte, wie ein Einzelner meine Entführung bewerkstelligt haben sollte. Ich wäre aber auch nie und nimmer auf die Idee gekommen, dass eine Frau dabei war. Wie auch? Es hat ja niemand mit mir geredet.«

»Wie haben die Leute mit Ihnen kommuniziert?« Henrike nippte an ihrem Tee und sah Franck Gieseke über ihre Tasse hinweg mit unbewegter Miene an.

»Kommuniziert?«, fragte er entgeistert. »Alle paar Stunden kam jemand, hob meinen Kopf und setzte einen Flaschenhals an meine Lippen. Dann durfte ich Wasser trinken. Für Essen wurde genauso

wenig gesorgt wie für regelmäßige Toilettenbesuche.« Wieder fuhr er sich über seine Glatze. »Es ist jetzt vierundvierzig Jahre her, und dunkle Räume machen mir immer noch panische Angst. Andere Menschen löschen das Licht, bevor sie schlafen gehen, ich schalte es ein.« Mit der Gabel zerteilte er die Scones und schichtete Erdbeermarmelade und Sahne darauf. Er nahm jedoch keinen Bissen. »Das Verbrechen, das diese drei begangen haben, ist schon lange verjährt. Sie hätten nicht einmal mehr eine Strafe zu befürchten. Sie sind damit durch. Und das empfinde ich als ein zum Himmel schreiendes Unrecht.« Der Blick, den er seiner Frau zuwarf, war voller Schmerz.

»Das kann ich gut verstehen«, sagte ich. »Und ich könnte es auch verstehen, wenn Sie auf die Idee kämen, dieses Unrecht geradezurücken.« Es war ein Schuss ins Blaue, und ich war gespannt, wie er darauf reagieren würde.

Henrike verdrehte die Augen und machte ein Gesicht, als hätte ich Franck Gieseke gerade zur Selbstjustiz herausgefordert.

»Sie denken an Rache«, entgegnete er leise. »Darüber habe ich mir auch eine Zeit lang Gedanken gemacht. Bis mich meine Rachephantasien entsetzt haben. Es waren die reinsten Massaker, die ich in meinem Kopf veranstaltet habe. Davon bin ich zum Glück kuriert. Es hat mich noch nicht einmal mit Befriedigung erfüllt, dass diese Person an Krebs gestorben ist. Ich werfe ihr allerdings vor, dass sie mir nicht die Gelegenheit gegeben hat, mit ihr zu reden. Dass ich nichts über ihre Mittäter erfahren konnte.«

»Aus diesem Grund haben wir Stephanie Drews besucht«, meldete Rose-Marie Gieseke sich zu Wort. »Wobei wir eigentlich angenommen hatten, unter dieser Adresse auf Almuth Drews-Winters Mann zu stoßen. Wir dachten, die beiden seien verheiratet gewesen. Sie hatten gemeinsam eine Steuerkanzlei, das haben wir im Internet herausgefunden.«

»Ich hatte gehofft, dieser Mann, Xaver Drews, würde mir etwas über ihr Umfeld verraten«, sagte Franck Gieseke. »Dem Wunsch, ein für alle Mal damit abzuschließen, habe ich alles andere untergeordnet. Ich wollte nur noch hierher und all meine Fragen loswerden. Meine Frau und ich sind erst in München wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen und damit auch auf dem Boden der Realität gelandet. Inzwischen ist uns klar, wie gering die Chancen waren, heute noch etwas über die Entführer zu erfahren.«

»Und dennoch haben Sie an Drews' Tür geklingelt«, beharrte Henrike und schien ihn mit ihrem Blick zu durchleuchten.

»Das habe ich zu verantworten«, kam ihm seine Frau zu Hilfe. »Eine Chance ist eine Chance – egal, wie klein sie ist. Wir sind extra hierhergeflogen, und ich wollte, dass wir wenigstens versuchen, etwas mehr zu erfahren.«

»Aber wie hatten Sie sich das vorgestellt? Wollten Sie Xaver Drews den Brief seiner Cousine, die Sie für seine Frau hielten, unter die Nase halten und sehen, wie er darauf reagiert?«

»So genau hatten wir uns das gar nicht überlegt«, gab Franck Gieseke offen zu. »Wir wollten es situationsabhängig entscheiden.«

»Aha.« Henrike suchte mit ihrem Teelöffel die letzten Krümel der Scones auf ihrem Teller zusammen.

»Für die Tochter von Xaver Drews wäre der Brief eine böse Überraschung«, sagte ich.

»Inwiefern?«, fragte Rose-Marie Gieseke. »Almuth Drews-Winter war schließlich nicht die Mutter der jungen Frau.«

»Wir sind uns ziemlich sicher, dass ihr Vater einer der drei Entführer war.«

Beide Giesekes sahen mich betroffen an. »Wissen Sie auch, wer der dritte war?«, fragte schließlich Franck Gieseke.

»Ja. Er hieß Albert Schettler. Sie erinnern sich sicher an seinen Namen. Er ist derjenige, der den Detektiv damit beauftragt hat, Sie zu überwachen.« Ich beobachtete sehr genau, wie er diese Information aufnahm.

Ließ sich das, was da gerade in ihm vorging, spielen? Ich konnte es mir kaum vorstellen. Sein Gesicht verdüsterte sich, die Augen waren schreckgeweitet, und er schien erst ganz allmählich das gesamte Ausmaß dessen zu erfassen, was ich ihm da gerade verraten hatte. Seine Frau drückte seine Hand so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten.

»Dieses Schwein«, stammelte er. »Hat ihm die Entführung nicht gereicht?« Er stützte den Kopf in die Hände und verbarg seine Augen.

Rose-Marie Gieseke beugte sich vor und strich ihm über den Unterarm, während sie beruhigend auf ihn einsprach. Dann sah sie zu mir. »Warum hat er das getan?«

»Er hat sich von Ihrem Mann bedroht gefühlt.«

»Er hat was?« Franck Gieseke gab ein Stöhnen von sich.

»Albert Schettler war schon lange psychisch krank, er hat unter Verfolgungswahn gelitten. Das Ganze ist etwas verzwickt, aber ich versuche mal, es auf den Punkt zu bringen. Almuth Drews-Winter hat nicht nur an Sie geschrieben, sie hat auch ihren Cousin über dieses Schreiben informiert. Vermutlich in der Hoffnung, dass er sich

ebenfalls zu solch einem Bekenntnis würde durchringen können. Albert Schettler, den dritten im damaligen Bunde, hat sie nicht informiert. Das hat wiederum Xaver Drews übernommen. Die Tatsache, dass Cousin und Cousine relativ kurz hintereinander verstorben sind, hat Albert Schettler in Angst und Schrecken versetzt. Er ist vermutlich davon ausgegangen, dass Sie, Herr Gieseke, hinter diesen Todesfällen stecken und es auch noch auf ihn, den dritten Entführer, abgesehen hatten. Ich bin mir sicher, dass er Ihnen deshalb den Detektiv hinterhergeschickt hat. Er wollte Sie im Auge behalten. Dass das keine Dauerlösung sein konnte, darüber wird er sich in seinem Zustand keine Gedanken gemacht haben. Zu Beginn Ihrer Beobachtungsphase hat er ständig in der Detektei angerufen, um sich zu erkundigen, wo Sie sich gerade aufhalten. Ja, und dann ist er kurz darauf gestorben. Das Dossier über Sie hat er nie zu Gesicht bekommen.«

»Ich möchte, dass Sie es vernichten. Können Sie mir das versprechen?«

Ich würde es ganz sicher vernichten, jedoch erst, wenn der Fall abgeschlossen war. »Ja, das kann ich.«

»Demnach sind meine Entführer inzwischen alle tot«, sagte er. »Jetzt gibt es niemanden mehr, dem ich meine Fragen stellen kann.« Er holte tief Luft, als müsse er etwas in Angriff nehmen, das ihn Überwindung kostete. »Können Sie mir etwas über diese beiden Männer erzählen?«

Während ich berichtete, was ich wusste, sah er auf seine Hände und hob nicht ein einziges Mal den Blick. Seine Frau wirkte angespannt, was in Anbetracht der Situation kein Wunder war. Sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl herum. Beide hörten sich meinen Bericht bis zum Ende an, ohne mich zu unterbrechen. Als ich geendet hatte, versanken sie in einem stummen Zwiegespräch.

»Alle drei waren ungefähr in meinem Alter«, resümierte Franck Gieseke schließlich. Er schien sich jedes Wort einprägen zu wollen. »Sie haben an meiner Uni studiert, vermutlich sind wir uns vor und nach der Entführung immer mal wieder über den Weg gelaufen. Sie haben einfach so weitergemacht und getan, als sei nichts passiert.« Er hielt sich seine zur Faust geballte Hand vor den Mund und sprang auf. »Entschuldigen Sie mich!«

»Das ist sehr schwer für ihn«, sprach Rose-Marie Gieseke aus, was nur allzu offensichtlich war, als ihr Mann Richtung Toilette verschwand.

Henrike goss sich Tee nach. »Auf lange Sicht werden die Informationen ihm helfen. Sie bringen Licht in sein Dunkel.«

»Ich werde mal nach ihm sehen.« Rose-Marie Gieseke wollte gerade aufstehen, als ihr Mann zum Tisch zurückkehrte.

Er rief den Kellner und bezahlte für uns alle, bevor wir protestieren konnten. »Ich möchte jetzt ins Hotel zurück«, sagte er in einem gequälten Ton. »Vielleicht könnten Sie mir später einmal mit Fotos aushelfen, falls ich im Internet nicht fündig werden sollte. Vorerst muss ich das aber alles verdauen.« Sekundenlang stützte er sich am Tisch ab, bis seine Frau neben ihn trat und sich bei ihm einhakte.

Ich reichte ihm meine Karte. »Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Sie trotz alledem noch ein paar gute Tage in München haben werden.«

Beide nickten uns zu und gingen langsam Richtung Ausgang.

Henrike atmete hörbar auf. »Das war es dann wohl endgültig mit dem Fall Schettler.«

Im Büro erwartete mich eine strahlende Funda. Leilas Vorsorgeergebnisse seien eins a, worüber sie sich unbändig freue, auch wenn sie keine Sekunde daran gezweifelt habe. Und bevor ich überhaupt fragen konnte, was sie am Nachmittag im Büro wolle, erklärte sie mir mit ihrer Zimmerbrunnenstimme, dass sie die Zeit, die sie am Morgen gefehlt habe, kompensieren wolle. Fundas Vorgängerin wäre nie auf die Idee gekommen, auch nur zehn Minuten nachzuholen.

»Der AB ist abgearbeitet, sämtliche Ordner für den Moosleitner-Fall sind angelegt, sieben Briefe habe ich geschrieben und alle Kontoauszugshefte im Schettler-Fall geprüft«, zählte sie mir stolz auf und wippte auf ihrem Bürostuhl.

»Gibt es bei den Kontoauszügen irgendwelche Unregelmäßigkeiten oder etwas Auffälliges?«

»Nichts. Alles ganz normal, Strom, Telefon, GEZ, das Übliche halt. Höchstens, dass er nie mit Karte bezahlt hat, aber das wussten wir ja bereits. Ich bin aber auf etwas anderes gestoßen.« Funda ließ ein paar Sekunden verstreichen, bis sie sich sicher sein konnte, meine volle Aufmerksamkeit zu haben. »Dieser Peter Siebert hat uns doch erzählt, dass er bei einer Agentur in München als Grafikdesigner angefangen hat.«

»Ja, und?«

»Erinnerst du dich noch an den Namen dieser Agentur?«

Ich überlegte einen Moment. »Kunze & Partner.«

»Die gibt es nicht«, sagte sie in einem Ton, als habe sie das schon lange vermutet. »Und ich kann dir versichern, ich habe ausgiebig recherchiert.«

»Aber du weißt doch gar nicht, wie sich Kunze genau schreibt, ob mit oder ohne t, und ob es Zusätze wie Werbeagentur oder Kommunikationsagentur gibt.«

Funda klimperte vielsagend mit ihren Wimpern.

»Okay, heraus damit!«

»Ich habe mir alle in und um München existierenden Versionen herausgesucht, sie durchtelefoniert und nach Peter Siebert gefragt. Ganz einfach. Und was glaubst du? Fehlanzeige. Niemand kennt ihn.«

Diese Information musste ich erst einmal sacken lassen. Ich ging zum Fenster, kippte es und sah in den grauen Himmel. »Wieso hast du das überhaupt gemacht?«, fragte ich über die Schulter hinweg. »Ich meine, was an dem Mann hat dein Misstrauen geschürt?«

»Dass er so gar nicht in eine Werbeagentur zu passen scheint. Ich habe inzwischen einige Kollegen von Joachim kennengelernt, das sind völlig andere Typen. Peter Siebert hat ja ein bisschen was von einer Schlaftablette, und er wirkt ungepflegt. Außerdem ist sein Vater nicht in Schettlers Adressbuch zu finden. Und dass darin nur falsche Adressen und Telefonnummern zur Tarnung stünden, wie er behauptet hat, stimmt ja nicht.«

»Was schließt du daraus?« Ich drehte mich zu ihr um.

»Was wohl? Dass er uns belogen hat natürlich. Was schließt denn du daraus?« Funda betrachtete mich, als hätte mein Gehirn über Nacht besorgniserregende Einbußen erlitten.

»Es kann alle möglichen Gründe dafür geben, dass Schettler den Namen seines Freundes nicht in das Adressbuch aufgenommen hat. Bis hin zu dem, dass Sieberts Vater gar nicht mit Schettler befreundet war. Vielleicht waren sie nur lose miteinander bekannt, immerhin definieren Menschen Freundschaft auf sehr unterschiedliche Weise.«

»Vielleicht kannten sie sich aber auch gar nicht«, wandte sie ein. »Aber lass mal das Adressbuch für einen Moment beiseite und betrachte nur die Tatsache, dass es diese Werbeagentur nicht gibt, er demnach dort auch nicht arbeiten kann. Ich habe in der letzten Zeit viel über diesen Enkeltrick gelesen, mit dem Kriminelle alte Leute um ihre Ersparnisse bringen. Könnte doch sein, dass er so einer ist.«

»Die Enkeltrickbetrüger suchen sich viel ältere Menschen aus. Schettler war erst siebenundsechzig. Und die Täter nisten sich nicht bei ihren Opfern ein.«

»Vielleicht ist das so eine Art Weiterentwicklung der Methode.« Funda gab nicht so schnell auf. Das war einer der vielen Charakterzüge, die ich so sehr an ihr mochte. »Ich habe die Kontoauszüge ja ganz genau geprüft, da sind keine größeren

Geldmengen abgehoben worden, nur zweiwöchentlich ein bestimmter Betrag, den Schettler zum Leben brauchte. Aber viele ältere Menschen heben zu Hause hohe Bargeldbeträge auf. Ob Albert Schettler zu ihnen gehörte, können wir nicht wissen. Sollte es aber so gewesen sein, könnte Peter Siebert sich dieses Geld unter den Nagel gerissen haben. Wir haben in der Villa schließlich keines gefunden.«

»Wenn es so wäre, hätte er mir nie und nimmer seine Handynummer gegeben. Und bevor du argwöhnst, dass sie nicht stimmt, ich habe ihn erst vergangenen Donnerstag wieder über diese Nummer erreicht. Außerdem hattest du ihn selbst noch vor einer Woche am Telefon, als ich auf Korsika war.«

»Was wollte er denn da überhaupt von dir?«

»Er hat aus Versehen einen Pulli von Schettler eingepackt und wollte wissen, was er damit machen soll. Jemand, der Dreck am Stecken hat, würde doch viel eher versuchen, auf Nimmerwiedersehen unterzutauchen.«

Funda zuckte die Schultern und gab sich Mühe, mich ihre Enttäuschung nicht spüren zu lassen. »Dann war die Arbeit eben umsonst. Was soll's.« Sie nahm Schwung und drehte sich mit dem Stuhl zu ihrem Schreibtisch. Ihr Rücken war sehr beredt.

»Deine Arbeit war ganz bestimmt nicht umsonst, Funda! Denn wenn er in keiner dieser Agenturen arbeitet, hat er uns, was das angeht, in jedem Fall belogen.« Ich holte das Telefon und wählte Peter Sieberts Nummer, wobei ich es hauptsächlich tat, um Funda gerecht zu werden. »Gleich werden wir es wissen«, flüsterte ich, schaltete den Lautsprecher ein und lauschte auf das Freizeichen.

Ich rechnete schon mit der Mailbox, als Schettlers ehemaliger Mitbewohner sich meldete. Wie beim letzten Mal klang seine Stimme leise.

»Kristina Mahlo. Darf ich Sie kurz stören, Herr Siebert, oder sind Sie noch im Büro?«

»Ich bin gerade bei einem Kollegen«, antwortete er zögerlich. »Worum geht es denn?«

»Es geht um die Agentur, für die Sie arbeiten, oder besser gesagt, um den Namen, den Sie uns genannt haben. Das war doch Kunze & Partner, oder?«

»Ja, und?«

»Wir müssen bei unserer Arbeit ja sehr genau sein und dürfen uns keine Fehler erlauben. Deshalb müssen wir alles doppelt und dreifach gegenchecken«, erklärte ich ihm.

»Was heißt denn hier gegenchecken? Überprüfen Sie mich etwa?«

Funda nickte überdeutlich und zwinkerte mir verschwörerisch zu.

»Das müssen wir«, antwortete ich, »immerhin haben Sie eine Weile in dem Haus von Herrn Schettler gewohnt. Ich muss über alles Rechenschaft ablegen.«

»Wegen des Verbrauchs von Strom und Wasser? Das kann nicht viel sein. Dafür habe ich den Rasen gemäht und das Haus in Schuss gehalten. Das müsste sich locker gegeneinander aufrechnen lassen.« Seine Stimme war mit jedem Wort eine Nuance lauter geworden.

»Es geht darum, dass Sie uns dem Anschein nach belogen haben, was Ihre Agentur betrifft.«

»Ich habe in Alberts Haus nichts mitgehen lassen, falls es Ihnen darum geht«, beteuerte er. »Der Pullover war ein Versehen, und deswegen habe ich Sie sogar angerufen. Und was hätte ich denn überhaupt stehlen sollen? Etwa seine Notizen darüber, welchen Nachbarn er wann ausspioniert hat? Ich habe nicht einmal eine seiner Zigaretten geschnorrt.«

»Können Sie mir Ihre Lüge mit der Agentur erklären?«

Einen Moment war es still in der Leitung. »Ja, das kann ich«, schnaubte er dann. »Sie haben mich in Alberts Haus regelrecht überfallen, für mich fühlte es sich an, als würden Sie mir die Pistole auf die Brust setzen und eine Frage nach der anderen abfeuern. Versetzen Sie sich doch bitte mal in meine Lage: Ich bin nach München gekommen, um hier neu anzufangen. Als Erstes habe ich versucht, eine Wohnung zu finden. Und da habe ich mich ständig nur auf dem Prüfstand befunden. Die Vermieter können es sich hier leisten, alle möglichen privaten Details abzufragen. Das ist entwürdigend. Und dann kamen auch noch Sie mit Ihren inquisitorischen Fragen, als sei ich ein Verbrecher. Da habe ich mir eben das mit Kunze & Partner ausgedacht.«

»Warum?«

»Das habe ich doch gerade eben zu erklären versucht.«

»Aber was ist an der Wahrheit so schlimm?«

Wieder war es still, nur sein Atmen war zu hören. Funda schob die Unterlippe vor und nickte in einer Weise, als wolle sie sagen, sie habe es ja schon immer gewusst. Sie sah dabei so komisch aus, dass ich mir ein Lachen verkneifen musste.

Er räusperte sich, als müsse er Anlauf zu einer längeren Erklärung nehmen. »Die Wahrheit ist«, gestand er so leise, dass wir beide die Ohren spitzen mussten, »also die Wahrheit ist, dass ich mich erst vor Kurzem als Grafikdesigner selbstständig gemacht habe. Ich habe noch nicht viel vorzuweisen, genau genommen, gar nichts. Aber meine

Ersparnisse werden mich noch eine Weile über Wasser halten. Dort, in Alberts Haus«, sagte er in einem fast weinerlichen Ton, »haben Sie mir das Gefühl gegeben, ein Schmarotzer zu sein. Ich konnte schon keine Wohnung vorweisen, ohne festen Job wäre ich doch bei Ihnen direkt in einer Schublade gelandet.«

Funda schob mir einen Zettel zu, auf dem sie eine Frage notiert hatte. Ich nickte. »Wie eng waren Ihr Vater und Albert Schettler eigentlich befreundet?«

Er schnaubte, als habe er allmählich genug von mir. »Gehen Sie an jede Ihrer Nachlasssachen auf diese Weise heran, oder ist es etwas Persönliches?« Seine Stimme hatte einen aggressiven Unterton angenommen.

»Bevor ich einen Fall abschließe, müssen alle Fragen schlüssig beantwortet sein. Und in Albert Schettlers Fall ist mir nicht klar, wieso er Ihren Vater nicht in sein Adressbuch aufgenommen hat, wenn die beiden so gut und so lange befreundet waren, wie Sie behauptet haben.«

»Das habe ich Ihnen bereits erklärt«, entgegnete er ungehalten.

»Wir haben Ihre Erklärung überprüft und dabei herausgefunden, dass es sich bei den Kontakten in dem Adressbuch um echte handelt.«

»Das habe ich wirklich nicht nötig«, schimpfte er und unterbrach die Verbindung.

Funda klatschte vor Freude in die Hände. »Ich habe doch gewusst, dass er Dreck am Stecken hat!«

»Na ja«, versuchte ich ihren Überschwang zu relativieren, »das, was er gesagt hat, ist ja nachvollziehbar.«

»Er hat gelogen«, beharrte Funda.

»Den Grund dafür kann ich aber verstehen. Unsere Begegnung in Schettlers Haus war für ihn bestimmt alles andere als angenehm. Das hast du selbst gesagt.«

»Die Sache mit seinem Vater hat er allerdings nicht aufgeklärt! Schließlich hätte er einfach nur zu sagen brauchen, dass Schettler ihm erklärt habe, dass die Adressen alle falsch wären. Nichts einfacher als das. Stattdessen legt er auf.«

Das Telefon klingelte. Im Display erkannte ich Peter Sieberts Nummer. »Offensichtlich hat er es sich anders überlegt«, sagte ich und drückte auf den grünen Hörer. »Herr Siebert?«

»Tut mir leid«, sagte er zerknirscht, »eben sind wohl die Pferde mit mir durchgegangen. Es ist alles ein bisschen viel im Moment. Ich will es kurz machen.« Wieder räusperte er sich. »Was meinen Vater und Albert betrifft, habe ich auch nicht ganz die Wahrheit gesagt. Das ist

mir sehr unangenehm, das können Sie mir glauben. Aber vielleicht können Sie mich verstehen.«

Funda kippte ihren Kopf von einer Seite zur anderen und zog eine theatralische Grimasse. Ich wedelte mit der Hand, damit sie damit aufhörte.

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, wie schwierig es war, als ich nach München kam«, fuhr er fort. »Ich kannte hier niemanden, bei dem ich vorübergehend hätte unterkommen können. Und ein Hotel wäre viel zu teuer gewesen. Meine Mutter hat sich dann umgehört, ob vielleicht eine ihrer Freundinnen jemanden kennt, der in München wohnt und mich aufnehmen könnte. Und tatsächlich hat eine Bekannte aus ihrem Lesekreis Albert Schettler als einen früheren Kollegen genannt und sich erboten, den Kontakt herzustellen.«

»Und darauf hat Herr Schettler sich eingelassen? Ein Mann mit einem so ausgeprägten Wahn?« Jemand, der so zurückgezogen lebte, sollte ganz plötzlich einen völlig Fremden in sein Haus lassen? Das konnte ich mir kaum vorstellen.

»Sie hat ihn gar nicht erreicht, er ist nie ans Telefon gegangen. Ich habe dann einfach mein Glück versucht und bei ihm geklingelt.«

Ich glaubte ihm kein Wort. Das hätte mit Albert Schettler nicht funktioniert. »Herr Siebert, ich bitte Sie!« Inzwischen war ich es leid mit ihm und begann selbst damit, Grimassen zu schneiden.

»Ja, mein Gott, manche Leute lassen sich noch ganz andere Dinge einfallen, um an ein Dach über dem Kopf zu kommen. Sie tun gerade so, als hätte ich ein Kapitalverbrechen begangen. Dabei habe ich mich nur den Marktbedingungen angepasst.«

»Was genau haben Sie denn getan?«

Funda schob sich auf ihrem Stuhl näher an mich heran, um besser hören zu können.

»Ich habe mir gesagt, dass viele ältere Menschen mit der Zeit vergesslich werden. Und das habe ich ausgenutzt. Zugegeben, das ist nicht gerade die feine englische Art, aber schließlich muss jeder sehen, wie er zurechtkommt«, sagte er in einem Tonfall, als dulde er keinen Widerspruch. »Ich habe ihm Grüße von Hanno, meinem Vater ausgerichtet. Er erinnere sich doch wohl noch an Hanno, der mit ihm zusammen die Grundschule besucht habe.«

Das war nicht einfach nur eine Abweichung von der feinen englischen Art. Einen Menschen, der ohnehin schon durcheinander war, noch weiter zu verwirren, war schlichtweg gemein. Schettler war demnach nicht um Geld betrogen worden, sondern um ein Dach über dem Kopf und letztlich um seine Erinnerungsleistung. Aber war das

möglich? Es schien überhaupt nicht zu Schettler zu passen. Jemand, der die Fenster bis unters Dach vergitterte, sollte einen Fremden einfach so ins Haus gelassen haben? »Herr Schettler hat, das haben Sie selbst gesagt, niemanden ins Haus gelassen. Er fühlte sich von den meisten Menschen verfolgt und bedroht. Und dann soll er Ihnen das einfach so abgenommen haben? Dazu noch zu einer Zeit, da er sich ganz besonders bedroht fühlte? Ich kann mir das beim besten Willen nicht vorstellen, Herr Siebert.«

»Mir kam das im Nachhinein auch seltsam vor, aber es war so, das schwöre ich. Vielleicht haben ihm irgendwelche Stimmen eingeflüstert, dass er vor mir keine Angst zu haben braucht, was weiß ich.«

»Herr Schettler war nicht schizophren, er hatte eine wahnhafte Störung, besser bekannt als Paranoia. Menschen mit dieser Erkrankung hören keine Stimmen, die nicht existieren.«

»Frau Mahlo«, stieß er meinen Namen genervt aus, »es war so, wie ich es Ihnen beschrieben habe. Vielleicht hat er auch angenommen, ich könne ihm nützlich sein und ihn beschützen. Was ist denn nur Ihr Problem? Gut, ich habe dort eine Weile unter Vortäuschung falscher Tatsachen gewohnt, aber ich habe mich dafür revanchiert. Ich bin nicht dieser Schmarotzer, als den Sie mich hier gerade abstempeln wollen.«

»Was hätten Sie gemacht, wenn Herr Schettler versucht hätte, Ihren Vater Hanno zu erreichen?«

»Dann hätte ich mir etwas einfallen lassen müssen. Aber Albert hat sich überhaupt nicht für meinen Vater interessiert. Er war völlig verängstigt und hat nur immer wieder davon gesprochen, dass ihn jemand umbringen wolle und dass er genau wisse, wer das sei. Wenn es Ihnen dann besser geht, können Sie mir übrigens die Nebenkosten für den Zeitraum, in dem ich in Alberts Haus gewohnt habe, in Rechnung stellen.«

»Das wird nicht nötig sein.«

»War es das dann?«

»Ich denke, ja.«

Als das Gespräch längst beendet war, saß ich immer noch da und starrte ins Leere. Was Lügen anging, schien Peter Siebert ebenso bewandert wie überzeugend zu sein. Vielleicht lag es an seiner vertrauensseligen, etwas unbedarften Art, auf die auch ich hereingefallen war. Bis heute hatte ich ihm alles abgenommen, selbst als er eingewilligt hatte, seinen Vater anzurufen und nach Franck Gieseke zu fragen. Insofern war es nicht ausgeschlossen, dass Schettler

ihm die Geschichte mit Hanno, dem ehemaligen Klassenkameraden aus der Grundschule, geglaubt hatte. Zumal sich sein Fokus zu diesem Zeitpunkt bereits auf Franck Gieseke als Bedrohung gerichtet hatte. Und auch wenn er nach Strich und Faden belogen worden war, Peter Siebert hatte sich an seinem Krankenbett immerhin rührend um ihn gekümmert.

»Kris?« Funda fuchtelte vor meinen Augen herum.

»Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, dass ich recht hatte mit dem Enkeltrick. Letztlich.«

»Ja«, sagte ich gedankenverloren, »letztlich hattest du recht.«

15

Über Nacht hatte das Wetter umgeschlagen. Es war keine einzige Wolke mehr am Himmel zu sehen, und die Temperatur hatte einen Sprung nach oben gemacht. Mit heruntergekurbelten Scheiben fuhr ich Richtung Nymphenburg.

Gleich morgens hatte ich Stephanie Drews eine SMS geschickt. *Haben Sie Lust auf ein Mittagessen im Ruffini? Dann erzähle ich Ihnen von dem Treffen im Victorian House.* Sie hatte umgehend geantwortet. *Passt Ihnen zwölf Uhr dreißig?*

Letztendlich verspäteten wir uns beide. Ich, weil es wie immer ewig dauerte, einen Parkplatz zu finden. Sie, weil sie noch einen Handwerker in die Wohnung lassen und ihm einiges erklären musste, wie sie mir per SMS schrieb. Ich parkte in der Nähe des Rotkreuzplatzes und lief hinüber zur Orffstraße. Kaum hatte ich einen Tisch im Café ergattert, trat Stephanie Drews durch die Schwingtür. Sie hatte Latzhose und T-Shirt gegen ein Outfit getauscht, das in Berlin eine neue Modeströmung eingeläutet hätte und bestens zu ihren Regenbogenhaaren passte.

Mit einem Seufzer ließ sie sich auf den Stuhl fallen, griff nach der Speisekarte und wedelte sich Luft zu. Nachdem wir für mich Spaghetti mit Lachs und für sie ein extra großes Stück Schokoladenkuchen bestellt hatten, betrachtete ich sie einen Moment schweigend.

»Ich habe mich ja gestern an Ihrer Stelle mit dem Ehepaar Gieseke getroffen«, begann ich schließlich.

»Und?«, fragte sie leicht fahrig. Sie schien mit ihren Gedanken noch woanders zu sein.

»In gewisser Weise hat Herr Gieseke Ihnen am Sonntag die Wahrheit gesagt. Er hat tatsächlich vor vielen Jahren einmal Bekanntschaft mit Ihrem Vater und dessen Cousine gemacht. Es ist vierundvierzig Jahre her.«

Sie rechnete nach. »Da muss mein Vater noch mitten im Studium gewesen sein.«

»Stimmt. Aus dieser Zeit resultiert auch die Bekanntschaft Ihres Vaters mit Albert Schettler. Hat Ihr Vater Ihnen eigentlich mal von seiner Studienzeit erzählt?«

»Nicht viel, aber ich muss gestehen, dass ich mich dafür auch nicht sonderlich interessiert habe.«

»Herr Gieseke hatte damals mit allen dreien zu tun, also auch mit

Albert Schettler«, warf ich einen leichten Köder aus.

»Aber dann hätte er doch wissen müssen, dass mein Vater und Almuth nicht verheiratet waren.«

»Würden Sie wissen wollen, wenn Ihr Vater ein Verbrechen begangen hat?«

Sie lachte und stach ihre Gabel in den Schokoladenkuchen, den der Kellner soeben vor ihr auf den Tisch gestellt hatte. »Was soll er denn gemacht haben? In betrunkenem Zustand ein Stoppschild überfahren?«

Vermutlich glaubte jedes Kind, den Vater oder die Mutter durch und durch zu kennen. Das war etwas so Selbstverständliches, dass es nicht hinterfragt wurde. Als ich beharrlich schwieg, sah sie von ihrem Kuchen auf.

»Ihr Vater hat vor vierundvierzig Jahren gemeinsam mit Almuth Drews-Winter und Albert Schettler den Mann entführt, der gestern vor Ihrer Tür stand. Sie haben Franck Gieseke drei Tage lang festgehalten und von seinen Eltern ein Lösegeld erpresst.«

Ihr Lachen entglitt ihr, als sie begriff, dass ich es ernst meinte. »So ein Quatsch!«

»Franck Gieseke wusste bis letzten November nichts über seine Entführer. Erst durch einen Brief von Almuth Drews-Winter hat er erfahren, dass es damals drei Entführer waren.«

»Almuth?«, fragte sie fassungslos. »Reden Sie allen Ernstes von der Cousine meines Vaters?«

»Ich kenne den Inhalt ihres Briefes nur vom Hörensagen. Aber wie ich es verstanden habe, wollte sie vor ihrem Tod reinen Tisch machen. Sie hat sich bei Franck Gieseke entschuldigt.«

Stephanie Drews legte die Gabel beiseite.

»Erinnern Sie sich, was Sie mir am Samstag über den Inhalt des Briefes gesagt haben, den Sie Herrn Schettler ausgehändigt haben?«

Hinter ihrer Stirn begann es heftig zu arbeiten. Vermutlich war sie längst selbst bei dessen Inhalt gelandet.

»Almuth hat Ihrem Vater geschrieben, dass sie mit ihrer Schuld nicht sterben könne und sie ihr Versprechen zu schweigen gebrochen habe«, wiederholte ich, was sie selbst mir gesagt hatte.

»Das kann alles Mögliche bedeuten«, wandte Stephanie Drews ein. »Ich habe Ihnen doch auch erzählt, dass Almuth die Dinge gerne aufgebauscht hat.«

»Bei der großen Schuld, die alle drei auf sich geladen haben, ging es um die Entführung von Franck Gieseke«, beharrte ich.

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Das kann ich natürlich nicht. Aber es liegt nahe. Und *eine* solche Schuld reicht schließlich, meinen Sie nicht? Ich hoffe nicht, dass die drei damals auf den Geschmack gekommen sind, nur weil sie ungeschoren davongekommen sind.«

Sie rückte mit ihrem Stuhl ein wenig zurück, um Abstand zu gewinnen. So verharrte sie einen Moment, dann sprang sie auf und lief zur Toilette.

Hatte ich ihr zu viel zugemutet? Äußerlich wirkte sie sehr robust, aber war sie auch hart im Nehmen? Sich den Vater weniger spießig zu wünschen, war eine Sache. Zu erfahren, dass er ein Verbrecher gewesen war, eine andere. Mit jeder Minute ihrer Abwesenheit steigerte sich mein schlechtes Gewissen. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Bis auf die Frage nach dem Dieb der Unterlagen war alles geklärt. Ich wusste, worum es ging, nämlich um die Entführung. Ich hatte die damaligen Täter identifiziert. Und ich war mir inzwischen sicher, dass sich Franck Gieseke, das Opfer, nicht als Rächer aufgeschwungen hatte. Es hatte keine Morde gegeben, sondern nur Albert Schettlers Wahn, der einen Unfall und einen natürlichen Todesfall als Mord interpretiert hatte. Ich konnte mir inzwischen sogar zusammenreimen, was in den gestohlenen Unterlagen stand. Was tat ich also hier?

Dem letzten Fragezeichen hinterherjagen, das mir keine Ruhe ließ, gestand ich mir ein. Der Dieb der Unterlagen wollte einfach nicht in das Gefüge dieser Geschichte passen. Welches Interesse hätte er haben sollen? Es gab keinen Mörder, der die Entdeckung seiner Taten hätte fürchten müssen. Und offensichtlich gab es auch keine Angehörigen, die das Ansehen ihres Toten bewahren wollten.

Ich wollte schon aufstehen, um nach ihr zu sehen, als Stephanie Drews mit strammen Schritten zum Tisch zurückkehrte. Nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, schob sie den Teller mit dem Schokoladenkuchen beiseite, so wie ich es mit meinen Nudeln getan hatte.

»Welche Konsequenzen könnte das Ganze haben?«, fragte sie in bemüht sachlichem Ton.

»Die drei sind tot, keiner von ihnen hat mehr irgendwelche Konsequenzen zu befürchten. Und selbst wenn einer von ihnen noch leben würde – strafrechtlich ist die Entführung verjährt.«

Sie presste ihre Lippen zu einem schmalen Strich zusammen und hinterließ mit dem Daumennagel Furchen auf der Serviette. »Ich habe von meinem Vater die Wohnung und etwas Geld geerbt. Könnte es sein, dass …?« Sie ließ das Ende des Satzes offen.

Jetzt wusste ich, worauf ihre Frage hinauslief. »Sie wollen wissen, ob Sie in irgendeiner Weise finanziell belangt werden könnten.«

»Ja.«

»Die Frage, ob Franck Gieseke zivilrechtlich noch etwas erreichen könnte, kann ich Ihnen nicht beantworten. Die müssten Sie einem Juristen stellen, der sich mit so etwas auskennt. Allerdings glaube ich nicht, dass es Herrn Gieseke um das Geld ging, als er an Ihrer Tür geklingelt hat. Er war auf der Suche nach den Mittätern von Almuth Drews-Winter, er wollte ihnen ein Gesicht geben. Er und seine Frau bleiben übrigens noch ein paar Tage in München. Vielleicht setzen Sie sich mit ihm in Verbindung und reden mit ihm. Ich meine nicht über das Geld, sondern über Ihren Vater.«

Ihr Daumennagel zerfurchte weiter die Serviette. »Ich werde es mir überlegen«, sagte sie, ohne aufzublicken. Dann verfiel sie in ein grübelndes Schweigen. Nach einer Weile ergriff sie wieder das Wort. »Es war ein Fehler, Herrn Schettler den Brief auszuhändigen. Ich habe das alles völlig unterschätzt.« Sie sprach mehr zu sich selbst als zu mir. »Wissen Sie, was er damit gemacht hat?«

»Ich vermute, er hat ihn zu den Unterlagen in seinem Bankschließfach gelegt.«

»Sagten Sie nicht, Ihnen seien diese Unterlagen gestohlen worden?«

»Das ist richtig.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wer das getan haben könnte?«

»Leider nicht die leiseste.«

Sie dachte nach. »Das bedeutet, dass jetzt irgendjemand da draußen herumläuft, der weiß, dass mein Vater ein Entführer war.«

»Derjenige, der die Unterlagen gestohlen hat, wollte ganz bestimmt verhindern, dass deren Inhalt ans Licht kommt. Warum hätte er sie sonst stehlen sollen? Insofern werden sie irgendwo unter Verschluss bleiben.«

»Aber wem sollte daran gelegen sein?«, fragte sie.

»Diese Frage stelle ich mir auch die ganze Zeit. Und ich habe noch keine Antwort darauf gefunden.«

»Hatte dieser Herr Schettler Angehörige?«

»Soweit ich es bisher überblicken kann, nein.«

»Almuth hatte auch nur meinen Vater, ihren Exmann und ein paar Freundinnen.« Einen Moment lang ging ihr Blick ins Leere, dann zuckte sie zusammen. »Sie glauben jetzt aber doch hoffentlich nicht, dass ich oder meine Mutter dahinterstecken, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht!« Dass ich mir diese Frage natürlich gestellt hatte, würde sie sich denken können. Aber spätestens seitdem

sie sich für den Verbleib des Briefes interessiert hatte, den sie Schettler ausgehändigt hatte, war sie von jedem Verdacht befreit.

Während sie weitersprach, drängte sich ein Gedankenfetzen in den Vordergrund. »Sie sagten, Sie hätten die Wohnung Ihres Vaters und etwas Geld von ihm geerbt. Wer hat denn dann eigentlich seine Wohnung in Laim geerbt?«

»Seine Wohnung in Laim?«, fragte sie.

»Ja. Die Wohnung, die er erst vor Kurzem wieder neu vermietet hat.«

»Da müssen Sie etwas verwechseln. Mein Vater hatte nur die Wohnung hier in der Orffstraße.«

»Und da sind Sie sich ganz sicher?«

»So sicher, wie man sein kann, wenn man sämtliche Dokumente gesichtet hat. Hätte er noch eine andere Wohnung besessen, müsste es einen Grundbucheintrag geben, Mieteinnahmen und all das. Wem sage ich das? Sie müssen sich doch damit auskennen.«

»Frau von Redden erzählte mir von einem Gespräch mit einem Mann, der sich für die Wohnung Ihres Vaters in Laim interessierte. Könnte es sein, dass sie da etwas durcheinanderbringt?«

»Anneliese?«, fragte sie in einem Ton, der bereits Antwort genug war. »Sie ist steinalt, aber völlig klar im Kopf. Was immer der Mann von ihr wollte, es muss ihm um etwas anderes gegangen sein.«

Zu Hause herrschte Chaos. Als ich auf den Hof fuhr, kam mir ein Notarztwagen entgegen, der offensichtlich auf dem Weg zu seinem nächsten Einsatz war. Vielleicht hatte der Arzt bei Simon Wein erstanden oder bei Henrike eine alte Arzttasche erworben, versuchte ich, mich zu beruhigen. Es musste nicht immer gleich etwas Schlimmes passiert sein.

An Simons Tür hing sein Abwesenheitsschild. Henrikes Tür stand hingegen sperrangelweit offen. Ich tat ein paar Schritte in den Laden und rief nach ihr. Nichts. Dann hörte ich aus dem offenen Wohnzimmerfenster meines Vaters Stimmen. Zwei Frauen stritten sich lautstark. Eine davon war meine Mutter, die andere kannte ich nicht.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, rannte ich hinauf in den ersten Stock. Die Tür war nur angelehnt. Ich stieß sie auf und folgte den Stimmen in das Wohnzimmer. Was sich mir dort darbot, hatte nicht nur dramatische Bestandteile, sondern auch komische, aber die gingen mir erst später auf.

Mein Vater lag mit weit aufgerissenen Augen auf seinem Sofa und verfolgte eine Szene zwischen meiner Mutter und einer Frau Anfang

fünfzig, die ich nie zuvor gesehen hatte. Den Verbänden an seinen Beinen und Armen nach zu urteilen, hatte er einen Unfall gehabt.

Während meine Mutter gebetsmühlenartig wiederholte, dass die andere Frau nichts in dieser Wohnung zu suchen hatte, ihr Gegenüber jedoch meinte, dass sie sich da gewaltig irre, fiel mein Blick auf Henrike, die mit dem Rücken zum Fenster stand, die Arme vor der Brust gekreuzt hatte und vieldeutig die Brauen hochzog. Sie wirkte wie eine Kampfrichterin, die nur auf den einen unfairen Schlag wartete, um dem Ganzen sofort ein Ende zu bereiten.

»Was ist hier los?«, fragte ich laut in die Runde.

Meine Mutter reagierte als Erste. »Dein Vater hatte einen schweren Fahrradunfall. Er ist von einem dieser elenden Kampfradler über den Haufen gefahren worden. Der Mann hat nicht einmal angehalten! Dein Vater hätte tot sein können.«

»Evelyn, du übertreibst«, meldete mein Vater sich zu Wort.

»Sieh dich doch an! Die ganze Sache ist noch längst nicht ausgestanden. Hast du eine Vorstellung davon, wie viele Menschen auch heutzutage noch an Blutvergiftung sterben?«

»Ist das nicht ein wenig übertrieben, Frau Mahlo?«

Der Zeigefinger meiner Mutter schnellte pfeilartig in Richtung ihrer Gegnerin. »Sie halten den Mund, wenn ich mit meinem Mann rede.«

Die Frau schüttelte ungläubig den Kopf und sah zu meinem Vater, der sie mit Wohlwollen betrachtete. Was ihm nicht zu verübeln war, wie ich gerechterweise eingestehen musste. Obwohl es mir schwerfiel, in Anwesenheit meiner Mutter in dieser Hinsicht gerecht zu sein. Die Freundin meines Vaters war eine attraktive Erscheinung. Blonde, schulterlange Haare, sehr schlank und ein Gesicht voller Lachfalten. Außerdem betrachtete sie meinen Vater, als ginge von ihm ein wärmendes Licht aus. Und das tat ihm offensichtlich gut. Trotz seiner Verletzungen machte er einen überaus fidelen Eindruck.

Ich fragte mich, wie ich meine Mutter dazu bewegen konnte, sich ohne einen weiteren Gesichtsverlust zu verabschieden. War sie erst wieder zur Besinnung gekommen, würde sie fürchterlich unter ihrem Auftritt leiden. Deshalb galt es, den Schaden möglichst gering zu halten.

»Henrike, könntest du vielleicht zusammen mit Frau …« Ich bedachte die Frau mit einem auffordernden Blick.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Ich heiße Tamara Granzin.« Sie kam ein paar Schritte auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen.

»Tamara … auch das noch!«, konnte meine Mutter sich nicht verkneifen zu sagen.

Ich ignorierte ihren Kommentar und ergriff die Hand der Frau. »Kristina Mahlo«, stellte ich mich vor und wandte mich gleich darauf wieder an Henrike. »Könntest du bitte gemeinsam mit Frau Granzin für ein paar Getränke sorgen?«

»Ich habe keinen Durst«, protestierte mein Vater.

»Du bist verletzt und musst etwas trinken!«

Henrike hatte längst verstanden, worum es ging. Sie forderte Tamara Granzin auf, ihr in die Küche zu folgen. Was diese nur widerstrebend tat. Sie schien Sorge zu haben, meine Mutter könne während ihrer Abwesenheit an Terrain gewinnen.

»Ist es schlimm?«, fragte ich meinen Vater, als beide den Raum verlassen hatten.

»Ein paar Schürfwunden, und morgen werde ich bestimmt den einen oder anderen blauen Fleck haben. Einer dieser Kampfradler hat mich geschnitten, und ich bin gestürzt, aber es hätte viel schlimmer kommen können.« Er warf meiner Mutter einen vorwurfsvollen Blick zu. »Evelyn hat völlig übertrieben und den Notarzt gerufen. Dabei hätten es ein paar Pflaster auch getan.« Er schüttelte den Kopf.

»Brauchst du noch etwas?«, fragte ich ihn, wobei ich den Protest meiner Mutter übertönte. »Kann ich irgendetwas für dich tun?«

»Nein, danke, ich habe alles, was ich brauche.« Das Lächeln, das seine Worte begleitete, ging Richtung Küche.

»Wenn doch, ruf mich an.« Ich holte das Mobilteil seines Telefons und legte es neben das Sofa. »Mama muss mir im Büro bei einer eiligen Sache helfen.« Ich sah sie durchdringend an. »Kommst du!?«

»Nein!«, sagte sie sehr entschieden.

»Doch!« Ich nahm sie am Arm und zog sie hinter mir her.

Sie ging rückwärts aus dem Raum und beschwor meinen Vater, sich zu schonen. Ihrem Ton nach zu urteilen, ging es dabei weniger um seine Verletzungen als um die blonde Frau in der Küche. Als wir endlich im Treppenhaus standen, zog ich die Tür hinter mir zu.

»Dazu hattest du kein Recht!«, schimpfte sie und lief vor mir die Treppe hinunter.

»Morgen früh wirst du froh darüber sein.«

»Wieso?« An ihrer Wohnungstür angekommen, baute sie sich vor mir auf. »Weil du glaubst, ich hätte mich da drinnen lächerlich gemacht?«

»Mit so einer Szene tust du dir nur selbst weh.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.« Sie stemmte die Fäuste in die Hüften. »Also, heraus damit! Findest du mich lächerlich?«

Ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass hinter ihren Augen

bereits die Tränen lauerten. »Ich spüre deine Traurigkeit«, sagte ich leise und sah, wie sich ihre Fäuste öffneten und sie die Arme sinken ließ.

Nur Sekunden später stand sie wie ein Häufchen Elend vor mir und weinte. Ich nahm sie in den Arm und brachte sie in ihre Wohnung.

»Ich glaube, ich ertrage das nicht«, stammelte sie. »Wie kann er mir das nur antun?«

»Es geht ihm ganz sicher nicht darum, dir wehzutun.«

»Worum geht es ihm dann?«

»Neben all seiner Trauer um seinen Sohn auch mal wieder Freude zu empfinden.«

»Mit so einer Frau?«

»Du kennst sie doch gar nicht.«

»Sie ist blond und heißt Tamara.« Mit einem Mal lächelte sie durch ihre Tränen hindurch. »Das wird doch nicht lange gut gehen, oder?«

Meine Mutter hatte Spätdienst im Hotel, mein Vater nach wie vor Besuch und Simon eine Weinprobe bei einem Stammkunden. Arne nahm irgendwo an einer Schafkopfrunde teil. Henrike und ich hatten uns mit Rotwein und grünem Tee auf meiner Gartenbank niedergelassen. Für Rosa hatte ich ihr Bettchen aus dem Büro geholt. Sie hatte sich augenblicklich darin zusammengerollt, die Augen halb geschlossen, dafür aber die Ohren auf Empfang gestellt, sollte sich eine Katze in ihr Revier wagen.

Als die Dämmerung sich über diesen sonnigen, warmen Tag legte, kühlte es schnell ab. Ich holte uns Decken und zündete Teelichter in bunten Gläsern an. Während Henrike Mäusespeck zu ihrem Tee verdrückte, stibitzte ich mir ein paar Walnüsse aus Alfreds Dose.

»So etwas wie heute möchte ich so schnell nicht noch einmal erleben.«

»Du meinst deine Eltern?«

Ich nickte über mein Glas hinweg. »Meine Mutter wird sich morgen in Grund und Boden schämen, wenn sie es nicht bereits tut. Hast du eine Ahnung, woher mein Vater diese Tamara Granzin kennt?«

»Ihre Mutter ist eine seiner Kundinnen.«

»Aber die muss ja dann steinalt sein, die Tochter ist doch bestimmt Anfang fünfzig.«

»Die Mutter ist einundachtzig, nimmt seit zwei Jahren wöchentlich eine PC-Stunde bei deinem Vater und tut sich immer noch schwer damit. Aber sie muss ein zäher Knochen sein, sie gibt nicht auf. Dieses Gen hat sie unter Garantie an die Tochter vererbt. Die machte mir

auch nicht den Eindruck, als würde sie schnell aufgeben.«

Ich nahm mein Weinglas in beide Hände und betrachtete die dunkelrote Flüssigkeit. »Meine Mutter tut mir leid, und für meinen Vater freut es mich.«

»Bei deinem Vater hatte ich übrigens den Eindruck, dass ihm dieses kleine Gefecht ganz gut gefallen hat«, lachte Henrike. »Ich traue ihm durchaus zu, dass er sich jetzt ein klein wenig an deiner Mutter rächt, weil sie ihn so lange hat links liegen lassen.«

»Das traue ich ihm auch zu. Allerdings muss er bei meiner Mutter darauf gefasst sein, dass sie zum Gegenschlag ausholt.«

Einen Moment hingen wir beide unseren Gedanken nach.

»Bei Arne und mir gibt es übrigens auch Neuigkeiten«, brach Henrike das Schweigen. »Er hat einfach keine Ruhe gegeben, er möchte, dass ich zu ihm ziehe. Weil ich das ja ohnehin irgendwann tun würde, hat er gemeint.« Henrike lächelte, als sei sie frisch verliebt. »Also habe ich all meinen Mut zusammengenommen und nachgegeben.«

»Das freut mich sehr für euch!« Ich hob mein Glas und ließ es leicht gegen ihre Tasse klingen. »Ich wünschte, ich hätte auch diesen Mut.«

»Ich bin zehn Jahre älter als du«, sagte sie, um mich zu beruhigen. »Mach dir keinen Kopf deswegen, das kommt schon noch. Apropos *Kopf machen*. Ist die Schettler-Sache für dich jetzt endlich vom Tisch?«

»Wenn ich mich damit abfinden könnte, dass der Diebstahl der Unterlagen nicht aufgeklärt ist, ja.«

»Also nein. Aber es gibt nichts Neues, oder?«

»Nur eine ganz vage Spur. Bei einer Nachbarin von diesem Drews hat sich vor dessen Tod jemand über ihn erkundigt. Angeblich wegen einer Wohnung, die er zu vermieten hatte. Seine Tochter sagt jedoch, er habe nur die Wohnung besessen, die er ihr vererbt hat. Ich fahre morgen noch mal zu dieser Nachbarin. Vielleicht hat sie irgendetwas verwechselt. Oder aber der Mann hat sie eingewickelt, um etwas über Drews zu erfahren.«

»Wozu? Was hat das alles mit deinem Nachlassfall zu tun?«

»Irgendetwas muss es damit zu tun haben. Immerhin ist es diesem Xaver Drews so wichtig gewesen, dass er Schettler davon erzählt hat. Und das, nachdem sich die beiden vermutlich seit Jahren das erste und einzige Mal wiederbegegnet sind. Diese Unterhaltung hat vor Schettlers Haus stattgefunden und ist in einen lautstarken Streit gemündet. So, wie ich es verstehe, waren beide Männer dadurch alarmiert.«

Henrike schüttelte den Kopf. »Diese beiden Männer waren

Verbrecher.«

»Soll ich mich deswegen etwa weniger gewissenhaft um Schettlers Nachlass kümmern? Außerdem hat er für seine Tat gebüßt. Das glaube ich zumindest.«

»Seit wann gilt Wahn als Buße?«

»Du weißt genau, wie ich das meine.«

»Nein«, gab sie sich betont störrisch.

»Albert Schettler hat seine gesamte Familie durch einen Brand verloren. Er hat durch seinen Wahn jahrelang in Angst und Schrecken gelebt. Reicht das etwa nicht?«

»Wenn wir so anfangen, könnten wir die Hälfte der Straftäter aus den Gefängnissen entlassen oder sie gar nicht erst hineinbringen. Viele von ihnen haben schwere Schicksale hinter sich.«

»Manchmal sind diese Schicksale Strafe genug.«

»Wie gut, dass du nur Anwältin der Toten bist«, entgegnete sie trocken.

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Es lag nicht außerhalb meiner Vorstellungswelt, dass Menschen einander betrügen, ich war nicht naiv. Ich konnte mir nur nicht vorstellen, dass mein Mann zu jenen Männern gehörte, die ihre Frauen hintergingen, während die mit den gemeinsamen Kindern alle Hände voll zu tun haben. Zugegeben: Meine Kraft reichte zu der damaligen Zeit tatsächlich nur für die Mädchen. Aber das war ein vorübergehender Zustand. Als es mir endlich besser ging und ich wieder über den mütterlichen Tellerrand hinausschauen konnte, als ich mich daran freute, eine riesige Hürde überwunden zu haben, und als ich diese Freude mit meinem Mann teilen wollte, da zeigte er mir zum ersten Mal die kalte Schulter. Wie gesagt: Ich dachte, es handle sich um ein Klischee, das auf uns nie zutreffen würde. Aber Klischees sind nichts anderes als Schablonen des Lebens. Das galt auch für unser Leben.«

Vernehmungsbeamter: »Möchten Sie eine Pause machen?«

Zeugin: (Kopfschütteln) »Mein Mann hatte längst eine Affäre begonnen, während ich auf dem Zahnfleisch ging, um meinen Teil unserer Abmachung zu erfüllen. Als ich dahinterkam, beendete er die Sache sofort. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich abgeklärter gewesen wäre. Wenn ich einen Haken hätte dahinter machen und mir sagen können, das gehöre eben in manchen Ehen dazu. Ich konnte das nicht. Für mich hatte es einen tiefen Riss gegeben. Es gelang mir nicht, zur Tagesordnung überzugehen.« (Schweigen) »Kurz nach Kathrins Einschulung hatte er die nächste Affäre. Und zwei Jahre später dann lernte er seine zweite Frau kennen. Im selben Jahr reichte er die Scheidung ein.«

16 Das Geräusch des Telefons riss mich aus meinen Träumen. Ich war auf einer hügeligen Landstraße gefahren, immer nur rückwärts, mit dem Rückspiegel als einziger Orientierungshilfe. Ich war viel zu schnell gewesen und mit dem nackten Fuß vom Bremspedal gerutscht. Kurz vor dem Zusammenprall mit einem Traktor wachte ich mit Herzklopfen auf.

Auf dem Weg ins Wohnzimmer rammte ich mit der Schulter den Türrahmen und schrie auf. »Mist!« Wer auch immer mitten in der Nacht mein Handy endlos klingeln ließ, sollte besser einen guten Grund haben.

»Mahlo«, blaffte ich hinein, nachdem ich es endlich zwischen den Sofakissen gefunden hatte.

»Hab ich dich geweckt?«

»Martin! Das ist doch nicht dein Ernst! Weißt du, wie spät es ist?« Ich sah mich suchend nach meiner Armbanduhr um.

»Es ist Viertel nach fünf. Hast du nicht mal gesagt, dass du immer früh wach bist?«

»Heute hätte ich ausnahmsweise mal länger geschlafen.«

»Du weißt nicht, was du verpasst. Da draußen findet gerade eine wunderschöne Morgendämmerung statt.«

Ich sah aus dem Fenster und erwartete ein Morgenrot. Aber es war noch nicht einmal ein Hauch davon zu sehen. Alles war Grau in Grau. »Bist du beschwipst?«

»Ein wenig.«

»Dann legst du dich jetzt besser schlafen!« Ich kuschelte mich in die Sofaecke und zog mir mit einer Hand eine Decke um die Schultern.

»Ich kann nicht schlafen.«

Ich wusste, es war ein Köder, um den ich besser herumgeschwommen wäre. Aber er hatte eine ungeheure Anziehungskraft. Wie eine Tür, die zu öffnen mir eigentlich verboten war. »Und wieso kannst du nicht schlafen?«

»Kannst du etwa schlafen, wenn du verliebt bist?«

Ich schloss die Augen und ließ den Satz auf mich wirken. »Martin, ich glaube, wir beenden das hier besser.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich in dich verliebt bin.«

»Nein, hast du nicht.« Ich rieb mir die Augen und drehte mich so, dass ich aus dem Fenster sehen konnte.

»Kris? Warum sagst du nichts mehr?«

»Ich sollte gar nicht mit dir telefonieren. Nicht auf diese Weise. Das ist unfair Simon gegenüber.«

»Liebst du ihn?«

In diesem Augenblick war Simons Bild vor meinem inneren Auge auf eine Weise präsent, dass es mich gefangen nahm und wärmte. Er war mir so vertraut und so nah, doch manchmal verschloss er sich, und ich kam nicht an ihn heran. »Ja.«

»Und warum lebt ihr dann nicht zusammen?«

Nicht er jetzt auch noch!, stöhnte ich stumm. Als wäre ein Zusammenleben der einzige Beweis für Liebe. »Das geht dich nichts an, Martin.«

»Heißt das, er will nicht mit dir zusammenziehen?« Der Hoffnungsschimmer in seiner Stimme war unüberhörbar.

Ich musste lachen.

»Du nimmst mich nicht ernst.«

»Ich glaube, das ist auch besser so. Für uns beide.«

»Könntest du schwören, dass du nicht ein klitzekleines bisschen auch in mich verliebt bist?«

»Wenn es dir hilft, dann schwöre ich.«

Jetzt war er derjenige, der lachte. »Nein, ich glaube, das lässt du besser. Damit würdest du all meine Hoffnungen zunichte machen.«

»Haben wir nicht neulich erst beschlossen, Freunde zu werden?«

»Aber das eine schließt das andere doch nicht zwangsläufig aus.« Wenn er es darauf anlegte, konnte Martin seine Stimme in Samt tauchen.

Während ich noch über eine Antwort nachdachte, hörte ich aus dem Flur ein Knarren. Gerade weil mir das Geräusch so vertraut war, beschleunigte sich mein Puls. »Warte einen Moment«, sagte ich ins Telefon und lief in den Flur.

Dort stand Simon, die Hand an der Klinke meiner Wohnungstür. Der Blick, mit dem er mich bedachte, war so voller Enttäuschung, dass mir das Herz schwer wurde.

»Ich muss Schluss machen!«, sagte ich ins Telefon und drückte Martin weg. Mit zwei Schritten war ich bei Simon und zog ihn von der Tür fort.

Er starrte auf das Handy in meiner Hand, das zu läuten begann.

»Was machst du hier?«, fragte ich ihn leise, drückte nochmals den roten Hörer und betete, dass Martin Ruhe gab.

»Ich bin gerade erst nach Hause gekommen und dachte, ich könnte noch ein wenig unter deine Decke kriechen und mich an dir wärmen.

Mir war so kalt. Ich …« Er schluckte laut. »Das war dieser Detektiv, nicht wahr.« Er hatte es nicht als Frage formuliert.

Ich hätte viel dafür gegeben, die Uhr zurückdrehen zu können. Und ich hätte mich für meine Leichtfertigkeit, für mein unbekümmertes Flirten ohrfeigen können. Ich musste Simon nur ansehen, um zu wissen, was in ihm vorging. Von einer Sekunde auf die andere hatte für ihn das Glas einen Sprung bekommen.

Ich nahm seine Hand und versuchte, ihn hinter mir herzuziehen. »Dann lass uns jetzt unter meine Decke kriechen.« Ich hörte das Flehen in meiner eigenen Stimme und spürte eine Träne, die sich aus meinem Augenwinkel löste.

Simon blieb stehen, als sei er genau an dieser Stelle festgewachsen. Er zog an meiner Hand, sodass ich mich zu ihm umdrehen musste. Dann betrachtete er mich stumm. Schließlich wischte er mir mit seinem Daumen die Träne weg. Dann wandte er sich ab und zog die Tür hinter sich zu.

Simon war auch am Morgen nicht bereit gewesen, mehr als nur das Nötigste mit mir zu reden. Ich hatte Brötchen geholt und mit ihm frühstücken wollen, aber er hatte gesagt, er brauche Zeit, um nachzudenken. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nicht umzustimmen war. Trotzdem versuchte ich es. Auf Umwegen. Ich rief Arne an, erzählte ihm alles und bat ihn, sich um Simon zu kümmern.

Dann stürzte ich mich in die Arbeit. Funda beäugte mich den halben Vormittag lang aus dem Augenwinkel, sagte aber nichts, wofür ich ihr dankbar war. Ich arbeitete wie eine Maschine, sah weder nach links noch nach rechts und schluckte immer wieder gegen meine Tränen an. Als ich nicht mehr still sitzen konnte, griff ich mir den Autoschlüssel und sagte Funda, ich müsse noch mal weg.

Ich lief über den Hof, als sei ich auf der Flucht. Ich wollte niemanden sehen und mich niemandem erklären. Als ich in meiner alten Gurke saß und sie Richtung Verdistraße lenkte, atmete ich auf. Während der Fahrt zu Anneliese von Redden hupte ich mehrmals andere Autofahrer an, fuhr viel zu schnell und mochte mich selbst nicht. Nachdem ich einen Parkplatz gefunden hatte, blieb ich noch einige Minuten sitzen, bevor ich endlich den Schlüssel aus dem Zündschloss zog.

Gerade, als ich aussteigen wollte, klingelte mein Handy. Es war Jette Mollenhauer, die durch ihre Tochter von der Entführung erfahren hatte.

»Wie können Sie es wagen, meiner Tochter solche Geschichten zu

erzählen!« Sie war außer sich.

Das hatte mir gerade noch gefehlt!

»Das ist üble Nachrede«, wetterte sie weiter und ließ mich gar nicht erst zu Wort kommen. »Ich untersage Ihnen jeglichen weiteren Kontakt mit Stephanie. Haben Sie mich verstanden?«

»Das habe ich, Frau Mollenhauer.«

»Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen?«

»Nein.« Ich hätte jede Menge dazu zu sagen gehabt, aber es war der denkbar ungünstigste Moment. Ich fühlte mich schwach und ausgelaugt und war todmüde. Und letztlich konnte ich sie sogar verstehen. Sie versuchte nur, ihre Tochter zu beschützen. Und eine Entführung war keine Lappalie. Selbst wenn sie vierundvierzig Jahre zurücklag.

»Wie kommen Sie denn nur auf eine *Entführung?*«, fragte sie schon etwas zahmer und so, als hätte ich mich doch durchaus auch für ein anderes Verbrechen entscheiden können.

»Das ist eine lange Geschichte, Frau Mollenhauer.«

»Aber ist denn wirklich etwas dran?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Stephanie will unbedingt mit diesen Leuten reden, ich habe versucht, ihr das auszureden, aber sie kann fürchterlich stur sein, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat.«

»Das Ehepaar Gieseke ist sehr nett, ich glaube, Sie brauchen sich keine Sorgen um Ihre Tochter zu machen.«

Sie schwieg einen Moment. »Vielleicht sollte ich mitgehen. Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie und beendete das Gespräch.

Es war erst Viertel nach elf an diesem Vormittag, und ich war bereits so erschöpft, als hätte ich einen Marathon hinter mir. Und wenn ich es recht bedachte, war das nicht allzu weit hergeholt, nur eben, dass es ein Gefühlsmarathon war, von dem noch ein gutes Stück vor mir lag.

Nachdem ich bei Anneliese von Redden geklingelt hatte, lehnte ich mich gegen die Hauswand und blinzelte in die Sonne. Warum konnte es nicht regnen? Das hätte weit besser zu meiner Stimmung gepasst. Ich spürte, wie mich eine Welle von Selbstmitleid umspülte, und wäre am liebsten darin eingetaucht, als ich die Stimme der alten Dame durch die Gegensprechanlage hörte.

Wenig später stand ich ihr an ihrer Wohnungstür gegenüber. Sie musste sich ein paarmal räuspern, bevor ihr die Stimme gehorchte. Sie habe an diesem Tag noch nicht viel gesprochen, entschuldigte sie sich, da habe ihre Stimme Anlaufschwierigkeiten. Mit einer knappen

Handbewegung winkte sie mich hinein und dirigierte mich dieses Mal direkt in die Bibliothek. Ein Glas Leitungswasser bringe sie mir gleich, oder ob es an diesem Vormittag auch mal ein Kaffee sein dürfte, fragte sie. Ich entschied mich für Kaffee und vermerkte im Stillen, dass ihr Kurzzeitgedächtnis einwandfrei funktionierte.

»Es ist nett, dass Sie mich noch einmal besuchen. Am Sonntag ging ja plötzlich alles so holterdiepolter, das tat mir sehr leid. Aber manchmal ist es eben so – da kommt alles zusammen.« Sie nahm Kaffeetassen, Milchkännchen und Zuckerdose aus dem Korb ihres Rollators und schickte mich in die Küche, um die Kaffeekanne zu holen. »Was haben Sie denn nun heute auf dem Herzen, Frau Mahlo?«, fragte sie, als wir uns schließlich gegenübersaßen.

Auf dem Herzen hatte ich einen Wackerstein. »Ich würde sehr gerne noch einmal mit Ihnen über diesen jungen Mann sprechen, der sich bei Ihnen über Herrn Drews erkundigt hat.«

»Wegen der Wohnung in Laim.« Sie nickte.

»Hat er sich Ihnen eigentlich vorgestellt?«

»Ja, das hat er. Sonst hätte ich ihn doch gar nicht hereingebeten.« Sie rieb sich die Stirn. »Aber sein Name fällt mir beim besten Willen nicht mehr ein.«

»Hat er ausschließlich etwas über Herrn Drews wissen wollen?«

Sie sah mich eine Weile stumm an, sodass ich schon glaubte, sie habe die Frage nicht verstanden, doch dann lächelte sie. »Er hat sich für meine Erinnerungen interessiert.« Sie nahm ihre Tasse und rührte versonnen darin herum. »Es ist etwas sehr Schönes, wenn jemand die Zeit mitbringt, um in die Vergangenheit einzutauchen. Auch das ist selten geworden. Die jungen Leute haben heute viel zu wenig Zeit. Und ihr Interesse richtet sich doch sehr stark auf all diese Geräte, die den Alltag meiner Meinung nach nur komplizierter machen. Wenn meine Enkel zu Besuch kommen, schreiben sie ständig Nachrichten in ihre Telefone, als gäbe es nichts Wichtigeres. Sie sind natürlich der Überzeugung, ich würde es nur nicht verstehen. Aber wegen meiner Enkel sind Sie ja nicht hier.« Sie stellte ihre Tasse ab und ließ sich gegen die Rückenlehne des Stuhls sinken. »Dieser junge Mann hat mir sehr interessiert zugehört. Selbst die alten Geschichten hier aus dem Haus fand er spannend.« Sie machte eine Kunstpause und schien herausfinden zu wollen, ob sie mich dafür auch interessieren konnte.

»Welche alten Geschichten denn?«

Sie rückte sich ein wenig zurecht auf ihrem Stuhl und legte einem Arm seitlich auf ihren Rollator. »Oh, da gibt es eine Menge. In unserem Haus ist so viel Ungeheuerliches geschehen. Es gab Zeiten, da

dachte ich, es sei ein Unglückshaus. So etwas gibt es, glauben Sie mir.« Sie hing einen Moment ihren Erinnerungen nach. »Ich bin ja bereits Mitte der Sechzigerjahre hier eingezogen. Neunundvierzig Jahre wohne ich jetzt in dieser Wohnung. Ich kenne jedes Geräusch, das dieses Haus macht. Ist Ihnen auch schon einmal aufgefallen, dass jedes Haus seine ganz eigenen Geräusche hat?« Sie wartete meine Antwort nicht ab. »Und jeder Bewohner trägt seine eigene Geschichte in so ein Haus. Vor ungefähr vierzig Jahren fing es an mit dem Unglück. Da hat sich einer der Mieter oben auf dem Dachboden erhängt. Damals war das Dach noch nicht ausgebaut.« Sie schlug sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel. »Weil er pleite war. Ist das nicht entsetzlich? Ich meine nicht die Pleite, sondern seine Entscheidung. Er war ein so netter Mann. Immer freundlich. Und ich habe ihm seine Sorgen nicht angesehen. Das ist mir lange nachgegangen. In seine Wohnung sind schließlich zwei Schwestern gezogen. Zumindest haben sie behauptet, sie seien Schwestern. Aber ich war mir eigentlich ziemlich sicher, dass es Freundinnen waren. Wie auch immer, sie fühlten sich gut aufgehoben hier. Ja, und dann hat unser Haus eine Weile einen Schriftsteller beherbergt. Er hieß …« Sie schnippte mit den Fingern, aber der Name fiel ihr nicht ein. »Egal, er ist ohnehin nicht lange geblieben. Ihm war das Haus zu laut. Über ihm haben nämlich die Lamberts mit ihren beiden Mädchen gewohnt. Die haben natürlich mal getobt, so wie es Kinder eben tun. Ach, die Lamberts«, seufzte Frau von Redden, »das ist auch so eine Geschichte gewesen. Traurig, sage ich Ihnen.«

Ich musste mir Mühe geben, mich zu konzentrieren, da Frau von Reddens entkoffeinierter Kaffee meine Müdigkeit natürlich nicht vertreiben konnte. Ich unterdrückte ein Gähnen und sah unauffällig auf meine Uhr. Eine Viertelstunde würde ich noch ausharren und dann aufbrechen. Der Besuch hier war einen Versuch wert gewesen, neue Erkenntnisse würde er mir aber wohl nicht bringen. Während Anneliese von Redden weiterredete, verflüchtigten sich meine Gedanken zu Simon.

»… hat den jungen Mann ganz besonders interessiert.«

Ich horchte auf. »Was hat ihn besonders interessiert?«

»Die Geschichte der Lamberts. Er war davon ganz ergriffen. Ich habe dann direkt noch einen Kaffee aufsetzen müssen.«

»Hatte die Familie Lambert eine Verbindung zu Xaver Drews?«

Sie schob die Unterlippe ein wenig vor und schüttelte den Kopf. »Nein, keine besondere. Sie waren Nachbarn, mehr nicht.«

»Was war denn eigentlich los mit dieser Familie?«

»Es war eine dieser tragischen Geschichten, wie man sie hin und wieder mal hört. Wo alles so schön beginnt und es einem dann so vorkommt, als sei das Schicksal ins Stolpern geraten. Wo plötzlich alles schiefgeht. Sie kennen solche Geschichten doch sicher auch.« Sie ließ ihren Blick über die Stuckdecke wandern und strich sich über die Oberarme, als friere sie.

Ja, das kannte ich nur zu gut. Als Ben verschwand, war unser aller Schicksal auch ins Stolpern geraten.

»Erst haben sie da oben zu viert gewohnt«, sprach sie leise weiter. »Bis Reinhold Lambert seine Frau mit den beiden Mädchen hat sitzen lassen. Mir liegt immer wieder auf der Zunge zu sagen, es sei von heute auf morgen gewesen, so kommt es einem von außen immer vor. Und vielleicht hat Friederike Lambert es auch so empfunden. Aber ich denke, so etwas geschieht nie von heute auf morgen, es gibt immer Anzeichen. Aber manchmal ist es im Alltag zu laut für die leisen Töne.« Sie zog die Schultern hoch und ließ sie langsam wieder sinken. »Eigentlich hätte ich das Herrn Lambert nicht zugetraut. Er kommt aus einer sehr angesehenen Familie, die für München viel getan hat. Da sollte man doch eigentlich erwarten können, dass sich so jemand ehrenhafter verhält. Aber es sieht eben nicht jeder seinen Namen als eine Verpflichtung an.« Sie schenkte mir einen Blick, der wohl sagen sollte, dass sie solchen Verpflichtungen in ihrem Leben stets nachgekommen war.

»In den ersten Wochen, nachdem er gegangen war, hat Frau Lambert die Wohnung gar nicht mehr verlassen«, fuhr sie fort. »Damals hat sie, glaube ich, mit dem Trinken angefangen. Arme Frau. Und als sei das alles nicht genug gewesen, ist dann noch eine ihrer Töchter gestorben. An einem Asthmaanfall.«

»Und der junge Mann«, versuchte ich, ihre Erzählungen wieder auf ihn zu lenken. »Ist er noch einmal auf Herrn Drews zu sprechen gekommen?«

»Wir haben uns darüber unterhalten, wer damals alles hier im Haus wohnte.«

»Wann damals?«, hakte ich nach.

»Na, als das kleine Mädchen der Lamberts starb. Das war 1990. Ich habe es extra in meinen Tagebüchern nachgeschlagen.«

Irgendetwas klingelte da bei mir. Wer hatte mir vor Kurzem erst etwas über dieses Jahr erzählt? Jette Mollenhauer! Ich rief mir ihre Worte in Erinnerung: 1990 sei ein schlimmes Jahr gewesen, hatte sie gesagt. Kurz bevor es damals mit den Anrufen von Herrn Schettler losgegangen sei, sei bei ihnen im Haus ein Kind unter tragischen

Umständen gestorben.

»Wieso haben Sie es *extra* in Ihren Tagebüchern nachgeschlagen?«, hakte ich nach.

»Weil er alles ganz genau wissen wollte. Das hat mich ja schon ein wenig verwundert. Aber er meinte, er wolle sich immer alles genau vorstellen können. Ist ja eigentlich auch richtig so.«

»Was wollte er denn noch wissen?«

»Wie ich schon sagte, er wollte wissen, wer damals alles im Haus gewohnt hat. Das waren fünf Parteien. Mein Mann, die Kinder und ich im Erdgeschoss, über uns die Drews, die nach dem Schriftsteller dort eingezogen sind, darüber die Lamberts, im dritten Stock die Eppingers und im Dachgeschoss, das zu der Zeit schon ausgebaut war, hat damals noch Herr Strassburger mit seiner Mutter gewohnt. Die ist aber längst gestorben. Jetzt lebt er mit seiner Frau dort.« Sie zwinkerte mir zu und hielt ihre Hand seitlich vor den Mund, als verrate sie mir gleich ein Geheimnis. »Ich habe ja lange Zeit geglaubt, er würde gar keine Frau mehr finden, aber dann hat es schließlich doch noch geklappt. Und richtig gut sogar.« Mit beiden Händen massierte sie sich die Lendenwirbelsäule. »Aber ich schweife schon wieder ab, nicht wahr? Sie müssen wissen, ich hatte lange nicht mehr an die Geschichte mit den Lamberts gedacht. Durch diesen jungen Mann ist alles wieder hochgekommen. Diese Sache mit dem Asthmaanfall der Kleinen hat ihn richtiggehend erschüttert. Da ist er plötzlich ganz weiß im Gesicht geworden, als würde er im nächsten Moment kollabieren. Aber er hat sich dann doch schnell wieder gefangen. Seine Schwester leidet wohl auch an Asthma, deshalb hat es ihn so berührt. Die Vorstellung, ihr könne etwas Ähnliches passieren, würde er nicht ertragen, hat er gesagt und dann gefragt, warum denn kein Arzt das Kind habe retten können. Ich habe ihm erzählt, wie es war: Als der Notarzt hier eintraf, konnte er nichts mehr für das Mädchen tun. Aber selbst wenn er schneller da gewesen wäre, wäre es schon zu spät gewesen. Es war ein so massiver Asthmaanfall – das Mädchen ist innerhalb von Minuten erstickt.« Sie nahm einen Schluck Kaffee, ehe sie fortfuhr: »Es war am frühen Nachmittag. Die Mutter hatte den Kindern gesagt, sie würde sich hinlegen und wolle nicht gestört werden, sie sollten in ihren Zimmern spielen. Als dann das jüngere Mädchen Atemnot bekam, wollte die Ältere die Mutter wecken, fand sie aber nicht. Wie sich später herausstellte, hatte sich die Mutter fortgeschlichen – in eine Kneipe.« Die alte Dame atmete tief ein, als laste ihr diese Geschichte immer noch auf der Brust. »Ich glaube, das hat sie sich nie verziehen. Darüber kann man einfach nicht mehr froh

werden. Frau Lambert hat mir unendlich leidgetan.« Sie forschte in meinem Gesicht. »Können Sie sich vorstellen, ein Kind auf so tragische Weise zu verlieren?«

Was sollte ich darauf antworten? Dass ich meinen Bruder auf tragische Weise verloren hatte und in dieser Hinsicht eher zu viel Vorstellungsvermögen besaß? »Das muss sehr schlimm sein«, entgegnete ich stattdessen und fragte mich immer noch, worum es Anneliese von Reddens Besucher in Wahrheit gegangen war. Irgendetwas stimmte mit ihm nicht. Es musste einen Grund für sein ausgeprägtes Interesse an diesem Haus geben. Oder war das alles nur Ablenkung gewesen, um etwas völlig anderes von der alten Dame zu erfahren?

Ich wusste nicht, wie ich meine Frage formulieren sollte, ohne ihr zu nahe zu treten. Der Mann hatte ihr vorgegaukelt, sich für ihre Erinnerungen zu interessieren, und sie hatte sich von ihm einwickeln lassen. Irgendetwas musste sie wissen, was für ihn von Bedeutung war und was in Zusammenhang mit Xaver Drews stand. Nur was war das? Und: Hatte er es von ihr erfahren?

»Frau von Redden, darf ich Sie noch etwas fragen?«, setzte ich vorsichtig an.

»Nur zu!«, entgegnete sie freundlich.

»Halten Sie es für möglich, dass dieser junge Mann Sie aufgesucht hat, um Ihnen etwas zu stehlen?« Ich hoffte inständig, sie mit dieser Frage nicht zu verletzen. Immerhin stellte ich damit sein Interesse an ihren Erinnerungen infrage.

Sekundenlang betrachtete sie ihre knochigen Finger. Dann sah sie mich unverwandt an. »Ich verstehe Ihre Frage. Und gleichzeitig betrübt sie mich ein wenig. Weil es nicht mehr in unsere Zeit zu passen scheint, dass jemand geduldig den Erinnerungen eines alten Menschen lauscht. In Ihren Augen macht er sich deswegen verdächtig. Das ist doch eine verkehrte Welt, meinen Sie nicht?«

In meinen Augen war er verdächtig. Immerhin hatte er sie belogen. Ich fragte mich, warum sie nicht skeptisch geworden war, nachdem er sich offensichtlich für weit mehr als nur die angebliche Wohnung in Laim interessiert hatte. Lag es daran, dass bei alten Menschen ausgerechnet der Teil des Gehirns nachließ, der für die Warnsignale zuständig war, und damit auch für das mulmige Bauchgefühl bei einer drohenden Gefahr? Es war eigentlich paradox, da sich gerade Ältere ganz besonders vor Kriminalität fürchteten, sich diese Furcht aber irgendwann nicht mehr in ein adäquates Verhalten umsetzen ließ.

»Mir ist nichts abhandengekommen«, sagte sie in meine Gedanken

hinein.

»Hat er Ihnen möglicherweise während Ihres Gesprächs Fragen gestellt, die Sie irritierten? Fragen zu Geldangelegenheiten oder zu Familienmitgliedern?«

Mit einer entschiedenen Handbewegung wischte sie meine Frage vom Tisch. »Nein. Das war kein Krimineller, der es auf meinen Schmuck abgesehen hatte. Darauf laufen Ihre Fragen doch hinaus, oder?« Sie sprach, als sei es ihr wichtig, sich für diesen Mann stark zu machen.

»Er war Ihnen sympathisch, nicht wahr?«

»Ja, das war er. Ich mochte seine Art.«

»Was war denn daran so besonders?«

»Er konnte gut zuhören und hat sich sehr in das Leid der Familie Lambert eingefühlt. Und es wollte ihm einfach nicht in den Kopf, warum selbst ein Arzt dem Mädchen nicht hatte helfen können. Viele würden über so etwas einfach hinweggehen, aber bei ihm wirkte es fast so, als würde er mitleiden. Und das, obwohl er das Mädchen ja überhaupt nicht kannte.«

Für mich klang all das wie ein Ablenkungsmanöver. Nur um was zu tun?

Anneliese von Redden war verstummt. Sie schien sich in ihren Erinnerungen verfangen zu haben. Als sie weitersprach, klang ihre Stimme, als komme sie von weit her. »An dem Tag hatte sich das Schicksal gegen die Familie Lambert verschworen. Es gibt solche Tage.«

Davon hätte ich ein Lied singen können.

»Ich habe später noch oft darüber nachgedacht. Eigentlich war ich um die Uhrzeit, als es passierte, immer zu Hause, um mit den Kindern Schulaufgaben zu machen. Aber an diesem Nachmittag haben sie mit meiner Schwester einen Ausflug gemacht. Das habe ich genutzt, um die alte Frau Strassburger aus dem Dachgeschoss im Krankenhaus zu besuchen.« Wieder schlug sie sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel. »Es war wirklich vertrackt, denn auch bei den Drews war wohl niemand zu Hause. Angeblich.«

»Bei den Drews?«

»Na ja, die ältere Lambert-Tochter hat, nachdem sie ihre Mutter nicht finden konnte, in ihrer Angst um die Schwester bei den Drews geklingelt. Die Lambert-Mädchen waren ja mit der Drews-Tochter befreundet.« Sie presste die Lippen aufeinander. »Tragisch, ganz tragisch! Frau Lambert ist dann mit der älteren Tochter kurz darauf ausgezogen. Und vielleicht war das auch besser so. Weiter dort zu

wohnen, wo das eigene Kind gestorben ist, stelle ich mir entsetzlich vor. Ich bin ihr ein paar Jahre später zufällig einmal auf der Straße begegnet. Ich habe sie kaum wiedererkannt, sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ich brauchte sie gar nicht zu fragen, wie es ihr geht.« Sie faltete die Hände und löste sie wieder voneinander. »Es gibt wirklich Familien, mit denen es das Leben nicht gut meint.« Ihr Blick wanderte zum Fenster. »Als sei es die Strafe gewesen«, sagte sie leise.

»Wie meinen Sie das?«

»Na, der Vater der Mädchen, Reinhold Lambert. Er ist erst kürzlich beim Joggen im Wald niedergestochen worden und verblutet. Und die Täter hat man nicht einmal gefasst. Herr Strassburger aus dem Dachgeschoss hat es mir erzählt. Und dann habe ich es ganz groß in der Zeitung gelesen.« Sie räusperte sich und nahm einen Schluck Kaffee. »Aber jetzt muss ich Sie doch mal fragen, Frau Mahlo, warum Sie dieser junge Mann so interessiert?«

»Wegen des Nachlassfalls, den ich gerade bearbeite. Der Verstorbene war ein alter Freund von Herrn Drews. So kommt die Verbindung zu Ihrem ehemaligen Nachbarn zustande. Und wie ich es verstanden habe, hat er sich sehr darüber aufgeregt, dass sich jemand bei Ihnen über ihn erkundigt hat.«

»Ja, ja, ich weiß«, sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Ich habe Ihnen ja erzählt, dass er mich deswegen im Treppenhaus aufs Übelste beschimpft hat. Als hätte er zu entscheiden gehabt, mit wem ich mich unterhalte. Aber ich verrate Ihnen etwas: Der Herr Drews hat sich gerne mal wichtig gemacht. Ich bin sehr froh, dass seine Tochter ihn hier im Haus abgelöst hat. Man soll ja den Toten nichts Schlechtes hinterherreden, aber ich für meinen Teil vermisse ihn nicht!«

Ein lautes Klingeln fuhr ihr in die Parade. Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Die Zeit ist ja nur so dahingeflogen, da wird schon mein Essen gebracht. Sind Sie so freundlich und öffnen die Tür?«

Während ich ihr Mittagessen in Empfang nahm, ließ ich mir die Informationen von Frau von Redden noch einmal durch den Kopf gehen und kam erneut zu dem Schluss, dass sie mich nicht weiterbrachten. Vermutlich lief alles auf einen Zufall hinaus. Dieser ominöse Mann hatte sich ausgerechnet zu einem Zeitpunkt nach Xaver Drews erkundigt, als der gerade einen Brief seiner verstorbenen Cousine erhalten hatte. Nur deshalb hatte Drews befürchtet, Franck Gieseke könne ihnen auf die Spur gekommen sein. Mit dieser Befürchtung hatte er seinen früheren Mittäter Schettler infiziert. Der wiederum hatte sie nahtlos in seinen Verfolgungswahn eingesponnen.

Vielleicht war nichts anderes geschehen, als dass es an der einen Stelle einen Windhauch gegeben hatte und an einer anderen Stelle ein Sturm daraus entstanden war. Es machte keinen Sinn, diesem Mann hinterherzujagen, der eine alte Frau belogen hatte, um an wer weiß welche Informationen zu gelangen.

17

Mitten auf dem Romanplatz überfiel mich dieses Wort. *Angeblich,* hatte Anneliese von Redden gesagt. Angeblich sei bei den Drews niemand zu Hause gewesen, als die Lambert-Tochter dort geklingelt hatte, um Hilfe für ihre kleine Schwester zu finden.

Ich drehte um, kaufte einen Blumenstrauß und kehrte noch einmal in die Orffstraße zurück. Wenn ich die alte Dame schon beim Essen störte, wollte ich ihr wenigstens eine Freude machen. Was mir auch gelang. Nachdem ich die Blumen in eine Vase gestellt hatte, setzte ich mich zu ihr an den Esstisch.

Über ihren Teller hinweg nickte sie mir auffordernd zu. »Was ist Ihnen denn nun noch so Wichtiges eingefallen?«

»Sie sagten, Xaver Drews sei an dem Tag, als die Tochter der Lamberts erstickte, angeblich nicht zu Hause gewesen. Wieso denn *angeblich?*«

»Ganz einfach«, antwortete sie, nachdem sie einen kleinen Bissen Schweinebraten hinuntergeschluckt hatte. »Herr Drews hat behauptet, an diesem Tag wie immer in seiner Steuerkanzlei gewesen zu sein. Aber das mit dem *wie immer* war so eine Sache gewesen. Die kleine Kathrin ist nämlich an einem Dienstag erstickt. Und dienstagnachmittags hat Frau Drews ihre Tochter immer zum Geigenunterricht nach Starnberg begleitet. Sobald die beiden aus der Tür waren, ist er nach Hause gekommen. Das habe ich immer genau hören können. Und zwar an den Metallplättchen an seinen Schuhen. Die haben so ein lautes Klacken verursacht. An den Dienstagen habe ich dann auch zusätzlich noch ein paar Stöckelschuhe gehört.«

»Die nicht Frau Drews gehörten?«

»Die ihr ganz bestimmt nicht gehörten. Frau Drews hat zwar auch Stöckelschuhe getragen, aber sie hat sie zu Hause stets ausgezogen.«

»Vielleicht hat sie es nur hin und wieder vergessen«, gab ich zu bedenken.

»Glauben Sie, dass jemand nur dienstags vergisst, zu Hause seine Schuhe auszuziehen? Ich nicht«, sagte sie mit einem trockenen Lachen. »Ich vermute viel eher, dass diese Stöckelschuhe in der Wohnung der Drews nicht zu Hause waren, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Sie sah auf ihren Teller. »Na ja, das geht mich ja nichts an.«

»Herr Drews hatte also an dem besagten Dienstag Damenbesuch?«

Sie kniff leicht die Augen zusammen. »Ja, aber da war noch ein Mann in der Wohnung. Erstens habe ich auch seine Schritte gehört, und zweitens gab es eine lautstarke Auseinandersetzung zwischen ihm und meinem Nachbarn. Herr Drews hat sich später fürchterlich aufgeregt. Er hat mich für verrückt erklärt und gesagt, ich würde Lügen verbreiten, und das alles nur, weil ich nicht mehr alle Tassen im Schrank hätte. Aber ich weiß, was ich gehört habe!«

»Darf ich da kurz mal einhaken, Frau von Redden? Sie sagten, das sei an dem Dienstagnachmittag gewesen, als das kleine Mädchen starb. Wie haben Sie diesen Streit denn überhaupt mitbekommen können? Vorhin haben Sie gesagt, Sie seien an dem Nachmittag gar nicht im Haus gewesen.«

Sie lächelte. »Da haben Sie aber wirklich gut aufgepasst. Es ist alles eine Frage des Zeitpunkts. Die drei in der Wohnung über mir habe ich gehört, bevor ich aus dem Haus gegangen bin. Ungefähr eine Viertelstunde später ist das mit Kathrin passiert. Sarah, das ältere der beiden Mädchen, ist voller Panik durchs Haus gelaufen und hat überall geklingelt. Auch bei Drews. Sie war sich ganz sicher, hinter seiner Tür einen Schatten gesehen zu haben. Damals hatten unsere Türen noch eingelassene Glasscheiben.«

»Das heißt, er war immer noch zu Hause und hat die Tür nicht geöffnet?«

»So sehe ich das, und so hat es auch Sarah erzählt. Aber Herr Drews hat es vehement abgestritten. Und ich habe letztlich klein beigegeben. Es hätte Kathrin nicht mehr lebendig gemacht, und ihrer Mutter hätte es auch nicht geholfen. Außerdem war Herr Drews nicht der Einzige, der sich aus der Affäre gezogen hat. Sarah sagte, sie sei Frau Eppinger im Treppenhaus begegnet und hätte sie um Hilfe gebeten. Aber sie habe sie abgewimmelt, weil sie es eilig gehabt habe. Frau Eppinger hat damals genau wie Herr Drews behauptet, das habe sich das Mädchen nur ausgedacht, um die Schuld, die die eigene Mutter auf sich geladen hatte, ein wenig zu mildern.« Sie nahm einen kleinen Löffel für die Bratensoße zur Hand. »Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen hier etwas voresse, aber ich muss wegen meiner Medikamente die Essenszeiten einhalten.«

»Machen Sie sich keine Gedanken deswegen.«

»Sarah hat immer wieder beteuert, dass sie mit Frau Eppinger gesprochen habe. Ich konnte es mir damals nur schwer vorstellen, dass sie das Mädchen da im Flur hat stehen lassen. Eile hin oder her. Frau Eppinger war eine anständige Frau. Bei Herrn Drews hat es mich nicht gewundert. In meinen Augen war er immer ein unsympathischer

Zeitgenosse.«

Damit ging auf Drews' Konto nicht nur eine Entführung, sondern auch unterlassene Hilfeleistung. Weder für das eine noch für das andere war er je belangt worden.

Auf dem Weg zum Auto holte ich mein auf stumm geschaltetes Handy aus der Tasche und sah die entgangenen Anrufe durch. Zwei unbekannte Nummern, einmal meine Mutter, einmal Arne. Gleich mehrere von Martin, doch kein einziger stammte von Simon. Ich wollte das Handy gerade in meine Tasche zurückstecken, als es klingelte.

»Kris? Bist du dran?«, fragte Martin.

»Ja.«

»Was war denn letzte Nacht los? Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Simon hat mein Gesäusel mitbekommen.« Ich atmete gegen das Gewicht auf meiner Brust an.

»Auch wenn es vielleicht nicht sehr überzeugend klingen mag«, sagte Martin, »aber das tut mir sehr leid. Ich war in so einer Stimmung, die …«

»Nein, bitte!«, schnitt ich ihm das Wort ab. »Lass uns nicht mehr darüber reden. Lass uns überhaupt nicht mehr auf diese Weise miteinander reden. Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen.«

»Kris, wenn du…«

»Tu mir einen Gefallen und ruf mich nicht mehr an. Und komm bitte auch nicht auf die Idee, mich zu besuchen. Wenn Simon dich auf dem Hof sieht, dann …« Dann ist es aus, hatte ich sagen wollen. Mit einem Schlag wurde mir bewusst, wie schmal der Grat war, auf dem ich wanderte. Ich musste so schnell wie möglich zu Simon, um mit ihm zu reden.

»Kris?«

»Wir müssen damit aufhören, Martin, ein für alle Mal!«

»Das habe ich ja verstanden, aber …«

»Kein Aber. Es muss Schluss sein, ich will meine Beziehung nicht riskieren.«

Sekundenlang war es still in der Leitung, ich hörte ihn nicht einmal atmen. »Dann mach's gut, Kris, hörst du? Und pass auf dich auf!«

»Du auch, Martin.« Ich drückte den roten Hörer.

Die drei fremden Autos auf dem Hof stimmten mich nicht gerade zuversichtlich. Da Henrike zum Entrümpeln unterwegs und ihr

Trödelladen an diesem Tag geschlossen war, konnten die Wagen nur Simons Kunden gehören. Wider besseres Wissen stieß ich die Tür zum *Vini Jacobi* auf und hielt nach ihm Ausschau. Er stand mit dem Rücken zu mir und war mit einem Paar mittleren Alters in ein Gespräch vertieft. Außer diesen beiden Kunden entdeckte ich noch zwei andere, die sich an den Regalen entlangarbeiteten.

Simon hatte die Tür gehört und wandte sich zu mir um. Der Blick, mit dem er mich bedachte, hätte düsterer nicht sein können. Fast unmerklich schüttelte er den Kopf und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das Paar. Mit einem unsicheren Gefühl im Bauch ging ich hinaus.

An der Tür zum Haupthaus stieß ich beinahe mit meiner Mutter zusammen, die mir mit zwei großen Reisetaschen entgegenkam. Mit einem erleichterten Seufzer stellte sie sie ab.

»Wie gut, dass ich dich noch sehe«, sagte sie ein wenig außer Atem.

»Willst du verreisen?«, fragte ich erstaunt.

Ihr Ja klang nach Erlösung.

»Und wohin?« Ich kramte in meinem Gehirn, ob sie mir davon bereits erzählt und ich es nur vergessen hatte.

»Nach Italien.«

Das hörte ich ganz sicher zum ersten Mal. »Und wann kommst du zurück?«

»In vier Wochen.«

»Was ist denn mit deinem Job?«, fragte ich überrascht.

Sie kam auf mich zu und strich mir zärtlich über die Wange. »Mach dir keine Sorgen, das habe ich alles im Griff. Ich habe versprochen, dafür während der Wiesn durchzuarbeiten. Ich muss hier mal raus, Kris«, sagte sie leise. »Noch so eine Szene wie gestern könnte ich mir nicht verzeihen.«

»Hast du Papa Bescheid gegeben?«

»Dem würde ich gerne mal was erzählen«, brauste sie auf, um sich sofort wieder einzufangen. »Ich schreibe ihm einen Zettel. Mehr ist nicht drin. Kannst du dich bitte um meine Pflanzen kümmern?«

»Na klar«, sagte ich ein wenig verdattert.

»Und um deinen Vater natürlich auch, ja? Er sollte seine Wunden regelmäßig desinfizieren und neu verbinden. Diese Tamara macht mir nicht gerade einen fürsorglichen Eindruck.« Sie schlug sich die Hand vor den Mund. »Jetzt fange ich schon wieder damit an. Höchste Zeit, dass ich fahre!« Sie betrachtete eingehend mein Gesicht. »Du siehst heute aber auch ein wenig mitgenommen aus. Ist etwas passiert?«

Ich winkte ab. »Ich habe nur schlecht geschlafen.«

»Ehrlich?«

»Ja, mach dir keine Gedanken.« Ich schluckte alles hinunter, was mir auf der Zunge lag. Am liebsten hätte ich meinen Kopf gegen ihre Schulter sinken lassen, um mich auszuweinen. Aber es würde sie nur noch unglücklicher machen, als sie ohnehin schon war.

Sie nahm mich in den Arm und legte ihre Wange an meine. »Du weißt, ich bin immer für dich da, Kris.«

»Weiß ich, Mama.« Ich gab mir alle Mühe, damit mir nicht schon wieder die Tränen kamen. »Und jetzt mach, dass du loskommst! Wie weit willst du denn heute noch fahren?«

»So weit, wie ich komme, ich lasse mich treiben. Das habe ich schon so lange nicht mehr getan.«

Ich passte den Moment ab, in dem keine Kunden in Simons Laden waren, und lief über den Hof. Er kam gerade mit einem Sackkarren voller Weinkisten aus dem Lager. Rosa, die schwanzwedelnd hinter ihm auftauchte, überholte ihn und sprang freudig an mir hoch.

»Kann ich kurz mit dir reden, Simon?«, fragte ich, während ich mich neben Rosa kniete und sie streichelte.

Er stellte den Sackkarren ab und ließ die Hände auf den Griffen ruhen. Die Ringe unter seinen Augen sprachen Bände, er hatte offensichtlich kaum mehr geschlafen. In seinem Blick lag eine so tiefe Verletzung, dass mir das Herz noch schwerer wurde.

»Tu uns beiden den Gefallen und behaupte nicht, ich hätte da irgendetwas falsch verstanden und es sei alles ganz anders.« Seine Stimme klang rau.

Als ich von den Knien hochkam, wurde mir schwindelig. Ich hätte längst etwas essen sollen. »Es hat überhaupt keine Bedeutung, Simon. Das war einfach nur dumm und unüberlegt von mir. Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen.« Ich ging ein paar Schritte auf ihn zu, aber er schüttelte nur kaum merklich den Kopf. »Ich entschuldige mich dafür und verspreche dir, dass so etwas nicht wieder vorkommt. Du bedeutest mir so viel, und das ist mir nicht erst heute Nacht bewusst geworden. Dass ich meine Wohnung gerne noch eine Weile behalten würde, hat damit nichts zu tun.«

»Ich war gerade dabei, mich mit diesem Status quo zu arrangieren. Aber da kannte ich den genauen Status letztlich noch gar nicht.«

»Simon, ich schwöre dir, dass Martin Cordes überhaupt keine Bedeutung hat.«

»Er ist immerhin ein Mann, mit dem du in der Morgendämmerung telefonierst. Und da soll er keine Bedeutung für dich haben?«

»Er war betrunken und hat mich angerufen.«

»Warum? Weil er sich in dich verliebt hat?«

Rosa, die sich genau zwischen uns gesetzt hatte, kam zu mir und drückte sich an meine Beine.

»Seine Gefühle spielen doch gar keine Rolle!«

»Bist du in ihn verliebt?«

»Nein! Es hat mir geschmeichelt, es war nichts als ein dummes Spiel.«

»Für mich hat es eine Bedeutung, wenn du solche Spiele spielst, Kris. Du kennst mich, ich habe dir da nie etwas vorgemacht.«

»Aber du kennst mich doch auch«, flehte ich ihn an.

»Seitdem ich heute Nacht deine Stimme gehört habe, bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

Plötzlich war mir kalt, und ich schlang die Arme um meinen Oberkörper. »Simon, es ist nichts weiter passiert, als dass ich am Telefon ein bisschen herumgeschäkert habe.«

Er sah mich an und gleichzeitig durch mich hindurch.

»Was hältst du davon, wenn du nachher zu mir kommst und ich uns etwas koche?«, schlug ich vor.

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich brauche eine Pause.«

Dieses Wort kroch in meinen Kopf und explodierte dort. »Was meinst du denn mit Pause?« Ich fragte, obwohl ich die Antwort bereits ahnte.

»Zeit zum Nachdenken.«

»Und wie stellst du dir das vor? Ich meine hier auf dem Hof?«

»Der Hof ist groß genug, um sich eine Weile aus dem Weg zu gehen.«

Ich suchte händeringend nach Argumenten, um ihn umzustimmen, und griff dabei nach den letzten Strohhalmen. »Und Henrike und Arne? Sollen die uns dann nur noch getrennt treffen?«

»Wir sind alle erwachsen, Kris.«

»Und Rosa? Was ist mit Rosa? Soll sie etwa darunter leiden müssen, dass ich einen Fehler gemacht habe?« Ich beugte mich zu ihr und streichelte sie.

Für Sekunden schien es, als glätteten sich die Falten auf seiner Stirn um einen Hauch. »Auch was Rosa betrifft, sind wir erwachsen. Meinst du nicht?«

Irgendwie musste ich diesen Tag zu einem Ende bringen, ohne durchzudrehen. In meiner Wohnung kam ich mir vor wie ein Tiger im Käfig. Henrike hatte ihr Handy ausgeschaltet, und Arne schien seines

nicht zu hören. Als ich es alleine mit meinen Gedanken nicht mehr aushielt, holte ich mein Rad und fuhr zu Arne.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, nahm er mich wortlos in die Arme und blieb eine Weile so mit mir stehen. Dann zog er mich ins Haus, wo es nach gebratenem Fleisch roch. In der Küche wendete er zwei Steaks in der Pfanne und schaltete dann den Herd aus. Nachdem er die Musik leiser gedreht hatte, holte er Teller und verteilte Fleisch und Salat darauf, als ginge es darum, einen Preis für Ästhetik zu gewinnen. Das war typisch Arne: Selbst wenn meine Welt unterging, sollte sie wenigstens auf dem Teller noch in Ordnung sein.

»Das ist lieb gemeint, Arne, aber ich kann nichts essen.«

»Wenn du nichts isst, kannst du nicht klar denken. Man sollte keine Mahlzeit auslassen, das ist Gift für den Körper. Habe ich gerade erst irgendwo gelesen.«

»Ja, ich weiß, es soll schlimmer sein als Junkfood.«

»Du hast das auch gelesen?«

»Ich nicht, aber Funda«, antwortete ich mit einem schiefen Lächeln und folgte Arne auf die Terrasse.

Er stellte die Teller auf den Tisch, holte Weingläser und eine Flasche Rotwein und brachte mir eine Decke, die ich mir um die Schultern schlang.

Ein leichter Wind fuhr in die hohen Eschen in seinem Garten. Der Himmel war immer noch wolkenlos, und die Vögel zwitscherten aufgeregt. Das leise Plätschern der Würm, die mitten durch Arnes Garten floss, drang bis zur Terrasse. Er hatte sich eine Idylle geschaffen, die Balsam für die Seele war. Nur heute half nicht einmal das. Ich griff nach dem Rotweinglas und wollte gerade trinken, als Arne es mir sanft abnahm.

»Eigentlich halte ich nichts von Bevormundungen, aber in diesem Fall mache ich eine Ausnahme. Solange du nichts gegessen hast, gibt es keinen Wein.«

»Ich bin erwachsen«, sagte ich und musste augenblicklich an Simons Worte denken.

»Du bist angeschlagen. Iss!«

Ich schnitt das Steak in winzige Stücke und schob mir eines davon in den Mund. Als ich zu kauen begann, spürte ich mit einem Mal meinen Hunger und spießte mit der Gabel das zweite auf. »Hast du mit Simon gesprochen?«, fragte ich.

»Habe ich. Er ist durcheinander.«

»Weil ich Mist gebaut habe.«

Er lächelte mich liebevoll an. »Könnte man so nennen.«

»Er will eine Pause.«

»Eine Pause ist nicht das Ende.«

»Und wenn doch?«

Arne legte sein Besteck beiseite und strich über meine Hand. »Er ist sehr verletzt, und er braucht Zeit. Also gib sie ihm.«

»Ich weiß nicht, wie ich das aushalten soll, Arne.«

»So, wie du bisher immer alles ausgehalten hast. Indem du dich in deine Arbeit vergräbst.«

Als ich im Morgengrauen auf Arnes Sofa erwachte, schälte ich mich mit schweren Gliedern aus der Wolldecke, die er über mich gebreitet hatte. Nachdem ich ihm einen Zettel geschrieben und mich für sein Ohr bedankt hatte, schlich ich mich um kurz nach fünf aus dem Haus.

Todmüde und gleichzeitig unter Strom radelte ich an der Würm entlang. Als ich an der Stelle vorbeikam, an der ich vor Monaten überfallen und in den Fluss gezerrt worden war, trat ich fester in die Pedale. Erst kurz bevor ich zu der ausladenden Eiche kam, die zweihundert Meter vor unserem Hof am Rand der Wiese stand, verlangsamte ich das Tempo. Ich stellte mein Rad unter dem Baum ab und begann, an ihm hochzuklettern. Obwohl ich es in unbeobachteten Momenten schon oft getan hatte, empfand ich es immer wieder als kleine Herausforderung. Die Konzentration auf den Moment ließ keinen anderen Gedanken zu. Unterhalb der Krone setzte ich mich auf einen starken Ast. Ich fühlte mich geborgen unter dem dichten Blätterdach und hatte wie bei allen anderen Malen zuvor das Gefühl, mit dem Baum verwachsen zu sein. Mit der Wange an den Stamm gelehnt, schloss ich die Augen und ließ meinen Tränen freien Lauf.

Eine halbe Stunde später stand ich unter der Dusche und zwang mich, eine To-do-Liste für diesen Tag zu machen. Niemandem war damit gedient, wenn ich mich gehen ließ, am wenigsten mir selbst. Ich machte mir einen starken Kaffee, legte ein Brötchen vom Vortag auf den Toaster und bestrich es dick mit Erdbeermarmelade. Süß ging irgendwie immer. Mit zwei Tafeln Schokolade bewaffnet, lief ich schließlich hinunter ins Büro. Nachdem ich alle Fenster geöffnet hatte und kühle Morgenluft durch die Räume strömte, nahm ich mir die Wäschekörbe vor, in denen sich Albert Schettlers Beobachtungsprotokolle und Tagebücher stapelten. In der Hoffnung, doch noch einen bislang übersehenen Hinweis zu finden, breitete ich alles auf dem Boden aus.

Ich war so in die Durchsicht der Unterlagen vertieft, dass ich Funda erst hörte, als sie mich direkt ansprach.

»Guten Morgen!«, flötete sie.

»Wie kann man nur morgens schon so gut gelaunt sein?«, erwiderte ich ihren Gruß und blinzelte sie von unten an.

»Man kann natürlich auch damit warten, bis der Tag gelaufen ist. Aber dann hat man viel weniger davon.« Sie ließ ihre Tasche neben ihren Schreibtisch plumpsen und setzte sich. Ihre High Heels schienen noch ein Stück höher als üblich zu sein.

»Ich werde nie verstehen, wie du auf diesen Dingern laufen kannst.«

»Das ist reinste Statik. Aber darum geht es gar nicht, oder? Ist irgendetwas passiert?« Funda hatte feine Antennen.

»Simon braucht eine Pause.«

»Wovon?«

»Von mir.«

»Kurze oder lange Pause?« Sie betrachtete mich wie eine Notärztin auf der Suche nach den schlimmsten Wunden.

Ich zuckte die Schultern.

»Hast du es schon mit Schokolade versucht?«

»Liegt bereit.«

»Dann lass uns welche essen.« Sie sah sich um und entdeckte die beiden Tafeln auf dem Tisch mit den Glasbausteinen. In Sekundenschnelle riss sie eine der Tafeln auf, brach die Schokolade in Riegel und setzte sich damit zu mir auf den Boden. Die High Heels kickte sie unter ihren Schreibtisch. »Möchtest du über Simon reden oder lieber über etwas anderes?«

»Lieber über etwas anderes.« Ich nahm gleich zwei Riegel und verschlang sie.

»Schettler! Wie steht es da?«, fragte sie wie aus der Pistole geschossen und nahm sich auch einen.

»Ich hänge fest. Die Sache mit der Entführung ist so weit geklärt. Es gibt drei Täter, die allesamt tot sind, und ein Opfer, das froh ist, wenn man es in Ruhe lässt. Die Sache könnte damit eigentlich erledigt sein. Allerdings bleibt die Frage, warum mir Schettlers Unterlagen gestohlen wurden. Worum ist es diesem Dieb gegangen?«

»Vielleicht hat er ja geglaubt, es handle sich um ganz anderes Material. Genau genommen hat Schettler auf Drews' Beerdigung doch nur gebrüllt, er habe alle Ungereimtheiten um dessen Tod herum notiert und seine Notizen in einem Bankschließfach deponiert. Sollte also auch ihm etwas zustoßen, werde das öffentlich gemacht. Dabei könnte es doch um alles Mögliche gegangen sein. Wenn die beiden gemeinsam mit Drews' Cousine eine Entführung durchgezogen haben, dann gehen vielleicht auch noch andere krumme Dinger auf ihr

Konto.«

»So etwas in der Art habe ich mir auch überlegt«, sagte Henrike, die lautlos im Türrahmen aufgetaucht war.

Ich schrak zusammen. Funda hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt.

Henrike setzte sich zu uns auf den Boden. »Mhm, Schokolade!« Sie zog sich den Rest der Tafel heran und machte sich hungrig darüber her.

»Was hast du dir auch überlegt?«, hakte Funda nach.

»Dass es vielleicht um etwas ganz anderes ging. Um einen anderen Zusammenhang als die Entführung. Habt ihr euch zum Beispiel mal gefragt, ob dieser Peter Siebert, der Sohn von Schettlers altem Freund, der Dieb auf dem Fahrrad gewesen sein könnte? Vielleicht hat er sich aus welchen Gründen auch immer von Schettlers Drohung mit dem Bankschließfach bedroht gefühlt.«

»Er ist nicht der Sohn eines alten Freundes«, sagte ich. »Er hat sich bei Schettler nur eingeschlichen, um kostenlos bei ihm wohnen zu können, bis er eine Wohnung gefunden hatte.«

»Also hat er gelogen.«

»Ja, das hat er zweifellos, und nicht nur einmal. Aber ihn und den Dieb auf dem Fahrrad trennen Welten, glaub mir! Peter Siebert ist überhaupt kein sportlicher Typ. Er bewegt sich wie eine Schnecke und wäre mir ganz bestimmt nicht entwischt.«

»Aber er liebt es, Fahrrad zu fahren«, warf Funda dazwischen. »Erinnerst du dich? Deswegen ist er doch überhaupt ins Grüne gezogen.«

»Ich fahre auch gerne Fahrrad und bin trotzdem keine Sportskanone.«

»Vielleicht hat er euch etwas vorgespielt.« Henrike nahm sich einen weiteren Riegel Schokolade.

Ich ließ mir all das durch den Kopf gehen und klopfte es auf Ungereimtheiten ab. »Schettler hat seine Drohung mit dem Bankschließfach auf Drews' Beerdigung unter die Leute gebracht. Ich habe Fotos von dieser Beerdigung gesehen. Peter Siebert habe ich darauf nicht entdeckt.«

Henrike zuckte die Schultern. »Wer sagt denn, dass Schettler ausschließlich auf der Beerdigung mit den Säbeln gerasselt hat?«

»Der Mann hatte so gut wie keine Sozialkontakte, er hat sich meist in seinem Haus verschanzt. Sehr viele Gelegenheiten wird er nicht gehabt haben, um seine Drohung unter die Leute zu bringen. Aber sie war seine Lebensversicherung. Er wollte ganz sicher sein, dass sie

Drews' Mörder auch erreicht. Deshalb ist er vermutlich überhaupt nur zu der Beerdigung gegangen. Selbst wenn es hier um einen völlig anderen Zusammenhang als die Entführung geht – für Schettler ging es ausschließlich darum. Deshalb muss meiner Meinung nach der Dieb der Unterlagen auf der Beerdigung gewesen sein. Und Peter Siebert war es nicht. Dabei bleibe ich.«

Als ich in diesem Moment Alfred draußen krakeelen hörte, sprang ich auf und lief hinaus. »Bin gleich wieder da!«

Die Krähe saß bereits auf dem Gartentisch und pickte mit dem Schnabel auf die Dose. Ich setzte mich an den Tisch, öffnete den Deckel und holte eine Nuss heraus. »Hier, mein Kleiner.« Während Alfred mit seiner Beute im Schnabel über die Buchenhecke hinwegflog, wanderte mein Blick zum Himmel. Früh am Morgen war er noch blau gewesen, inzwischen ließen die Wolken nur hier und da noch ein paar Sonnenstrahlen hindurch. Für einen Moment schloss ich die Augen.

»Arne hat es mir erzählt«, sagte Henrike leise und setzte sich zu mir. »Ist es sehr schlimm?«

»Ziemlich.«

18 Mittags klingelten überraschend Giesekes an meiner Tür. Sie waren nach Obermenzing gekommen, um sich von Henrike und mir zu verabschieden. Ich freute mich, die beiden noch einmal zu sehen, und bat sie ins Büro. Bei einer Tasse Kaffee berichteten sie, Stephanie Drews hätte sich mit ihnen verabredet und ihnen ein wenig über ihren Vater und dessen Cousine erzählt. Franck Gieseke machte keinen Hehl daraus, dass er mit den normalen Lebenswegen seiner Entführer haderte. Insgeheim hätte er sich oft gewünscht, das Leben würde es ihnen nicht allzu leicht machen. Selbstverständlich sehe er, dass er als ungefähr Gleichaltriger alle drei überlebt habe. Aber mit ihm habe auch seine Angst überlebt. Und die werde ihn vielleicht noch bis an sein Lebensende begleiten.

Angst. Franck Gieseke hatte mir das Stichwort gegeben. Ich lud die beiden ein, mich in Albert Schettlers Haus zu begleiten. Als wir aus ihrem Mietwagen stiegen, ruhte ihr Blick einen Moment auf den vergitterten Fenstern der Jugendstilvilla. Wortlos folgten sie mir ins Haus. Ich geleitete sie in den ersten Stock zu Albert Schettlers ganz persönlicher Version eines geschützten Raumes. Während sie sich darin umsahen, warfen sie sich immer wieder beredte Blicke zu.

»Wovor hatte er Angst?«, fragte Rose-Marie Gieseke, nachdem wir das Haus gemeinsam wieder verlassen hatten.

Eigentlich hätte ich ihr nichts von Schettlers Krankheit erzählen dürfen. Aber in diesem Fall fand ich es angebracht, den Datenschutz außen vor zu lassen. Die beiden hatten ein Recht darauf, mehr über den Entführer zu erfahren.

»Er hat unter Paranoia gelitten. Über die Ursachen ist nicht viel bekannt, aber ich habe gelesen, dass traumatische Ereignisse bei der Entstehung dieser Erkrankung eine Rolle spielen können. Ich habe Ihnen ja erzählt, dass Albert Schettler seine gesamte Familie durch einen Brand verloren hat. Dazu noch die Schuldgefühle, die er vielleicht mit den Jahren wegen der Entführung entwickelt hat. Er wird alles, was geschehen ist, als Strafe für sein damaliges Vergehen gesehen haben.«

Wir waren inzwischen bei ihrem Mietwagen angekommen. Rose-Marie Gieseke drehte sich um und betrachtete noch einmal das Haus.

»Man muss große Angst haben, um alle Fenster bis unters Dach zu vergittern. Das wäre das Letzte, was ich getan hätte, wenn ich meine

Angehörigen durch ein Feuer verloren hätte. In solch einem Fall wäre ihm doch als einziger Fluchtweg nur die Haustür geblieben. Und die hätte ihm überhaupt nichts genützt, wenn es unten gebrannt und er sich oben aufgehalten hätte!« Sie drehte sich wieder zu uns. »Aber ich habe kein Mitleid mit diesem Mann. Vielmehr sehe ich die Art, wie er gelebt hat, als gerechte Strafe für das, was er meinem Mann angetan hat.«

Franck Gieseke legte für einen Moment den Arm um ihre Schultern und öffnete ihr dann die Autotür. »Danke, dass Sie mit uns hierhergefahren sind, Frau Mahlo. Es hat etwas geradegerückt. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll, aber vielleicht verstehen Sie, wie ich es meine.«

Ja, das tat ich. Zu sehen, wie Albert Schettler gelebt hatte, würde ihm nichts von seinem Schmerz nehmen, aber es würde diesem Schmerz vielleicht die stechende Spitze kappen.

Nachdem ich mich von den beiden verabschiedet hatte, schloss ich das Haus ab und leerte den Briefkasten. Zwischen Werbeprospekten zog ich einen unbeschrifteten DIN-A4-Umschlag hervor. Er enthielt dicht beschriebene Seiten, die meinen Puls beschleunigten. Auf einem der Blätter stand: *Wenn Sie dieses Schriftstück in Händen halten, wurde ich umgebracht.* Genau diesen Satz hatte ich schon einmal im Tresorraum der Sparkasse gelesen, bevor mir die Umschläge gestohlen wurden. Ich überflog die Seiten und fand dort all das bestätigt, was ich inzwischen selbst herausgefunden hatte: Dass Schettler gemeinsam mit Xaver Drews und dessen Cousine Franck Gieseke entführt hatte. Ich las von dem Bekennerbrief und dem Mann, der sich über Xaver Drews erkundigt hatte, um ihn, wie Schettler glaubte, umzubringen. Ich las von seiner Panik, dass auch er Franck Gieseke zum Opfer fallen würde. Und davon, dass diese Seiten dazu dienen sollten, ihn für den dreifachen Mord hinter Gitter zu bringen. Zwischen den Blättern fand ich auch den Brief, den Almuth Drews-Winter an ihren Cousin geschrieben hatte. Stephanie Drews hatte ihn mir ziemlich genau wiedergegeben. Ich lehnte mich gegen das Gartentor und starrte auf die Blätter in meiner Hand. Dass der Dieb sie eingeworfen hatte, konnte nichts anderes heißen, als dass sie bedeutungslos für ihn waren. Aber warum hatte er sie dann nicht einfach weggeschmissen?

Das Klingeln des Handys riss mich aus meinen Gedanken. Anneliese von Redden meldete sich. Ich hätte mich doch für den jungen Mann interessiert. Sie habe ihn auf einem der Fotos, die Stephanie Drews ihr von der Beerdigung ihres Vaters gebracht habe, wiedererkannt. Wenn

ich wolle, könne ich jederzeit bei ihr vorbeikommen, um mir das Foto anzusehen.

»Müde sehen Sie aus«, begrüßte mich Anneliese von Redden eine halbe Stunde später. Sie stützte sich auf ihren Rollator und beäugte mich. »Vielleicht sollten Sie besser mal eine Pause machen«, schlug sie in besorgtem Tonfall vor.

Dieses Wort schien mich zu verfolgen. Ich schluckte. »Pause ist bei mir im Moment ein Reizwort.«

»Was immer das bedeuten mag«, meinte sie augenzwinkernd und fischte einen Umschlag aus einer Plastiktüte, die am Griff ihres Rollators hing. Sie entnahm ihm einen kleinen Stapel mit Fotos und fächerte sie auf dem Tisch auf. Dann tippte sie mit dem Zeigefinger auf eine Person und schob mir das Foto zu. »Der da ist es!«

Ich sah mir den Mann an. Er war ungefähr in meinem Alter, hatte ein klassisch geschnittenes Gesicht, dunkelblondes, verwuscheltes Haar, das ihm in die Stirn hing, und traurige Augen. Was bei einer Beerdigung nicht weiter verwunderlich war.

»Ein gut aussehender junger Mann, nicht wahr?«

Ich nickte. »Und Ihr Besucher und der Mann auf dem Foto sind ganz sicher identisch? Irrtum ausgeschlossen?«

»Als er bei mir war, trug er die Haare ein wenig anders, mehr aus der Stirn, aber er ist es. Meine Augen sind noch topfit.« Sie tippte wieder auf das Foto. »Ich habe mich gefreut, als ich ihn darauf entdeckt habe. Demnach hat er die Wohnung ja wohl bekommen. Mit ihm als Mieter hat Herr Drews aber auch wirklich einen guten Griff getan. Zwar hat er jetzt nichts mehr davon, aber seiner Tochter hat er damit sicher einen Gefallen getan.«

Mutter und Tochter Drews standen in der geöffneten Wohnungstür, als ich die Treppe hinaufkam. Noch bevor ich etwas sagen konnte, verkündete Stephanie Drews, sie sei auf dem Sprung. Sie habe eine Verabredung, zu der sie keinesfalls zu spät kommen wolle. Mit Engelszungen überredete ich sie, trotzdem noch schnell einen Blick auf die Beerdigungsfotos auf ihrem Laptop zu werfen. Als ich ihr den Mann zeigte, den Anneliese von Redden als ihren Besucher identifiziert hatte, sagte sie, den kenne sie nicht. Sie hatte sich schon abgewandt, als sie noch einmal genauer hinsah, nur um erneut den Kopf zu schütteln. Irgendetwas an ihm sei ihr vage bekannt vorgekommen. Möglicherweise habe sie ihn schon einmal irgendwo gesehen, aber wo und in welchem Zusammenhang, könne sie nicht

sagen. Sie erinnere sich nicht einmal, ihn auf der Beerdigung wahrgenommen zu haben. Ich wollte wissen, ob sie ihn vielleicht einmal bei ihrem Vater getroffen habe. Daran würde sie sich erinnern, entgegnete sie kopfschüttelnd. Aber vielleicht könne mir ihre Mutter etwas zu ihm sagen. Und weg war sie.

»War das denn wirklich nötig?«, fragte Jette Mollenhauer von der Tür her. »Stephanie hat so viel um die Ohren.«

Das habe ich auch, lag mir auf der Zunge. »Mögen Sie mal einen Blick auf das Foto werfen, Frau Mollenhauer?«

Widerstrebend trat sie hinter mich und sah auf den Bildschirm des Laptops. »Um wen geht es denn?«

Ich zeigte auf den Mann. »Um ihn.«

»Nein, den kenne ich nicht«, sagte sie nach einem desinteressierten Blick.

»Bitte! Schauen Sie ihn sich ganz in Ruhe an.«

»Mein Personengedächtnis ist hervorragend. Wenn ich sage, ich kenne ihn nicht, dann können Sie sich darauf verlassen.«

»Könnte er zu einem der Umstehenden gehören?«

»Wie soll ich das wissen? Auch von denen kenne ich niemanden. Sowohl mein Exmann als auch ich haben uns nach der Scheidung ein neues Leben aufgebaut. Außer unserer Tochter hatten wir keinerlei Berührungspunkte mehr. Was interessiert Sie denn überhaupt so an diesem Mann?«

»Er ist derjenige, der sich bei Frau von Redden über Ihren Exmann erkundigt hat. Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen wohlgemerkt. Er hat behauptet, an einer Wohnung in Laim interessiert zu sein, die Ihr Exmann angeblich zur Vermietung angeboten habe. Laut Ihrer Tochter hat er aber außer dieser hier keine Wohnung besessen.«

Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Mein Exmann ist Zeit seines Lebens für Überraschungen gut gewesen, angefangen bei seiner Cousine. Warum soll er nicht auch heimlich eine Wohnung besessen haben, von der niemand etwas weiß?«

»Darüber müsste es ja Unterlagen geben.«

»Die könnte wer weiß wer haben.«

»Könnte er aus dem Umfeld von Almuth Drews-Winter stammen?«

Sie zuckte die Schultern. »Ihr Umfeld war, soweit ich es von meiner Tochter weiß, auch sein Umfeld. Und da meine Tochter viel Kontakt mit ihrem Vater hatte, wäre sie dem Mann vermutlich irgendwann einmal begegnet.«

»Irgendetwas muss ihn mit Ihrem Ex verbinden. Und mit der Familie Lambert. Frau von Redden sagte mir, er hätte sich nicht nur für Ihren

Exmann, sondern auch für Ihre ehemaligen Nachbarn interessiert.«

Mit einem Seufzer setzte sich Jette Mollenhauer auf einen mit Kuhfell bezogenen Stuhl. »Ich habe Ihnen doch von dem Kind erzählt, das hier im Haus gestorben ist. 1990 war das, erinnern Sie sich?«

Ich nickte.

»Die Lamberts …«, sagte sie gedankenverloren. »Es gibt Schicksale, die wünscht man niemandem, schon gar nicht einer so durch und durch sympathischen Person wie Frau Lambert. Ihn, Reinhold Lambert, mochte ich nicht, er hatte etwas Hochnäsiges. Aber sie war eine gute Seele, warmherzig und sehr gastfreundlich, bei ihr stand immer die Tür offen für die anderen Kinder. Sie hat die Freunde ihrer Mädchen ganz hinreißend mitversorgt. Stephanie ist dort ein- und ausgegangen.« Sie warf einen Blick zur Decke, als wohne die Familie dort immer noch. »Und für einen Jungen aus dem Nachbarhaus war sie wie eine zweite Mutter gewesen. Die eigene hatte er früh verloren. Ich war manchmal sogar ein wenig neidisch auf Frau Lambert, sie wirkte so durch und durch unkompliziert, das haben die Kinder, glaube ich, an ihr geliebt. Sie hatte immer ein offenes Ohr. Doch als ihr Mann sie wegen einer anderen verlassen hat, ist sie aus dem Tritt geraten. Zwar hat er sie finanziell nicht im Stich gelassen, aber für die Existenz zu sorgen, reicht eben nicht, wenn die Seele in Not gerät. Man konnte dabei zusehen, wie Frau Lambert weniger wurde. Sie konnte sich wohl einfach nicht mit der Trennung abfinden.« Mit einem leisen Stöhnen wechselte sie in eine andere Sitzposition und schlug die Beine übereinander. »Ich habe auch einmal geglaubt, meinen Ex zu lieben, aber nachdem ich ihm auf die Schliche gekommen war, war es damit vorbei. Ich habe ihm keine Träne nachgeweint.« Sie schien ihre eigenen Worte zu hinterfragen. »Na ja, keine Träne stimmt nicht so ganz, aber viele waren es nicht. Frau Lambert war da anders. Sie hat damals angefangen zu trinken. Und ich vermute mal, dass sie deshalb manche Dinge in ihrem Haushalt nicht mehr geregelt bekommen hat. Das müssen Sie sich mal vorstellen: Da klebt sie neben das Telefon einen Zettel mit allen möglichen Notfallnummern – Notarzt, Polizei, Feuerwehr –, falls mit den Kindern mal etwas ist und sie gerade nicht in der Nähe sein sollte. Aber dann funktioniert dieses Telefon nicht. Es war schon Tage, bevor das Mädchen seinen Asthmaanfall bekommen hat, heruntergefallen. Aber selbst wenn das Telefon funktioniert hätte, wäre der Arzt zu spät gekommen. Das Kind ist wohl innerhalb von Minuten erstickt. Aber das eigentlich Schlimme war Kathrins Asthmaspray. Es war leer.« Selbst nach all den Jahren war Jette Mollenhauer ihre Erschütterung noch anzusehen. Sie legte eine Hand

schützend an den Hals. »Ich glaube, darüber kommt man als Mutter nie hinweg. Da können Ihnen die Therapeuten erzählen, was sie wollen. Klar macht jeder von uns Fehler. Aber wie soll man sich denn die tödlichen verzeihen? Das geht doch gar nicht. Über dieses Asthmaspray ist Frau Lambert fast verrückt geworden. Sie hat immer wieder beteuert, es sei noch halb voll gewesen, als sie es das letzte Mal kontrolliert habe. Darauf habe sie akribisch geachtet. Ich nehme mal an, dass der Alkohol schuld war. Reinhold Lambert hat ihr jedenfalls nicht geglaubt, er hat die Gunst der Stunde für sich genutzt und Sarah gegen ihren Willen zu sich und seiner neuen Frau geholt. Das Mädchen ist jedoch bei jeder sich bietenden Gelegenheit ausgebüxt und wieder zur Mutter zurückgekehrt. Bis der Vater schließlich nachgegeben hat. Ich habe das alles hautnah mitbekommen, da Stephanie und Sarah damals noch befreundet waren. Frau Lambert ist dann mit Sarah weggezogen. Sie konnte es hier im Haus nicht mehr aushalten, weil sie alles an Kathrin erinnert hat. Eigentlich war ihre neue Wohnung nur ein paar Straßen entfernt, aber Frau Lambert hat die Verbindung der Mädchen nach Kathrins Tod nicht mehr gerne gesehen. Sarah hat nämlich behauptet, mein Exmann habe ihr an Kathrins Todestag die Tür nicht geöffnet, dabei sei er ganz sicher zu Hause gewesen. Er hat das jedoch vehement abgestritten.«

»Und was glauben Sie?«

»Damals habe ich ihm geglaubt. Später habe ich dann herausgefunden, dass er die Dienstagnachmittage genutzt hat, um sich in unserer Wohnung mit Almuth zu treffen. Trotzdem habe ich nie verstanden, warum er die Tür nicht geöffnet hat. Was ist denn schon ein Verhältnis im Vergleich zu einem Kind in solcher Not? Zumal ja niemand darauf gekommen wäre, die beiden waren schließlich Cousin und Cousine. Sie hätten sich für ihre Treffen nicht rechtfertigen müssen. Ich habe immer gedacht, es müsste noch einen anderen Grund geben, warum er nicht geöffnet hat. Wenn es eine Hölle gibt, dann sollte er schon allein deswegen darin schmoren!« Es hielt sie nicht mehr auf dem Stuhl. Sie stand auf und tat ein paar Schritte durchs Zimmer. »Genauso wie Frau Eppinger, die damals im dritten Stock wohnte. Sarah muss ihr im Treppenhaus begegnet sein und sie um Hilfe gebeten haben. Aber sie hatte es eilig. Vielleicht wusste sie, dass sie nicht alt werden würde, und hat deshalb mit jeder Minute gegeizt.« Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Schauen Sie doch nicht so! Manchmal ist Sarkasmus durchaus angebracht.«

»Ist Frau Eppinger tot?«

Sie nickte. »Vor vier Wochen stand die Todesanzeige in der Zeitung. Sie ist nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden.«

»Wissen Sie, woran sie gestorben ist?«

»Woran stirbt man in dem Alter? Ich tippe mal auf Krebs oder einen Unfall.«

Trotz seiner zahlreichen Verbände sah mein Vater blühend aus. »Hast du noch Schmerzen?«, fragte ich ihn, als ich ihm und Tamara Granzin an der Haustür begegnete.

»Nicht der Rede wert.« Er drehte sich einmal um die eigene Achse. »Siehst du? Es funktioniert alles bestens.« Er legte den Arm um seine Freundin. »Und weißt du, was wir jetzt machen?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

»Wir haben einen Tanzkurs begonnen. Standardtänze.«

Einen Tanzkurs hatten meine Eltern immer gemeinsam machen wollen, aber dann war Ben verschwunden, und danach war nichts mehr, wie es einmal gewesen war. Ihre Wünsche waren zerborsten und hatten sich zu einem einzigen neu gebildet – Ben sollte wohlbehalten wieder auftauchen. »Geht das denn schon wieder mit deinen Verletzungen? Ist das nicht ein bisschen früh?«

»Ich sage immer, man muss sich fordern«, antwortete Tamara Granzin. Sie fuhr meinem Vater in einer Weise übers Haar, wie man es bei einem kleinen Jungen tun würde.

Das war der Moment, in dem ich beschloss, sie nicht zu mögen. Diese Geste hatte etwas so Gönnerhaftes, dass mein Vater mir fast leidtat. Er hatte es nicht nötig, dieser Frau etwas zu beweisen. Schon gar nicht sollte er seine Grenzen ignorieren, nur um ihr zu imponieren. Aber das war es nicht allein. Ich spürte, dass ich längst parteiisch geworden war. Warum hatte er sich nicht eine Freundin gesucht, die meiner Mutter das Wasser reichen konnte? Dann hätte ihre Eifersucht wenigstens einen Sinn gehabt.

Als klar war, dass ich nichts mehr zur Unterhaltung beitragen würde, nahm Tamara Granzin seine Hand und zog ihn hinter sich her. Seinem schiefen Lächeln gelang es kaum, seine Begeisterung zu kaschieren. »Wohin ist deine Mutter eigentlich verreist?«, fragte er im Gehen. »Am Briefkasten hängt ein Zettel, dass sie vier Wochen Urlaub macht.«

»Italien«, antwortete ich einsilbig.

»Mit wem ist sie denn unterwegs?«

»Das hat sie mir nicht verraten.« Hoffentlich würde sich dieser kleine Stachel unter seine Hautoberfläche bohren.

»Hans, wir müssen los!«, drängelte daraufhin seine Tanzpartnerin, die immerhin so klug war, einen Stachel als solchen zu erkennen.

Ein Satz, den Jette Mollenhauer gesagt hatte, ging mir nicht aus dem Kopf. *Ich habe immer gedacht, es müsste noch einen anderen Grund geben, warum er nicht geöffnet hat*. Aber das war es nicht allein. Sie hatte noch etwas gesagt, und zwar bei unserer ersten Unterhaltung. Sie erinnere sich so gut an den Zeitraum von Schettlers Anrufen bei ihnen, weil kurz zuvor das Mädchen im Haus gestorben sei. War es möglich, dass es da einen Zusammenhang gab? Dass an diesem Tag nicht nur Cousin und Cousine in der Wohnung über Frau von Redden gewesen waren, sondern auch Albert Schettler? Die alte Dame war sich sicher, einen zweiten Mann gehört zu haben.

Ich suchte in Schettlers Tagebüchern nach dem Jahr 1990. Es grenzte an eine Qual, in seine Angstphantasien und Verschwörungstheorien einzutauchen. Auf fast jeder Seite ging es um Schuld und Sühne. Und um die Strafe, die ihm auferlegt worden war. Die Großbuchstaben, Unterstreichungen und Ausrufezeichen machten es nicht gerade einfacher, seinen Gedanken zu folgen. Als ich schließlich fand, wonach ich suchte, konnte ich es im ersten Moment kaum fassen. Es war der Name Xaver, der mir ins Auge stach. Da Schettlers Gedanken wild durcheinandergingen, musste ich mir die einzelnen Puzzlesteine zusammensuchen, um sie schließlich zu einem Bild zusammenzufügen.

Und das las sich so: An besagtem Dienstagnachmittag war Schettler bei Xaver Drews aufgetaucht. Drews hatte zunächst die Tür nicht geöffnet, aber Schettler hatte ihn und Almuth kurz zuvor das Haus betreten sehen. Also hatte er so lange geklingelt, bis ihm geöffnet wurde. Drinnen hatte er dann die beiden zu überreden versucht, sich gemeinsam mit ihm selbst anzuzeigen. Um endlich diese Schuld loszuwerden, die großes Unglück über ihn und seine Familie gebracht habe. Aber die beiden hatten ihm nur gedroht, ihn zwangseinweisen zu lassen, sollte er noch einmal dort auftauchen und sie belästigen. Er hatte gerade gehen wollen, als Sarah, seine tote Schwägerin, an die Wohnungstür klopfte. Sie hatte ihre Stimme verstellt und etwas von Sterben geschrien, und er war sich sicher gewesen, dass sie gekommen war, um ihn zu holen. Zur Strafe. Xaver Drews und seine Cousine hatten ihm bedeutet, keinen Mucks von sich zu geben, dann würde sie schon wieder verschwinden. Als er sie nicht mehr hören konnte, sei er aus dem Haus geflohen. In den Wochen darauf hatte er mehrmals bei Xaver Drews angerufen und damit gedroht, sich der Polizei zu stellen.

Sein damaliger Mittäter hatte ihm dann ziemlich drastisch beschrieben, was ihn in der geschlossenen Psychiatrie erwarten würde. Bei seinem letzten Anruf hatte Xaver Drews zum härtesten Schlag ausgeholt, indem er Schettler einflüsterte, die Ärzte in der Psychiatrie würden nur auf ihn warten, um ihn zu quälen. Bis an sein Lebensende. Er würde diesen Ort nie wieder verlassen können.

Jette Mollenhauer hatte recht gehabt, es hatte tatsächlich noch einen anderen Grund gegeben, warum die Tür nicht geöffnet worden war. Albert Schettler hatte geglaubt, seine tote Schwägerin Sarah stünde davor, und Xaver Drews, dieses Schwein, hatte ihn darin bestärkt, genau wie Almuth Drews-Winter. Sie hatten ihrem vor Angst schlotternden Kumpan noch mehr Angst eingejagt und gleichzeitig die Not der kleinen Sarah ignoriert.

Ich fühlte mit diesem Mädchen, das seine Schwester auf so tragische Weise verloren hatte. Erst hatte der Vater die Mutter mit den beiden Töchtern im Stich gelassen. Dann war sie auch noch von den Nachbarn im Stich gelassen worden, als Kathrin erstickte. Ihr Vertrauen in andere musste damals einen tiefen Riss bekommen haben. Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, dass der Notarzt in jedem Fall zu spät gekommen wäre. Zum Zeitpunkt, als Sarah um Hilfe rief, hatte das keiner ahnen können. Und selbst wenn, wäre es menschenverachtend gewesen, ihr die Hilfe zu verweigern.

Hatte Sarah an Rache gedacht? Ich hatte es getan, nachdem ich erfahren hatte, was Ben widerfahren war. Die Racheszenarien, die ich in meinen schlaflosen Nächten entworfen hatte, waren einem Massaker sehr nahegekommen. Bis ich begriffen hatte, dass mich das auf eine Stufe mit Bens Mörder stellte.

Der Gedanke an Rache ließ mich nicht los. Ich fuhr meinen Rechner hoch und gab Edith Eppinger in die Suchmaschine ein. Zahlreiche Artikel beschäftigten sich mit ihr. Kein Wunder, denn die ehemalige Nachbarin der Drews war vor fünf Wochen in Rosenheim vor eine einfahrende Bahn gestoßen worden. Auf der Seite der Rosenheimer Kripo fand ich ein Fahndungsfoto des Täters. Allerdings war das Gesicht nicht zu sehen. Er oder sie trug einen dunklen, vermutlich schwarzen Jogginganzug mit einem weißen Streifen an der Seite. Auf Höhe des Knies war der Streifen unterbrochen. An den Füßen trug die Person weiße Turnschuhe, auf dem Kopf eine hellgrüne Baseballkappe und darüber eine Kapuze. Da die Kleidung um den Körper schlotterte, war nicht zu erkennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte. Auf einem Video war ein Zusammenschnitt von Bildsequenzen zu sehen, die von den Kameras auf dem Bahnsteig

stammten. Ein einziger Stoß hatte genügt, um Edith Eppinger umzubringen. Ich fand die Bilder entsetzlich. Sie hatten bisher nicht dazu beitragen können, den Täter oder die Täterin zu fassen.

Als Nächstes gab ich Reinhold Lambert in die Suchmaske ein. Er war beim Joggen im Wald mit mehreren Messerstichen getötet worden. Eine Sonderkommission hatte auf Hochtouren ermittelt, ihre Arbeit aber vor Kurzem eingestellt, da davon ausgegangen werden musste, dass es sich bei dem Täter um niemanden aus dem Umfeld des Opfers handelte. Wenn Täter und Opfer zufällig aufeinandertrafen, konnte auch nur ein Zufall bei der Aufklärung helfen. Sie hatten keine Spur.

Mit diesen beiden Morden fiel plötzlich ein neues Licht auf Schettlers Drohung. Jemand musste sie auf einen völlig anderen Kontext bezogen haben, und zwar auf einen, in dessen Mittelpunkt ein totes Mädchen stand und in dem auch Xaver Drews eine tragende Rolle gespielt hatte. Dieser Jemand musste der Dieb der Unterlagen gewesen sein. Oder die Diebin? Da Schettlers Gedanken ausschließlich um die Entführung von Franck Gieseke gekreist hatten, stellten die Unterlagen für den Dieb keine Bedrohung dar. Einmal mehr fragte ich mich, warum er sie dann nicht einfach vernichtet hatte. Aus welchem Grund hatte er sie in Schettlers Briefkasten geworfen?

In meiner Aufregung rief ich Henrike an. Atemlos erzählte ich ihr von den Unterlagen im Briefkasten und davon, dass Albert Schettler am Todestag der kleinen Kathrin Xaver Drews und dessen Cousine einen Besuch abgestattet hatte. Ich erzählte ihr, dass Schettlers Schwägerin den gleichen Vornamen getragen hatte wie Sarah, die ältere Tochter der Lamberts. Und dass er in seinem Wahn angenommen hatte, sie sei aus ihrem Grab gekommen, um ihn zu holen. Was Cousin und Cousine keinesfalls von ihrer Schuld befreite, denn sie hätten sich durchsetzen und die Tür öffnen können. Aber sie hatten ihre Motive gehabt, genau das nicht zu tun. Schließlich berichtete ich ihr von den Morden an Edith Eppinger und Reinhold Lambert.

»Vielleicht hat Sarah Lambert sich an denjenigen gerächt, die sie und ihre Schwester damals im Stich gelassen haben«, sagte ich immer noch außer Atem. »Es kann doch kein Zufall sein, dass drei Menschen, die einmal zusammen in dem Haus in der Orffstraße gewohnt haben, innerhalb kurzer Zeit eines unnatürlichen Todes gestorben sind.«

»Bei Xaver Drews wissen wir überhaupt nicht, ob es sich um ein Verbrechen handelt.«

»Sein Unfall könnte fingiert gewesen sein. Aber selbst wenn nicht,

bleiben die beiden Morde.«

Sekundenlang war es still in der Leitung. »Dass die drei früher mal Nachbarn waren, weiß die Kripo sicher.«

»Sowohl Reinhold Lambert als auch Edith Eppinger wohnten dort schon lange nicht mehr. Wie hätten sie denn die Verbindung herstellen sollen?«

»Einem guten Kripobeamten würde das gelingen.«

Im Hintergrund meldete sich Arne zu Wort.

»Was hat Arne gesagt?«, fragte ich.

»Die Guten seien nicht bei der Polizei«, antwortete Henrike in einem Ton, als hätte Arne mit seinem Kommentar eine lässliche Sünde begangen. »Hör zu, lass uns morgen darüber reden, ja?«

»Nur noch eine Frage: Würdest du der Schwester des toten Mädchens einen Mord zutrauen?«

»Kris, ich kenne die Frau nicht, wie soll ich dir denn diese Frage beantworten?«

»Dann anders formuliert: Würdest du diese Verbrechen einer Frau zutrauen?«

»Die Messerattacke und den Stoß von der Bahnsteigkante? Warum nicht?«

»Und was ist mit Xaver Drews – ich meine, falls er ebenfalls umgebracht wurde?«

»Warum sollte das einer Frau nicht gelingen?«

»Weil die meisten Morde von Männern begangen werden.«

»Ja, eben, die meisten. Da bleiben noch genügend für die Frauen übrig«, meinte sie trocken. »Aber damit wir uns richtig verstehen: Du fährst nicht alleine zu dieser Sarah Lambert! Das meine ich ernst, Kris. Der Theresa-Lenhardt-Fall war dir hoffentlich eine Lehre. Seitdem solltest du wissen, zu was Täter fähig sind, wenn man ihnen zu nahe kommt.«

»Also hältst du sie auch für verdächtig.«

»Sie wäre zumindest einen genaueren Blick wert. Aber das ist nicht deine Aufgabe, hörst du!«

»Keine Sorge, ich weiß nicht einmal, ob sie noch in München wohnt.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Als er mir eröffnete, dass er sich von mir trennen würde, brach meine Welt entzwei. Das mag Ihnen seltsam erscheinen, nachdem ich Ihnen von dem tiefen Riss erzählt habe, der sich nie hat kitten lassen. Aber haben Sie nicht auch eine Tasse oder ein Glas mit einem Riss, das Sie trotzdem nicht aussortieren, ganz einfach weil Sie daran hängen? Und wenn es dann endgültig vorbei ist, obwohl dieser Riss das Ende eigentlich schon lange vorausgesagt hat, ist man tief traurig. Von einer Sekunde auf die andere war nichts mehr wie vorher.« (Schweigen) »Nein, das stimmt nicht, etwas war immer noch genauso wie vorher: Ich gab mir jede erdenkliche Mühe, eine gute Mutter zu sein, für meine Mädchen da zu sein. Sogar für die Freundinnen und Freunde, die sie mit nach Hause brachten, war ich da und hatte ein offenes Ohr. Aber…«

Vernehmungsbeamter: »Aber?«

Zeugin: »Es gab dunkle Stunden, die ich kaum aushielt und in denen mir nur der Alkohol half. Er machte das alles ein wenig erträglicher. Aber er wurde nicht nur mir zum Verhängnis. Sondern auch Kathrin. Sie hatte Asthma, müssen Sie wissen. Mal ging es ihr besser, mal schlechter damit, aber wir hatten das ganz gut im Griff. Es war nie so schlimm, dass es lebensbedrohlich wurde. Trotzdem war ich ständig hinterher, dass sie ihr Spray bei sich trug. Ich habe sie fürchterlich genervt damit. Und für den Notfall hatte ich die entsprechenden Nummern neben dem Telefon notiert.« (Schweigen) »Nur hatte ich das Telefon nicht sofort reparieren lassen. Hinterher haben sie mir gesagt, ein Notarzt hätte meiner Tochter ohnehin nicht mehr helfen können. Das Spray sei entscheidend gewesen.«

19 Um kurz vor sechs am nächsten Morgen erwachte ich aus einem todesähnlichen Schlaf. Mein erster Gedanke galt Simon, der nur zwanzig Meter Luftlinie von mir entfernt schlief und unerreichbar für mich war. Ich zog das vor Kurzem begonnene Tagebuch aus meiner Bettschublade und strich über den Einband, der mit den Jahren brüchig geworden war. Um alle anderen Gedanken auszuschalten, tauchte ich in das Leben dieser Frau ein, die vor dreieinhalb Jahren im Alter von neunundachtzig in einer kleinen Einzimmerwohnung gestorben war. Ich erinnerte mich noch in Eckpunkten an ihre Geschichte. Sie hatte ihren Mann und zwei Söhne zu Grabe getragen und danach noch achtzehn Jahre allein gelebt. Ihre Wohnung war mir wie ein kleines Nest vorgekommen, in dem sie sich eingerichtet hatte – umgeben von Fotos, Erinnerungsstücken und Marienbildnissen. Inmitten all dieser Dinge schien sie auf den Tod gewartet zu haben, der sich jedoch Zeit gelassen hatte, sie zu holen. Ihr Tagebuch war eine einzige Auseinandersetzung mit dem Schicksal. Oft genug hatte sie damit gehadert, um dann wieder in kurzen Momenten umzuschwenken und ihrem Schöpfer dafür zu danken, dass er ihr den Mann und die Söhne überhaupt geschenkt hatte. Mir fiel es schwer, einfach nur dankbar dafür zu sein, dass es Ben gegeben hatte. Ich litt immer noch daran, dass er nicht älter als vierundzwanzig geworden und seinem Leben ein gewaltsames Ende gesetzt worden war. Aber vielleicht sah man das mit zweiunddreißig anders als mit neunundachtzig. Vielleicht würde sich mit den Jahren etwas an meiner Einstellung ändern.

Ich fragte mich, ob sich Sarah Lamberts Blick auf die Geschehnisse mit der Zeit geändert hatte. Immerhin war ihre Schwester vor vierundzwanzig Jahren gestorben. Wenn es ihr jedoch tatsächlich um Rache ging – wodurch war dieses Bedürfnis nach all den Jahren ausgelöst worden? Meine Rachegedanken waren in den ersten Wochen nach Bens Beerdigung ausufernd gewesen, hatten sich dann jedoch immer mehr abgeschwächt, bis nichts mehr von ihnen übrig geblieben war. Ich fragte mich, was die Macht haben könnte, sie wieder aufleben zu lassen, und kam zu keinem Ergebnis. Aber etwas anderes wurde mir bewusst, je länger ich über Sarah Lambert nachdachte: Ich fühlte mit dieser Frau und begriff zum ersten Mal, warum es viele in eine Selbsthilfegruppe zog. Dort traf man auf Menschen mit einem

ähnlichen Schicksal, auf Menschen, die ganz genau wussten, was in ihrem Gegenüber vor sich ging – weil sie es selbst durchgemacht hatten.

Nachdem ich geduscht und im Stehen einen Joghurt gegessen hatte, lief ich hinunter ins Büro. Mit einem großen Becher Kaffee setzte ich mich an den PC und machte mich auf die Suche nach Friederike und Sarah Lambert. Ich fand eine Friederike Lambert in Gummersbach und mehrere Sarah Lamberts, keine von ihnen lebte in München. Nach den Telefon- und Personenverzeichnissen durchforstete ich die sozialen Netzwerke. Als auch das nichts brachte, schrieb ich Stephanie Drews eine SMS und fragte, ob sie schon wach sei. Woraufhin ich nicht einmal eine Minute später ein Ja als Antwort erhielt. Also rief ich sie an und fragte, was aus Friederike und Sarah Lambert geworden sei.

»Keine Ahnung«, meinte sie mit krächzender Stimme. »Wie kommen Sie überhaupt auf die beiden?«

»Das ist eine lange Geschichte. Wissen Sie, wohin sie damals gezogen sind? Ihre Mutter meinte, es sei nur ein paar Straßen weiter gewesen.«

Sie räusperte sich. »Die beiden sind nach Kathrins Tod auf die andere Seite der Nymphenburger Straße gezogen.« Sie trank irgendetwas und schluckte laut. »In die Jagdstraße. Bei der Hausnummer muss ich allerdings passen. Ich weiß nur noch, dass es ein blaues Haus war.«

Es handelte sich um eines der um 1900 herum erbauten Häuser mit Stuckdekor und Erkern. Auf dem Klingelschild des Mehrparteienbaus fand ich tatsächlich den Namen Lambert. Die Wohnung musste im ersten Stock liegen. Als sich auf mein Klingeln hin nichts tat, trat ich ein paar Schritte zurück und sah an der Fassade hinauf. Im ersten Stock waren alle Fenster geschlossen. Allerdings wurde im Erdgeschoss gerade eines geöffnet.

»Entschuldigung«, rief ich der Frau zu, die auf die siebzig zuging und ihre Haare auf Lockenwickler gedreht hatte. »Wissen Sie vielleicht, wann Frau Lambert zurückkommt?«

»Warum möchten Sie das denn wissen?«

»Ich möchte sie etwas fragen.«

»Ich glaube nicht, dass Frau Lambert an Lebensversicherungen oder Ähnlichem interessiert ist.«

»Ich bin Nachlassverwalterin, keine Versicherungsvertreterin«, erwiderte ich freundlich.

»Ach so, tut mir leid. Man sieht es den Leuten ja nicht an, was sie

machen.«

»Wissen Sie denn nun, wann Frau Lambert zurückkommt?«

»Das kann dauern. Sie verbringt ihre Tage auf dem Friedhof. Bei ihrer Tochter.«

»Wissen Sie zufällig, welcher Friedhof es ist?«

Sie nickte. »Der Winthirfriedhof. Am Ende der Straße links, dann sind es nur noch ein paar Schritte.«

»Danke.« Ich winkte ihr zu und folgte ihrer Beschreibung. Keine zwei Minuten später stand ich vor dem schmiedeeisernen Tor des Friedhofs.

Ich ließ die kleine gotische Kirche links liegen und tauchte in die Stille dieses Ortes ein. Obwohl er mitten in Nymphenburg lag, war nur das leise Plätschern eines Brunnens zu hören, in das sich Vogelstimmen mischten. Der Friedhof war in U-Form angelegt und von einer weißen Mauer umgeben. Hohe Eschen beschatteten die zum Teil uralten Grabstätten. Wer hier begraben lag, hatte sich in irgendeiner Weise um die Münchner Geschichte verdient gemacht. Im Vorbeigehen las ich die Namen bekannter Persönlichkeiten und fragte mich, ob Friederike Lamberts Nachbarin mir nicht einen Bären aufgebunden hatte. Um hier begraben zu werden, mussten einige Voraussetzungen erfüllt sein. Eine davon war, dass man mindestens dreißig Jahre lang in bestimmten Bezirken von Nymphenburg gewohnt hatte. Kathrin Lambert war jedoch erst acht gewesen, als sie starb. Allerdings hatten sich ihre Vorfahren um München verdient gemacht. Vielleicht war deswegen eine Ausnahme gemacht worden.

Ein Anruf meiner Mutter riss mich aus meinen Gedanken. Nachdem ich sie weggedrückt hatte, schaltete ich das Handy auf stumm. Ich beschattete meine Augen und sah mich suchend um, konnte jedoch an keinem der Gräber in meiner Nähe jemanden entdecken. Über Steinplatten hinweg lief ich den mittleren Weg entlang. Nur wenige Meter vor mir sonnte sich ein Eichhörnchen. Als es mich kommen sah, verschwand es hinter dem nächsten Grabstein.

Ganz am Ende des Friedhofs sah ich einen Mann und eine Frau auf einer Bank. Ihre Blicke waren auf eine Grabstelle gerichtet. Im Vorbeigehen las ich die Inschrift auf dem verwitterten Steinblock, der ein großes Kreuz trug. *Lambert* stand in eingelassenen Buchstaben darauf. Dann wandte ich den Blick zu der Frau. Laut Jette Mollenhauer musste Friederike Lambert um die sechzig sein. Die Frau auf der Bank sah mindestens zehn Jahre älter aus. Sie hatte ein eingefallenes Gesicht, dunkle Ringe unter den Augen und einen leeren Blick. Ihre Haare standen wirr vom Kopf, ihre Kleidung war ihr viel zu

groß und achtlos zusammengestellt. Die Hände lagen kraftlos in ihrem Schoß. Hätte ich ein Bild von Jammer und Trostlosigkeit zeichnen sollen, hätte ich Friederike Lambert als Motiv gewählt.

Sie anzusehen, berührte etwas in mir. Es war ihr Blick – der Blick einer Mutter, die ihr Kind verloren hatte. Ich kannte ihn nur zu gut und begegnete ihm seit Bens Tod immer wieder in den Augen meiner Mutter. Es war diese Mischung aus unermesslichem Schmerz und tiefer Trauer. Meine Mutter hatte gesagt, manchmal stehe sie vor der Endgültigkeit des Todes wie vor einer unüberwindbaren Mauer, und egal, ob sie dann nach links oder nach rechts gehe, es gebe kein Durchkommen. Es sei ein unerträglicher Stillstand. Und dann würde sie sich sagen, sie müsse nur weit genug laufen, irgendwann würde sie eine Lücke in der Mauer finden. Friederike Lambert hatte diesen Notausgang ganz offensichtlich nie entdeckt. Die Trauer um ihre Tochter schien so heftig zu sein, als wäre Kathrin gerade erst gestorben. Ihr Zustand erschreckte mich.

Mein Blick streifte ihren Begleiter. Er erinnerte mich an jemanden, aber ich bekam diese Erinnerung nicht zu fassen, sie war zu verschwommen. Und dann wusste ich, wo ich ihn schon einmal gesehen hatte. Er war der Mann, den Anneliese von Redden auf dem Beerdigungsfoto erkannt und der sich so ausgiebig bei ihr über die Familie Lambert erkundigt hatte. Er musste meinen Blick gespürt haben, denn er sah auf und kniff die Augen zusammen.

Zögernd ging ich auf die Frau zu. »Entschuldigen Sie, sind Sie Friederike Lambert?«

Wie in Zeitlupe hob sie den Blick, wandte ihn jedoch gleich wieder ab und ließ ihn ins Leere gleiten. Mit drei Schritten war der Mann bei mir und baute sich vor mir auf. Er wirkte angespannt, seine Kiefermuskeln mahlten in einem fort.

»Was wollen Sie von Frau Lambert?«, fragte er. Er sprach mit einem leicht amerikanischen Akzent. Davon hatte Anneliese von Redden nichts erwähnt.

»Mein Name ist Kristina Mahlo, ich bin Nachlassverwalterin und habe ein paar Fragen an Frau Lambert.«

Mit einer Geste, als wolle er Gänse forttreiben, versuchte er, mich ein Stück von ihr wegzuscheuchen. »Kommen Sie, bitte, Sie sehen doch, dass es ihr nicht so gut geht. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Dann verraten Sie mir doch bitte erst einmal, wer Sie sind.«

»Daniel Köhler«, antwortete er knapp. »Ich bin ein Freund von Frau Lambert.«

Ich folgte ihm ein Stück den Weg entlang. »Sitzt sie jeden Tag

hier?«, fragte ich und blieb stehen.

»Wann immer es die Witterung erlaubt.«

Ich lehnte mich mit der Schulter gegen den Stamm einer Esche. »Und Sie kümmern sich um sie?«

»Eigentlich geht Sie das überhaupt nichts an.«

»Würden Sie mir denn ein Geheimnis verraten, wenn Sie mir diese Frage beantworten?«

Er gab einen unwilligen Laut von sich. »Friederike und ich kennen uns von früher. Und da es ihr nicht besonders gut geht, besuche ich sie hin und wieder.«

»Wie haben Sie sich kennengelernt?«

Er schob das Kinn vor und bewegte es hin und her, als versuche er, seine Kiefermuskulatur zu lockern. »Wir waren Nachbarn.«

»In der Orffstraße?«

»Um wessen Nachlass geht es eigentlich?«

Ich schwieg und sah ihn abwartend an.

»Ja, es war in der Orffstraße«, antwortete er etwas genervt. Ihm war anzusehen, dass er mich so schnell wie möglich loswerden wollte. »Ich habe mit meinem Vater im Nebenhaus gewohnt. Und Friederike hat sich rührend um mich gekümmert, sie hat ein wenig die Mutterrolle bei mir eingenommen. Meine eigene Mutter ist gestorben, als ich drei war.« Während er redete, schob er mit der Schuhspitze kleine Kiesel über die Steinplatten.

Also musste er der Junge sein, von dem Jette Mollenhauer mir erzählt hatte. »Dann erinnern Sie sich ja sicher noch an Frau von Redden.«

»Selbstverständlich.«

»Warum haben Sie sich ihr gegenüber eigentlich nicht zu erkennen gegeben, als Sie sie besucht haben?«

Sein Kopf hob sich mit einem Ruck. »Woher wissen Sie, dass ich bei ihr war?«

»Sie hat es mir erzählt.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie mich erkannt hat.«

»Hat sie auch nicht. Aber sie hat Sie auf einem der Fotos von Xaver Drews' Beerdigung entdeckt.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Wieso war ich denn überhaupt Thema zwischen Ihnen und Frau von Redden? Ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Aber Sie haben Xaver Drews gekannt. Sie waren auf seiner Beerdigung.«

»Ist das etwa verboten? Herr Drews zählt ebenso zu meinen

Jugenderinnerungen wie Friederike. Er hat im selben Haus gewohnt wie sie. Und seine Tochter Stephanie war eine meiner Spielkameradinnen. Da finde ich es eigentlich selbstverständlich, zur Beerdigung zu gehen. Sind Sie deshalb hier? Wegen seines Nachlasses? Verwalten Sie den?« Als ich nicht gleich antwortete, blickte er mich einen Moment prüfend an. »Ist ja auch egal. Ich würde mich gerne wieder zu Friederike setzen.« Er machte Anstalten zu gehen.

»Einen Augenblick bitte noch«, hielt ich ihn zurück. »Können Sie mir erklären, warum Sie sich weder Frau von Redden noch Stephanie Drews gegenüber zu erkennen gegeben haben?«

»Das ist allein meine Sache!«

»Das sehe ich anders. Da Sie inkognito bei Frau von Redden aufgetaucht sind, ist es zu einer Verwechslung gekommen. Herr Drews hat von Ihrem Besuch erfahren und Sie für jemand anderen gehalten. Und zwar für jemand, von dem er annehmen musste, er wolle ihm schaden. Mit dieser Befürchtung hat er den Mann angesteckt, um dessen Nachlass ich mich jetzt kümmere. Sie haben eine beachtliche Kettenreaktion in Gang gesetzt, Herr Köhler. Und ich würde jetzt gerne wissen, warum.«

Das schien er erst einmal verdauen zu müssen. »Ich weiß nicht, ob Sie das nachempfinden können«, begann er widerstrebend, »aber Stephanie und ich haben uns mehr als zwanzig Jahre nicht gesehen. Ich habe all die Jahre in den Staaten gelebt. Und da wollte ich unsere Freundschaft nicht ausgerechnet auf der Beerdigung ihres Vaters auffrischen.«

»Und was ist mit Frau von Redden?«

Er zuckte die Schultern und sah zum Himmel. »Hätte ich ihr gesagt, dass ich Daniel bin, hätte sie mir ein Loch in den Bauch gefragt.«

»Und so haben Sie ihr eines in den Bauch gefragt.«

»Hat sie das etwa so ausgedrückt?«

»Nein, das hat sie nicht. Sie hat sich über Ihren Besuch gefreut und in den höchsten Tönen von Ihnen geschwärmt. Was wäre denn aber so schlimm daran gewesen, wenn Sie sich zu erkennen gegeben hätten?«

Er zögerte einen Moment. »Wenn man jemanden nach langer Zeit wiedertrifft, möchte man eine Erfolgsgeschichte erzählen, aber nicht, dass man arbeitslos ist und Unterstützung sowohl von Vater Staat als auch vom eigenen Vater bezieht.« Er verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln und verscheuchte eine Fliege, die ihm um den Kopf schwirrte. »Das einzig Gute an meiner Arbeitslosigkeit ist, dass ich genug Zeit habe, mich um Friederike zu kümmern. Was wollten Sie denn nun aber eigentlich von ihr wissen?«

Die Wahrheit lautete, dass ich wissen wollte, wo ich ihre Tochter Sarah finden konnte. Um sie zu treffen und meinen Verdacht auszuräumen, sie könne aus Rache mindestens zwei Menschen getötet haben. Weil ich ihre Rachegedanken nachempfinden konnte und gleichzeitig hoffte, sie seien reine Phantasien geblieben. Mir war bewusst, dass ich mit all dem viel zu weit ging. Was Albert Schettler betraf, waren fast alle Fragen beantwortet. Da sein Nachlass wieder komplett war, hätte die Sache für mich erledigt sein können. Lediglich die Frage, wer mir die Unterlagen gestohlen hatte, schwebte immer noch im Raum.

»Frau Mahlo?«, drang Daniel Köhlers Stimme zu mir durch.

»Entschuldigung, ich war in Gedanken.«

»Was wollten Sie denn von Friederike wissen?«, wiederholte er seine Frage.

»Ich wollte sie nach Ihnen fragen. Sie haben sich bei Frau von Redden ja nicht nur nach Xaver Drews erkundigt, sondern auch ausführlich über die Familie Lambert. Da dachte ich, Frau Lambert könne mir vielleicht etwas über Sie sagen. Aber nun hat sich ja alles aufgeklärt.«

»Da habe ich ja wirklich eine Kettenreaktion ausgelöst«, meinte er staunend. »Dabei wollte ich nur meine Erinnerungen auffrischen.«

»Haben Sie Ihren eigenen Erinnerungen nicht getraut?«

Er zuckte die Schultern. »Ich war acht, als Kathrin starb und das Unglück über die Lamberts hereinbrach. Julian Barnes hat in einem seiner Bücher geschrieben, am Ende sei das, was man in Erinnerung behalte, nicht immer dasselbe wie das, was man beobachtet habe. Je länger ich über diesen Satz nachdenke, desto größer ist die Wucht, die er entwickelt. Ich habe so vieles vergessen. Und das obwohl Friederike wie eine Mutter zu mir war.«

»Wissen Sie, wie es Sarah Lambert ergangen ist und wo sie mittlerweile lebt?«

»Keine Ahnung. Ich habe sie seit damals nicht mehr gesehen.«

»Besucht sie denn ihre Mutter nicht hin und wieder?«

»Auch das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich sehe Friederike immer nur hier auf dem Friedhof. Sie redet so gut wie nichts. Es ist schon viel, wenn sie mal mit Ja oder Nein antwortet.«

»Demnach sind Sie Sarah Lambert hier auf dem Friedhof nie begegnet?«

»Ich nehme an, sie lebt längst nicht mehr in München. Für sie wird es auch nicht einfach gewesen sein. Vielleicht hat sie versucht,

Abstand zu gewinnen. Jetzt möchte ich aber wirklich wieder zu Friederike gehen.«

»Danke für Ihre Geduld, Herr Köhler!«

Vielleicht konnte mir Friederike Lamberts Nachbarin, mit der ich zuvor durchs Fenster gesprochen hatte, etwas über Sarah sagen. Auf mein Klingeln hin meldete sie sich über die Gegensprechanlage und öffnete mir schließlich. Ihre Haare lagen inzwischen gelockt um ihren Kopf.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie noch einmal behellige«, begrüßte ich sie.

»Haben Sie Frau Lambert auf dem Friedhof nicht angetroffen?«

»Doch, das habe ich. Sie haben mir sehr geholfen. Danke! Und Sie könnten mir noch einmal helfen. Ich mache mir nämlich Sorgen um Frau Lambert, sie ist in einem sehr bedauernswerten Zustand. Wissen Sie zufällig, wie ich ihre Tochter Sarah erreichen kann? Ich würde gerne mit ihr sprechen.«

»Sarah kann auch nichts anderes tun als zusehen, wie ihre Mutter immer mehr verfällt«, sagte die Frau mitfühlend. »Es ist ein Trauerspiel.«

»Ist Sarah manchmal hier?«

»Sie besucht ihre Mutter, sooft es geht.«

»Lebt sie denn noch in München?«

»Aber ja. Wenn Sie einen Augenblick warten, schreibe ich Ihnen ihre Nummer auf. Die hat sie mir für den Notfall gegeben.« Sie hielt inne und sah mich unschlüssig an.

»Irgendwie handelt es sich doch um einen Notfall, oder?«, versuchte ich, ihre Bedenken zu zerstreuen. »Sollte sie sich von mir belästigt fühlen, kann sie ja jederzeit auflegen.«

»Warten Sie, ich bin gleich zurück.« Vorsorglich schloss sie die Tür.

Ich befürchtete schon, sie habe es sich anders überlegt, als sie die Tür wieder öffnete und mir die Nummer fein säuberlich auf einem Zettel überreichte. Es war eine Mobilfunknummer.

Im Auto gab ich die Nummer in mein Handy ein, zögerte dann aber. Sollte Sarah Lambert die Diebin der Unterlagen sein, würde sie wissen, wer ich war. Also musste ich sie zunächst über meine wahre Identität im Unklaren lassen.

Als sie meinen Anruf entgegennahm, versuchte ich, meine Stimme älter klingen zu lassen. Ich gab vor, Henrike Hoppe zu heißen und ihre Mutter von früher zu kennen. Ich hätte gehört, dass es Friederike nicht gut ginge, und mich gefragt, ob es nicht besser sei, sie, Sarah, zu

treffen, bevor ich Kontakt mit ihrer Mutter aufnähme. Ob sie in den nächsten Tagen vielleicht eine halbe Stunde Zeit hätte, um sich mit mir zu treffen. Ich hatte mit Zurückhaltung gerechnet, aber nicht damit, dass sie mir umgehend Ort und Zeit vorschlug. Sie würde morgen ihre Mutter besuchen und könne mich vorher im Eiscafé Sarcletti am Rotkreuzplatz treffen. Um elf Uhr könne sie dort sein. Wie ich sie erkennen würde, wollte ich daraufhin wissen, und sie antwortete, sie käme in Begleitung von zwei Mischlingshunden.

Nach dem Telefonat überfielen mich Zweifel. Die Frau am anderen Ende der Leitung hatte nicht geklungen, als wäre sie erfüllt von Hass und Rachegedanken. Ihre Stimme war frisch und freundlich gewesen, und sie hatte sich offen und zugewandt gegeben. Aber das konnte genauso gut eine Attitüde sein, hinter der sich alles Mögliche verbarg. Es gab so viele Fassaden und so folgenschwere Irrtümer. Das hatte ich am eigenen Leib zu spüren bekommen. Und das sollte mir so schnell nicht noch einmal passieren. Ich würde Henrike bitten, mich zur Sicherheit in das Eiscafé zu begleiten.

Als ich den Zündschlüssel ins Schloss schob, fiel mir meine Mutter ein. Ich stöpselte den Kopfhörer ins Handy und rief sie von unterwegs an.

»Wo bist du gelandet?«, fragte ich sie.

»Oberhalb von Bozen. Ich habe mir ein winziges Apartment gemietet und lasse es mir gut gehen.« Das musste die Übertreibung des Jahrhunderts sein, denn sie klang todunglücklich.

»War das wirklich eine so gute Idee, Mama?«

»Hast du eine bessere? Soll ich etwa dabei zusehen, wie diese Tamara über unseren Hof scharwenzelt und Hans umgarnt? Wie geht es ihm überhaupt?«

»Den Umständen entsprechend«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Hat er irgendetwas dazu gesagt, dass ich weggefahren bin?«

»Er hat sich gewundert.« Und war mit Tamara Granzin tanzen gegangen. Das würde sie ihm nie verzeihen.

»Wollte er wissen, wohin ich gefahren bin?« Es lag so viel Hoffnung in dieser Frage, und gleichzeitig schimmerte eine tiefe Verletzung hindurch.

»Ja, aber das wusste ich ja selbst nicht.«

»Hat er etwas dazu gesagt?«

»Ich glaube, er findet es ganz normal, dass du in Urlaub gefahren bist.«

»Ich bin seit fast sieben Jahren nicht mehr verreist. Was soll daran normal sein?«

»Ach, Mama!«

»Ist sie jetzt eigentlich regelmäßig bei ihm?«

»Du bist erst vorgestern abgereist.«

»Das beantwortet meine Frage nicht.«

»Weißt du noch, was du mir gesagt hast, warum du wegfährst?«

Sie atmete laut ins Telefon, während ich mich durch eine Baustelle auf der Verdistraße schlängelte. »Dass ich hoffe, dass diese Frau eine vorübergehende Erscheinung ist.«

»Das hast du nicht gesagt.«

»Aber ich habe es gedacht!«

»Du wolltest dich endlich mal wieder treiben lassen.«

Wieder war es still in der Leitung. »Wenn man sein Leben nicht mehr im Griff hat, ist dieses Sich-treiben-Lassen, als würde man über Treibsand laufen.«

»Du bist doch gerade erst angekommen«, versuchte ich, sie aufzuheitern. Trotz ihrer getrennten Wohnungen hatte meine Mutter sich all die Jahre auf dem Hof aufgehoben gefühlt. Sie lebte mit uns allen in einer Gemeinschaft. Jetzt war sie zum ersten Mal seit langer Zeit auf sich allein gestellt. Selbst wenn sie sich tagsüber müde wanderte, würde sie sich abends in ihrem Apartment einsam fühlen. Mir war, als könne ich ihre Verlorenheit durchs Telefon hindurch spüren. »Gib dem Ganzen eine Chance, Mama. Und wenn du merkst, dass es dir nicht guttut, kommst du zurück.«

»Das wäre doch, als ob ich …« Sie suchte nach dem passenden Wort.

»Nein, es wäre keine Niederlage. Wenn du irgendwann feststellst, dass es dir dort keinen Spaß macht, packst du deine Sachen und kommst heim.«

»Und wie soll ich das deinem Vater erklären?«

Das Traurige war, dass er vermutlich nicht einmal nach einer Erklärung suchen würde, so sehr war er im Augenblick auf seine Tamara fixiert. »Du könntest sagen, dass ich dich gebeten hätte zurückzukommen, weil mir die Arbeit im Büro über den Kopf wächst.«

»Das würde er nicht glauben, du hast doch Funda.«

»Ja, aber Funda kann nicht alles abfangen. Ich habe sehr viel Zeit mit dem Schettler-Fall verbracht. Viel zu viel Zeit, wenn ich ehrlich bin. Es ist jede Menge liegen geblieben.«

»Und ich könnte dir tatsächlich helfen?«, fragte sie mit einem Hoffnungsschimmer in der Stimme.

»Mama, das ist die Option für den Notfall!«

»Es ist immer gut, einen Plan B zu haben.«

20 Als ich um Viertel nach eins ins Büro kam, machte Funda mal wieder Überstunden. Ihr Zu-erledigen-Stapel war deutlich geschrumpft, während meiner weiter angewachsen war. Ich hatte meine Mutter nicht belogen: Meine Ermittlungen im Schettler-Fall hatten mich viel zu viel Zeit gekostet. Zeit, die mir niemand bezahlte. Ohne Funda wäre ich aufgeschmissen gewesen. Letztlich konnte ich mir meine Eskapaden nur leisten, weil sie so engagiert mitarbeitete.

»Was hältst du davon, wenn ich dich zur Mitarbeiterin des Monats wähle?«, fragte ich.

»Du brauchst kein schlechtes Gewissen zu haben«, antwortete sie und lächelte. »Mir macht meine Arbeit Spaß. Außerdem habe ich heute ein bisschen Luft.«

»Springt deine Mutter wieder bei Leila ein?«

Funda nickte. »Wie geht es eigentlich deiner?«

»Nicht so gut, ich habe gerade mit ihr telefoniert. Ich glaube, sie würde am liebsten zurückkommen.«

»Das wäre sicher das Klügste. Man überlässt doch der Konkurrenz nicht sang- und klanglos das Feld.«

»Dabei vergisst du aber, dass meine Mutter meinen Vater links liegen hat lassen, bevor die Konkurrenz überhaupt am Horizont auftauchte.«

»Willst du damit etwa sagen, dass ihr recht geschieht?«

»Nein! Nur, dass meine Mutter nicht immer so genau weiß, was sie eigentlich will. Es ist nicht auszuschließen, dass sie meinem Vater wieder die kalte Schulter zeigt, sobald diese Tamara vom Hof verschwunden ist.«

Funda dachte ernsthaft über diese Möglichkeit nach und nickte nach einer Weile. Dann runzelte sie die Stirn. »Die beiden sind aber auch wirklich nicht einfach. Trotzdem tut sie mir leid. Sie hat schon so viel durchgemacht und jetzt auch noch das.«

Fundas Worte rührten einen Moment lang an mein Selbstmitleid. Ich hatte auch jede Menge durchgemacht und musste mich zu allem Übel mit einer Beziehungspause von ungewisser Dauer abfinden. Das war alles andere als gerecht. Aber ich hatte gelernt, dass es nicht um Gerechtigkeit ging und dass Selbstmitleid zwar hin und wieder tröstend, in der Regel aber kontraproduktiv war.

»Ich mag diese Tamara übrigens nicht«, fuhr Funda fort.

»Mir ist sie auch nicht sympathisch.« Ich sah mich suchend nach etwas Essbarem um. Auf dem Couchtisch lag eine angebrochene Tafel Schokolade. Die würde für den ersten Hunger reichen.

»Sie passt nicht auf den Hof«, meinte Funda im Ton einer Dorfältesten.

»Sie wird ja nicht gleich bei meinem Vater einziehen.« Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen, wurde mir seine Tragweite bewusst. Wir hatten ein wunderbares Zusammenleben auf dem Hof und waren ein eingespieltes Team. Jede weitere Person würde dieses Zusammenleben auf die eine oder andere Weise beeinflussen.

»Wollen wir es hoffen«, sagte Funda und begann, ihre Sachen zusammenzupacken. »Gibt es eigentlich etwas Neues im Schettler-Fall?«

»Ich glaube, du hattest recht mit deiner Vermutung, jemand könne seine Tiraden während der Beerdigung auf etwas ganz anderes bezogen haben.« Ich berichtete ihr von den wieder aufgetauchten Unterlagen und all dem, was ich von Jette Mollenhauer und Daniel Köhler über die Lamberts erfahren hatte.

»Diese Unterlagen sind wieder da?«, fragte Funda. »Im Briefkasten?« Sie sah mich mit großen Augen an. »Warum hat der Dieb sie nicht einfach entsorgt?«

»Darüber kann ich nur spekulieren. Vielleicht wollte er, dass wir von der Entführung erfahren. Vielleicht hat er ein selektives Unrechtsbewusstsein, das ihm selbst einen Diebstahl durchgehen lässt, bei einer Entführung aber auf Hochtouren läuft. Vielleicht geht es ihm aber auch darum, unsere Ermittlungen zu stoppen. Und eigentlich sollte ich genau das tun.«

Funda lachte. »Die Betonung liegt auf *eigentlich,* oder?«

»Darauf kannst du wetten.« Ich stimmte in ihr Lachen ein und hörte gleich darauf ein aufgeregtes Bellen aus dem Vorgarten. »Ist Rosa hier?«

»Oh, das habe ich völlig vergessen. Simon hat sie vorhin gebracht. Er bittet dich, sie übers Wochenende zu nehmen.«

»Was hat er denn vor?«

»Das hat er mir nicht verraten. Aber er sah nicht gerade sehr fröhlich aus«, meinte Funda vieldeutig.

»Was willst du damit sagen?«

»Dass er nicht den Eindruck machte, als hätte er das tollste Wochenende aller Zeiten vor sich.«

»Und wer kümmert sich am Samstag um seinen Laden?«

»Arne.«

Es war Freitagabend, und alle waren ausgeflogen. Außer meinem eigenen stand kein Wagen mehr auf dem Parkplatz. Henrike und Arne hatten mich gefragt, ob ich mit ihnen ins Kino kommen wolle, aber ich war nicht in der Stimmung gewesen. Stattdessen saß ich nach wie vor im Büro und versuchte, so viel wie möglich aufzuarbeiten. Funda konnte inzwischen einiges selbstständig erledigen, aber vieles musste ich selbst machen, wie zum Beispiel Erbenermittlungen, bei denen es darum ging, Urkunden zu sichten, die noch in Fraktur verfasst worden waren. Ich brauchte Stunden, um mich durch einige Seiten hindurchzuquälen. Als ich anschließend wenigstens hinter einen dieser Fälle einen Haken machen konnte, fühlte ich mich ein wenig besser.

Zur Belohnung kochte ich mir noch um zehn einen Berg Nudeln, unter die ich eine so scharfe Tomatensoße mischte, dass mir fast die Tränen kamen. Ich tauchte mein Wohnzimmer in Kerzenlicht und hörte eine Weile in Endlosschleife den Song *Hurricane* von MS MR. Bis ich in so sentimentaler Stimmung war, dass ich Simon auf seinem Handy anrief. Sofort schaltete sich seine Mailbox ein. »Dann eben nicht«, murmelte ich und wählte Martins Nummer. Nach dem dritten Freizeichen wurde mir bewusst, was ich da tat, und unterbrach die Verbindung.

Es dauerte nur Sekunden, bis das Telefon in meiner Hand klingelte. Vor Schreck hätte ich es beinahe fallen lassen. Ich starrte aufs Display und rührte mich nicht.

»Willst du nicht drangehen, Kris?«, tönte Martins Stimme vom AB. »Oder war das ein Hilferuf, damit ich mich sofort ins Auto setze und zu dir fahre?«

Ich drückte den grünen Hörer. »Untersteh dich!«

»Hattest du Sehnsucht nach mir?«

»Ich habe mich verwählt.«

»Psychologen würden jetzt sagen, dein Unterbewusstsein hätte dir einen Streich gespielt.«

»Mein Unterbewusstsein spielt nicht!«

»Aber es rotiert, habe ich recht? Zumindest hast du eine saumäßige Laune.«

»Hast du nie schlechte Laune?«

»Hast du deshalb angerufen? Um mich das zu fragen?«

»Ach, ich weiß es selbst nicht. Geht es dir auch manchmal so, dass du dich in deiner Haut nicht wohlfühlst und nichts so läuft, wie du es dir vorstellst?«

»Wenn ich mich so fühle, ist meistens irgendetwas passiert. Was war

es denn bei dir?«

»Simon verzeiht mir unser Telefonat nicht, meine Mutter dreht am Rad, weil mein Vater eine Freundin hat, und ich habe mich mal wieder in einen Fall verrannt und vernachlässige deswegen meine Arbeit. Ich fühle mich fürchterlich.« Ich schluckte gegen die aufsteigenden Tränen an. »Wieso bist du eigentlich an einem Freitagabend zu Hause?«

»Ich habe auf deinen Anruf gewartet.«

»Heutzutage bleibt kein Mensch mehr zu Hause, weil er auf einen Anruf wartet. Dafür wurden Handys erfunden.«

»Wo sollte ich denn deiner Meinung nach sein?«

»Dort, wo sich Leute unseres Alters eben an Freitagabenden herumtreiben, in Kneipen, in Clubs, im Fitnessstudio, nur eben nicht allein zu Hause.«

»Woher willst du wissen, dass ich alleine bin?«, fragte Martin lachend.

»Bist du nicht?«

»Bin ich nicht.«

»Warum hast du denn dann zurückgerufen?«

»Das ist meine Art, Prioritäten zu setzen.«

»Dann machen wir jetzt augenblicklich Schluss«, sagte ich entschieden.

»Das haben wir schon so oft getan, Kris, aber zum Glück war es nie das Ende.«

Ein Geräusch riss mich aus dem Schlaf. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was es war. Rosa knurrte auf eine Weise, wie ich es bisher nur ein einziges Mal von ihr gehört hatte. Und da hatte sie mich vor einem Menschen warnen wollen. Mit klopfendem Herzen sprang ich aus dem Bett und folgte dem Geräusch. Die Hündin stand mit gesträubtem Fell, steifer Rute und hochgezogenen Lefzen an meiner Wohnungstür und schien mit ihrem ganz eigenen Sinn hindurchzustarren.

Ohne auf die knarrenden Parkettstellen zu treten, machte ich einige vorsichtige Schritte und legte mein Ohr an die Tür. Dahinter war nichts zu hören, zumindest nichts, was in der Lautstärke gegen das Knurren hätte ankommen können. Trotzdem war ich mir sicher, dass auf der anderen Seite der Tür jemand stand. Ich schlich ins Wohnzimmer und schaute hinüber zum Parkplatz. Mein Auto war immer noch das einzige, das dort stand. Weder Simon noch mein Vater waren nach Hause gekommen. Bei ihnen hätte sich Rosa auch

keinesfalls so gebärdet. Höchstens bei Tamara Granzin, die sie kaum kannte. Aber auch das hielt ich für unwahrscheinlich.

Ich bewaffnete mich mit meinem Handy und dem Personenalarm, den Henrike mir einmal geschenkt hatte. Im Notfall musste ich nur den Kontakt herausziehen, und das kleine Gerät würde einen weithin hörbaren Alarm von sich geben. Ich postierte mich wieder neben der Tür. Irgendetwas ging da draußen vor sich, das sich allerdings nur Rosas Wahrnehmung erschloss. Sie knurrte wie ein Generator. Jeden Moment würde sie anfangen zu bellen. Der Schlüssel steckte von innen im Schloss, und ich war mir sicher, ihn vorm Zubettgehen zweimal herumgedreht zu haben. Diese Hürde ließ sich so schnell nicht überwinden. Wer auch immer vor der Tür stand, musste sich über die Haustür, die nie abgeschlossen wurde, Zugang ins Gebäude verschafft haben. Eine Plastikkarte und ein wenig Geschick reichten dafür völlig aus.

Ich stellte mich dicht neben die Tür, sodass ich gut zu hören sein würde. Wer immer sich da draußen herumtrieb, sollte annehmen, ich würde die Polizei anrufen. »Mein Name ist Kristina Mahlo.« Ich nannte die Adresse in Obermenzing. »Ich wohne im ersten Stock rechts des Haupthauses. Bei mir versucht gerade jemand einzubrechen. Bitte kommen Sie schnell!« Ich schwieg einen Moment. »Nein, ich kann niemanden sehen, aber meine Hündin hat angeschlagen. Deshalb bin ich ganz sicher, dass draußen jemand ist.«

Wieder schlich ich zum Wohnzimmerfenster. Ich stellte mich so, dass ich von unten nicht zu sehen sein würde. Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis eine schlanke, dunkle Gestalt mit Kapuze und Rucksack im Licht des Bewegungsmelders über den Hof Richtung Straße rannte. Die Vernunft sagte mir, dass mir hier drinnen nichts geschehen konnte, trotzdem produzierte meine Angst immer noch Unmengen von Adrenalin. Mein einziges Beruhigungsmittel war Rosa. Sie hatte sich von der Tür abgewandt, war zurück aufs Bett gesprungen und hatte sich entspannt eingerollt. Die unmissverständliche Botschaft lautete: Gefahr gebannt. Kurz darauf hörte ich ihre typische tiefe Schlafatmung.

Für mich jedoch war an Schlaf nicht mehr zu denken. Ich war so aufgedreht, dass ich eine Weile mit dem Personenalarm durch meine Wohnung tigerte und mich fragte, wer in unser Haus eingedrungen war und vor allem warum. Um wen oder was war es der dunklen Gestalt gegangen? Um einen Einbruch in eine der Wohnungen? In mein Büro? Oder war ich das Ziel gewesen?

Im Zuge der Testamentsvollstreckung von Theresa Lenhardt hatte es

jede Menge beängstigender Vorkommnisse bis hin zu zwei gewalttätigen Angriffen gegeben. Nachdem ich all das mit seelischen und körperlichen Blessuren überstanden hatte, hatte ich mir geschworen, mich nie wieder in derartige Situationen zu begeben. Und jetzt war ich erneut in etwas hineingeraten, das mir Angst machte.

Wieder und wieder ließ ich die dunkle Gestalt vor meinem inneren Auge Revue passieren, bis ich überzeugt war, es könne sich dabei um den Dieb meiner Tasche handeln. Beweglichkeit und Statur kamen in etwa hin. Es gab aber noch jemanden, dem sie zu gleichen schien: Edith Eppingers Mörder auf den Überwachungskameras des Bahnsteigs. Warum war ich nicht eher darauf gekommen? Waren der Dieb und der Mörder ein und dieselbe Person?

Daniel Köhler, Friederike Lamberts Begleiter auf dem Friedhof, käme von der Statur her in Frage. Er war auf Xaver Drews' Beerdigung gewesen, hatte also Schettlers Drohungen in jedem Fall mitbekommen. Und er war als *drittes Kind* der Lamberts in dem Haus in der Orffstraße ein- und ausgegangen. Hatte er den Tod seiner Spielkameradin rächen wollen? Ich holte ihn mir vor mein inneres Auge, aber es wollte mir nicht gelingen, ihn mir als Mörder vorzustellen. Er war mir sympathisch gewesen. Gleichzeitig wusste ich, dass ich mich nicht von subjektiven Eindrücken leiten lassen durfte.

Das galt auch für Friederike Lambert. Sie hatte auf mich verloren gewirkt, aber bedeutete das auch, dass sie nicht handlungsfähig war? Um sich an ihrem Exmann zu rächen, der sie wegen einer anderen im Stich gelassen und ins Unglück gestürzt hatte. Und an den beiden einzigen Erwachsenen, die im Haus waren, als ihre Tochter erstickte: Edith Eppinger und Xaver Drews. Um von Schettlers Drohungen zu erfahren, hätte sie gar nicht selbst an Drews' Beerdigung teilnehmen müssen. Davon hätte ihr auch Daniel Köhler bei seinen Besuchen am Grab erzählen können.

Schließlich wanderten meine Gedanken zu Sarah Lambert. Über ihre Statur würde ich erst etwas wissen, wenn ich ihr im Sarcletti gegenüberstand. Bis dahin musste ich mich gedulden und mich mit weiteren Gedankenspielen zurückhalten. Zumindest mit denen, die sich mit der Identität des Mörders beschäftigten.

Was das Motiv betraf, gab es einen Punkt, der sich mehr und mehr in den Vordergrund drängte. Wenn es darum ging, den Erstickungstod der kleinen Kathrin zu rächen, dann hatte der Mörder sich eigentlich die falschen Opfer gesucht. Reinhold Lambert, Edith Eppinger und unter Vorbehalt auch Xaver Drews hatten die kleine Kathrin auf die

eine oder andere Art im Stich gelassen, was moralisch zu verurteilen war, aber sie waren nicht für den Tod des Mädchens verantwortlich. Das war allein Friederike Lambert, der nicht aufgefallen war, dass das Asthmaspray leer war.

Der Himmel an diesem Samstag versprach einen weiteren Tag voller Sonne und Wärme. Ich hatte den Kopf gegen den Fensterrahmen gelehnt und schaute hinüber in den Park, wo sich so früh am Morgen nur hier und da etwas regte.

Ein lautes Klopfen an meiner Wohnungstür ließ meinen Puls augenblicklich in die Höhe schießen. Erst mit einer Verzögerung von Sekunden begriff ich, dass es mein Vater war, der meinen Namen lauthals durch die Tür rief. Mit ein paar Sätzen hatte ich den Flur durchquert und riss die Tür auf.

»Ist etwas passiert?« Mit Blicken tastete ich ihn ab.

»Das frage ich dich!« Ich konnte mich nicht erinnern, wann er zuletzt so wütend gewesen war.

»Wieso mich? Was ist denn los?«, fragte ich verdattert.

Er zeigte auf meine Wohnungstür. »Das ist los!«

Ich öffnete sie vollständig und entdeckte einen Totenkopf, der mit knallroter Farbe auf die Tür gemalt worden war. An den unteren Rändern des *Kunstwerks* hatte sich die Farbe selbstständig gemacht und war verlaufen.

»Kannst du mir sagen, was das soll?« Mein Vater war rot im Gesicht und schien alle Mühe zu haben, sich zu beherrschen.

»Nein, das kann ich nicht. Und ich weiß nicht, wieso du glaubst, ich könnte es. Ich habe als Kind keine Türen bemalt, und ich habe jetzt nicht damit angefangen.«

»Wer war es dann? Deine Bürotür sieht übrigens genauso aus.«

»Vermutlich jemand, der sich heute Nacht ins Haus geschlichen hat.«

»Ins Haus?«

»Ja, bis vor meine Tür. Rosa hat heftig geknurrt.«

»Aber wir haben doch einen Bewegungsmelder«, meinte mein Vater, der plötzlich hilflos wirkte.

»Das Licht hat den- oder diejenige jedenfalls nicht abgehalten. Was hast du eigentlich gedacht, was diese Totenköpfe bedeuten?«

»Das war völliger Blödsinn.«

»Was hast du gedacht, Papa? Dass ich keinen Besuch mehr von dir haben möchte und deswegen eine Sperrzone errichte?«

»Ich hatte da eher an Tamara gedacht«, druckste er mit gesenktem

Blick herum.

»Papa! Ein für alle Mal: Jeder von uns ist erwachsen und kann mit zu sich nach Hause bringen, wen er will.« Solange Tamara nicht auf die Idee kam, zu meinem Vater zu ziehen, fügte ich im Stillen hinzu.

»Deine Mutter wird das anders sehen.«

»Würdest du in ihrer Situation garantiert auch.«

»Was machen wir jetzt mit dieser Schmiererei?« Er rieb sich die Hände, als könne er es kaum erwarten, die weiße Türfarbe aus dem Keller zu holen und den Pinsel zu schwingen.

»Darüber mache ich mir heute Nachmittag Gedanken. Ich muss im Büro noch schnell etwas erledigen, bevor ich um halb elf zu einem Termin losmuss. Darf ich Rosa so lange bei dir parken? Ich kann sie nicht mitnehmen, und Simon ist übers Wochenende nicht da.«

»Wo ist er denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt ihr euch gestritten?«

»Ziemlich.«

21

Als wir das Eiscafé Sarcletti betraten, überfiel mich ein Déjà-vu. Vor Monaten waren Henrike und ich hier mit jemandem verabredet gewesen, der mir übel mitgespielt hatte. Sollte es etwa wieder so sein? Trafen wir jetzt die Person, die heute Nacht meine Tür bemalt hatte, um mich zu stoppen? Vordergründig war es nur ein wenig rote Farbe, die sich hoffentlich problemlos überpinseln lassen würde. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto gruseliger fand ich die Vorstellung, dass jemand mitten in der Nacht unser Haus betrat und mir seine Botschaften an die Tür schmierte. Ich hatte überlegt, die Polizei zu rufen, mich dann jedoch dagegen entschieden. Wegen einer Schmiererei an meiner Tür hätten sie ganz sicher kein Spurensicherungsteam vorbeigeschickt. Und eine Anzeige gegen unbekannt hätte sowohl dem zuständigen Beamten als auch mir nur wertvolle Zeit gestohlen. Mit meiner Spekulation, der Dieb der Unterlagen könne mit einem gesuchten Mörder identisch sein, wäre ich auf dem Revier sicher als Spinnerin abgestempelt worden. Solange es keine Beweise gab, konnte ich mir all das sparen. In diesem Punkt waren Henrike und ich uns einig.

Was man in Bezug auf das Treffen mit Sarah Lambert im Sarcletti nicht behaupten konnte. Henrike hatte sich unmissverständlich dagegen ausgesprochen und kam nur als mein Schutzengel mit, und selbst das nur sehr widerstrebend. Mit Schettler habe das nichts mehr zu tun, seine Unterlagen seien wieder da und ich könne einen Haken dahinter machen. Ich hatte versucht, ihr klarzumachen, dass ich über Schettler in die Geschichte der Lamberts hineingerutscht sei. Dass ich deren Leid nachempfinden könne, das der Mutter ebenso wie das der Tochter. Und dass es mir schwerfalle, hinter etwas einen Haken zu machen, wenn mir jemand Totenköpfe an meine Türen male, um mir den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Henrike hatte missbilligend den Kopf geschüttelt und gemeint, irgendwann müsse ich mal lernen, mich besser gegen das Leid der anderen abzugrenzen. Es sei nicht meine Aufgabe, deren Fragezeichen zu lösen.

Das Café war schon gut besucht. Ich ergatterte einen Platz am Fenster und setzte mich mit Blick zur Tür. Henrike ließ sich auf einem der weißen Schalenstühle mir gegenüber nieder und gab direkt ihre Eisbestellung auf: Grüner Tee, Mandel und Himbeere. Ich entschied

mich für einen Kaffee und eine Butterbreze.

»Weiß Arne eigentlich, wo Simon das Wochenende verbringt?«, fragte ich gegen den Geräuschpegel an.

»Er ist in die Berge gefahren. Um in Ruhe nachzudenken.«

»Ich habe wirklich nur ein bisschen herumgeschäkert am Telefon, mehr war es nicht.«

»Das glaube ich dir. Nachts mit diesem *Unbeschädigten* zu telefonieren, ist ja auch verführerisch. Solange das Telefon dazwischen ist, fällt es leicht, loszulassen und sich fallenzulassen. Dir drohen keine solchen Konsequenzen wie mit Simon, der mit dir zusammenziehen möchte. Solange ihr in getrennten Wohnungen lebt, kannst du dir das Gefühl bewahren, nicht für ihn verantwortlich zu sein.«

Ich lehnte mich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sieh mich nicht so an, Kris, ich versuche nur, das Ganze auf den Punkt zu bringen. Ich verstehe dich nämlich. Du hast all die Jahre schon genug Verantwortung für deine Eltern übernommen. Und da kann es dann passieren, dass man mit dem Feuer spielt, weil man tief drinnen die eigene Angst bekämpfen will.«

Sekundenlang fühlte ich mich wie ein Kind, das beim Lügen ertappt worden war.

»Simon hat auch sein Päckchen zu tragen, Kris. Er hat in jungen Jahren auf zu vieles verzichten müssen, um jetzt großzügig mit Gefühlen umzugehen. Was er braucht, ist eine durch und durch stabile Beziehung. Und du musst dir überlegen, ob du das leisten kannst, vor allem, ob du es überhaupt willst. Wenn du mit einem Menschen wie ihm zusammen bist, darfst du dir keine Fehltritte erlauben. Und genauso wie ich überzeugt bin, dass Simon um deine Ängste weiß, bin ich mir sicher, dass du auch seine ganz genau kennst. Vielleicht macht dir das noch mehr Angst.«

Ich wandte den Blick ab und sah zum Fenster hinaus. In mir war ein fürchterliches Durcheinander, eine widersprüchliche Mischung von Sich-verraten-Fühlen und einer Ahnung von einem Hauch von Wahrheit. Es war jedoch nicht der rechte Zeitpunkt, um dem auf den Grund zu gehen. Auf der Straße näherte sich mit eiligen Schritten eine zierliche junge Frau mit zwei kleinen Mischlingshunden an der Leine. Bevor sie den Eingang des Cafés erreichte, blieb mir genügend Zeit für einen ausgiebigen Blick. Sie war circa eins siebzig groß und schlank, hatte braune, schulterlange Haare und einen federnden Gang. Als sie das Café betrat, winkte ich ihr zu und dirigierte sie zu unserem Tisch.

»Frau Hoppe?«, fragte sie mich.

»Das bin ich«, stellte Henrike sich vor.

»Ich heiße Kristina Mahlo.« Ich zückte eine Visitenkarte und reichte sie ihr. »Setzen Sie sich doch bitte zu uns.«

Ohne einen Blick auf die Karte zu werfen, sah sie zwischen uns hin und her, dann folgte sie meiner Einladung. Aus ihrer Schultertasche zog sie eine Decke, die sie für die Hunde auf dem Boden ausbreitete. Wie auf Kommando ließen sie sich darauf nieder. »Wir beide haben gestern miteinander telefoniert, ist das richtig?«, fragte sie Henrike.

Henrike schüttelte den Kopf und überließ mir die Erklärung. Bevor ich jedoch dazu kam, brachte der Kellner unsere Bestellung und fragte Sarah Lambert nach ihren Wünschen. Sie bestellte sich ein Frühstück mit Joghurt, Müsli und Früchten. Dazu schwarzen Tee.

»Wer von Ihnen ist denn nun eine frühere Bekanntschaft meiner Mutter?«, fragte sie, nachdem der Kellner gegangen war.

»Keine von uns«, antwortete ich wahrheitsgetreu.

»Was wollen Sie dann von mir?«, fragte sie irritiert.

Henrike hob auf süffisante Weise ihre Augenbrauen, als wolle sie sagen, dass sie sich das auch gerade fragte, und machte sich über ihren Eisbecher her.

»Die Bekanntschaft mit Ihrer Mutter war ein Vorwand, um Sie zu treffen. Ich bin auf sehr verschlungenen Wegen auf Ihre Familie und deren Geschichte aufmerksam geworden. Und zwar kümmere ich mich als Nachlassverwalterin derzeit um die Angelegenheiten eines Albert Schettler aus Pasing. Er war ein Weggefährte von Xaver Drews, den Sie ja von früher kennen.«

Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, huschte ein Schatten über ihr Gesicht. »Wenn es um Herrn Drews geht, können wir hier direkt einen Punkt machen. Mit diesem Mann möchte ich nichts zu tun haben!« Der Kellner brachte ihr Frühstück. Unschlüssig, ob sie zahlen und gehen oder doch erst noch etwas essen sollte, verrückte sie die einzelnen Gegenstände, ohne uns auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen. Sie schien sich in ihre eigene Welt zurückgezogen zu haben.

»Frau Lambert«, versuchte ich, sie behutsam zurückzulocken, »ich bin mir bewusst, dass wir nicht das geringste Recht haben, in Ihr Leben zu platzen. Aber wie gesagt bin ich über den Fall, an dem ich gerade arbeite, auf die tragische Geschichte Ihrer Schwester Kathrin gestoßen.«

Sie sog scharf Luft durch die Nase. »Ich wüsste nicht, was Ihr Fall mit meiner Schwester zu tun haben könnte. Kathrin ist vor vierundzwanzig Jahren gestorben, sie war damals acht.«

»Sie hat nur indirekt über Ihren früheren Nachbarn Xaver Drews

damit zu tun. Auf dessen Beerdigung hat der Verstorbene, dessen Nachlass ich betreue, schwere Anschuldigungen gegen einen zweifachen Mörder erhoben. Er hat sich jedoch geirrt. Die Todesfälle, um die es ihm ging, waren keine Verbrechen. Zumindest war einer der Todesfälle ganz sicher keines. Der andere war ein Unfall. Aber jemand muss diese Anschuldigungen auf zwei Morde bezogen haben, die sich in einem anderen Zusammenhang ereignet haben. Zu erklären, wie ich darauf gekommen bin, würde jetzt zu weit führen. Tatsache ist jedoch, dass ich bei meinen Recherchen in dieser Sache auf zwei Morde gestoßen bin, die mit Ihrer Schwester in Zusammenhang gebracht werden könnten.« Ich ließ Sarah Lambert nicht aus den Augen, begegnete in ihrem Blick jedoch nur einer Mischung aus Abwehr und Unglauben. »Ihr Vater wurde beim Joggen im Wald erstochen, Edith Eppinger, eine frühere Nachbarin von Ihnen, wurde kürzlich vor eine einfahrende Bahn gestoßen. Der Täter ist immer noch flüchtig. Und ich rede ganz bewusst von *einem* Täter, da ich glaube, dass diese Verbrechen in einem Zusammenhang stehen. Den Tod von Xaver Drews lasse ich mal außen vor, da er von der Polizei als Unfalltod eingestuft wurde. Ihr ehemaliger Nachbar ist in betrunkenem Zustand in einen See gefahren und darin ertrunken. Damit sind in zeitlich relativ nahen Abständen drei Menschen eines unnatürlichen Todes gestorben, die einmal Nachbarn in der Orffstraße waren.«

»Ich wusste weder, dass Herr Drews gestorben ist, noch das mit Frau Eppinger.« Sie legte die Stirn in Falten. »Aber ich kann noch nicht einmal Betroffenheit heucheln. Ich habe den beiden jahrelang die Pest an den Hals gewünscht. Sie haben uns aus welchen Motiven auch immer ihre Hilfe verweigert und haben hinterher behauptet, ich würde lügen. Ich weiß längst, dass Kathrin selbst mit ihrer Hilfe nicht zu retten gewesen wäre, trotzdem war es eine verachtenswerte Schweinerei!«

Henrike hatte ihr Eis ausgelöffelt und wischte sich mit einer Serviette über die Mundwinkel. »Frau Lambert«, meldete sie sich zu Wort. »Könnten Sie uns kurz beschreiben, was aus Ihrer Sicht damals geschehen ist?«

»Aus meiner Sicht? Das klingt, als gäbe es jede Menge Interpretationsmöglichkeiten.« Einer ihrer Hunde war aufgestanden und hatte die Vorderpfoten auf ihren Oberschenkel gelegt. Gedankenverloren streichelte sie sein Fell.

»Allem Anschein nach haben Frau Eppinger und Herr Drews damals gelogen. Uns interessiert die Wahrheit.«

Sie zögerte einen Moment, ehe sie zu sprechen begann, und umfasste ihre Teetasse mit beiden Händen, als wolle sie sich die Finger wärmen. »Ich war damals zehn Jahre alt, Kathrin war acht. Meine Mutter steckte mitten in einer schweren Lebenskrise, ausgelöst durch meinen Vater und seine spätere zweite Frau. Meine Mutter hätte dringend Hilfe benötigt, für den Alltag und für ihre Seele. Aber das Unglück hat für viele Menschen etwas Abschreckendes, fast so wie die Pest. Als würde man sich anstecken, wenn man ihm zu nahe kommt. Leute, die früher bei uns ein- und ausgegangen waren, haben uns gemieden und haben es uns Kindern überlassen, uns um unsere Mutter zu kümmern. Sie war in einem desolaten Zustand. Das ist mir nicht erst heute in der Rückschau bewusst, das habe ich als Kind ganz stark wahrgenommen. Ich lag abends oft im Bett und habe gebetet, dass endlich jemand kommt und uns hilft. Jemand, der es uns abnimmt, die Tränen meiner Mutter zu trocknen. Wir waren völlig überfordert und haben mit ihr gelitten. Und irgendwann gingen ihr die Kräfte aus. Der Alkohol tat sein Übriges.«

»Und Ihr Vater?«, fragte Henrike teilnahmsvoll.

»Der hatte eine neue Frau, die ihn vermutlich voll in Anspruch genommen hat. Das habe ich ihm nie verziehen. Dennoch habe ich ihm nicht einmal in meinen dunkelsten Momenten einen solchen Tod gewünscht.«

»Wissen Sie, ob es im Mordfall Ihres Vaters Verdächtige gegeben hat?«

Sie lachte auf eine freudlose Weise. »Anfangs ist wohl tatsächlich die Nachfolgerin meiner Mutter in Verdacht geraten. Mit der Ehe der beiden stand es nicht gerade zum Besten. Mein Vater hatte vor, sich scheiden zu lassen. Aber dieser Verdacht konnte ausgeräumt werden. Ich glaube, seine Frau hatte ein Alibi. Ich hatte übrigens zum Glück auch eines. Inzwischen geht die Kripo von einem Zufallstäter aus.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie das frage, aber Ihre Geschichte lässt einen nicht unbeteiligt: Was war denn mit Großeltern?«, lenkte ich das Gespräch erneut auf den Tod von Kathrin Lambert. »Hätten Sie damals von dieser Seite keine Hilfe bekommen können?«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Eltern meiner Mutter sind früh gestorben, ich erinnere mich kaum an sie. Und die Eltern meines Vaters haben jedes erdenkliche Mittel gesucht, um es gegen meine Mutter auszuspielen. Das haben wir bereits in jungen Jahren begriffen und versucht, für meine Mutter Partei zu ergreifen.«

»Leben Ihre Großeltern noch?«

»Mein Großvater ist vor achtzehn Jahren gestorben, meine

Großmutter ist siebenundneunzig und lebt in einem Altenheim. Ich habe keinen Kontakt zu ihr. Ich glaube nicht an so etwas wie Altersmilde. Sie wird sich nicht geändert haben, sie war schon immer ein böser Knochen.«

»An dem Tag, als Ihre Schwester starb, was ist da geschehen?«, fragte Henrike weiter.

Sarah Lambert ließ sich gegen die Stuhllehne sinken und sah ein wenig ratlos zwischen Henrike und mir hin und her. »Ich kenne Sie beide doch überhaupt nicht. Sie stellen mir hier alle möglichen persönlichen Fragen und erwarten Antworten. Sie könnten genauso gut von der Presse sein, um die Geschichte meiner Schwester auszuschlachten.« Sie gab dem Kellner ein Zeichen, ihr die Rechnung zu bringen. Nachdem sie gezahlt hatte, bat sie uns, einen Moment auf ihre Hunde achtzugeben, und verschwand Richtung Toilette.

»Wo sie recht hat, hat sie recht«, meinte Henrike lakonisch, als sie außer Hörweite war.

Ich beugte mich zu den Hunden und schnalzte mit der Zunge, woraufhin sie beide an mir hochsprangen. »Was für einen Eindruck hast du?«

»Du meinst, ob ich sie für eine Mörderin und die Diebin deiner Tasche halte? Ein Motiv hätte sie, aber als Mörderin ihres Vaters scheidet sie durch ihr Alibi schon mal aus. Du kannst dir sicher sein, dass es in alle Richtungen abgeklopft wurde.«

Sarah Lambert kam zum Tisch zurück.

»Bitte«, sagte ich, »könnten Sie uns noch eine Chance geben? Meine Visitenkarte haben Sie ja bereits. Wenn Sie ein Smartphone besitzen, können Sie sich meine Website anschauen und alles abgleichen.«

»Das habe ich gerade eben getan«, sagte sie und beugte sich zu ihren Hunden, um deren Leinen zu entwirren.

Als ich noch nicht wusste, was mit Ben geschehen war, hatte ich jeden Strohhalm ergriffen, um eine Spur von ihm zu finden. Ich hätte mich mit jedem x-Beliebigen getroffen, stets in der Hoffnung, doch noch etwas herauszufinden. Aber für Sarah Lambert war die Situation eine völlig andere. Sie wusste, was ihrer Schwester widerfahren war. Was sie nicht wusste, war, wer ihren Vater umgebracht hatte. »Und wenn diese drei Todesfälle tatsächlich mit dem Tod Ihrer Schwester zusammenhängen?«

Sie richtete sich auf und verwies ihre Hunde zurück auf die Decke. »Selbst wenn es so wäre, könnte ich daran nichts mehr ändern.«

»Aber ein Mörder läuft frei herum.«

Sie schwieg einen Moment und musterte mich. »Meinen Vater

einmal außen vor gelassen, muss ich sagen, dass mich das nicht weiter stört. Ob der Tod von Frau Eppinger und Herr Drews nun gesühnt wird oder nicht, ist mir gleichgültig.«

»Und Ihre Mutter?«, fragte Henrike. »Sie ist in keinem guten Zustand, wie ich gehört habe. Würde es für sie eine Rolle spielen?«

Sarah Lambert zuckte die Schultern. »Wieso sollte es? Ob der Mörder meines Vaters gefasst wird oder nicht, würde für sie nichts ändern. Sie gibt sich die alleinige Schuld an Kathrins Tod.«

»Wie sehen Sie das?«, fragte ich.

Sie öffnete den Mund, um zu antworten, überlegte es sich dann jedoch anders. Sie schien sich ihre Worte erst einmal im Kopf zurechtzulegen.

»Geben Sie Ihrer Mutter die alleinige Schuld?« Henrike hatte sich vorgebeugt und die Unterarme auf den Tisch gestützt.

»Meine Mutter war damals völlig überfordert. Auch wenn sie einiges falsch gemacht und sicher auch versäumt hat, glaube ich immer noch, dass wir keine bessere Mutter hätten haben können. Mein Vater und seine Eltern haben ihr immer wieder vorgeworfen, dass sie heimlich das Haus verlassen und damit ihre Aufsichtspflicht verletzt hätte. Aber sie wähnte uns in Sicherheit. Wir waren schließlich keine Kleinkinder mehr, wir waren acht und zehn. Gegen das stärkste Argument, nämlich dass sie es versäumt hatte, das leere Spray gegen ein neues auszutauschen, konnte sie nichts einwenden.« Sie gab sich Mühe, ihren Atem zu beruhigen. »Sie hätte für Kathrin ein neues Asthmaspray besorgen müssen. Ja, das ist richtig. Meine Mutter ist über dieses leere Spray fast verrückt geworden. Sie kann sich das nicht verzeihen. Bis heute nicht. Ich kann es ihr verzeihen. Weil sie all das nicht bewusst versäumt hat, sie hat es einfach nicht geschafft. Und mein Vater hat sich vom Acker gemacht und ihr die Verantwortung für uns überlassen. Da ist es dann hinterher sehr einfach, Schuldzuweisungen zu verteilen. Mein Vater hat übrigens nie auch nur ein Wort darüber verloren, dass er uns im Stich gelassen hat.« Ihr war anzusehen, dass sie Mühe hatte, nicht in Rage zu geraten. Sie schluckte hart gegen einen inneren Widerstand an.

»Edith Eppinger und Xaver Drews haben Sie auch im Stich gelassen, nicht wahr?«, fragte Henrike behutsam. »Es muss schlimm für Sie gewesen sein, dass die beiden hinterher alles abgestritten haben.«

Sie nickte wie in Zeitlupe. »Da ist meine Kinderwelt dann gleich noch einmal zusammengebrochen. Erst als ich älter war, ist mir bewusst geworden, wie wenig überraschend dieses Abstreiten war. Wer ein Kind in seiner Not so hängen lässt, der lügt auch, ohne mit

der Wimper zu zucken.« Sie schien mit ihren Gedanken in die Vergangenheit zurückzukehren. »Nur einer von ihnen hätte die Nummer des Notarztes wählen müssen, nur einer. Wäre unser Telefon nicht kaputt gewesen, hätte ich es selbst getan. Aber so blieb mir nichts anderes übrig, als durchs Haus zu rennen und zu schreien.«

»Was haben Sie gemacht, als Sie im Haus keine Hilfe fanden?«

»Ich bin in ein Café in unserer Straße gerannt. Wir gingen dort manchmal mit unserer Mutter hin. Die Besitzerin kannte mich und hat sofort den Notarzt gerufen. Dann bin ich zurückgerannt. In der Zwischenzeit war meine Mutter nach Hause gekommen, sie und Daniel …«

»Daniel?«, fragte ich wie aus der Pistole geschossen.

Sie sah mich irritiert an. »Ja, Daniel, Kathrins Spielkamerad. Er war an jenem Nachmittag bei meiner Schwester. Eigentlich haben die beiden fast immer zusammengehockt und irgendetwas ausgeheckt«, meinte sie mit einem kurzen Lächeln. »Daniel war nach Kathrins Tod völlig erstarrt, genau wie meine Mutter und ich auch. Er und ich haben uns mit der Zeit berappelt. Aber meine Mutter hat Kathrins Tod zerstört und sie zu einem Schattenwesen werden lassen. Sie hat sich aus dem Leben verabschiedet. Es gibt Fotos von ihr aus glücklichen Zeiten. Wenn ich diese Bilder mit ihr heute vergleiche, habe ich manchmal immer noch Schwierigkeiten, darin ein und dieselbe Frau zu erkennen.«

»Ich kann mir vorstellen, was Sie meinen«, sagte ich, »ich bin Ihrer Mutter auf dem Friedhof begegnet. Keine Sorge! Ich habe sie nicht belästigt.«

»Sie hätte vermutlich auch nicht mit Ihnen geredet. Sie redet so gut wie gar nicht mehr.«

»Dieser Daniel, von dem Sie erzählt haben, heißt er Köhler mit Nachnamen?«

»Ja. Woher wissen Sie das?« Sie blickte mich fragend an.

»Er war auch auf dem Friedhof, als ich Ihre Mutter dort gesehen habe. Wussten Sie, dass er sich ganz rührend um sie kümmert?«

»Ja, das weiß ich.« Zum ersten Mal, seit sie mit uns am Tisch saß, hatte ihr Lächeln etwas Entspanntes. »Kurz nach Kathrins Tod sind Daniel und sein Vater in die Vereinigten Staaten gezogen. Dadurch haben wir uns völlig aus den Augen verloren. Aber seit zwei Jahren ist er zurück und versucht, hier beruflich Fuß zu fassen, was nicht so einfach ist. Er ist Schauspieler, müssen Sie wissen. Und auch bei uns gibt es ein großes Heer arbeitsloser Schauspieler. Aber Daniel gibt nicht auf, das bewundere ich an ihm. Und dass er einen Teil seiner

freien Zeit meiner Mutter widmet, bedeutet für mich eine unglaubliche Entlastung.«

Daniel Köhler mochte zwar arbeitslos sein, hatte aber sein schauspielerisches Talent dazu genutzt, mir direkt ins Gesicht zu lügen. Ich hatte ihm geglaubt, als er behauptet hatte, mit Sarah Lambert keinen Kontakt zu haben. »Hat er sich gleich bei Ihnen gemeldet, als er zurück war?«, fragte ich.

»Nein, erst vor einem Dreivierteljahr«, antwortete sie mit einem Leuchten in den Augen. »Das Leben geht manchmal wirklich seltsame Wege. Damals war er der Spielkamerad meiner Schwester.« Sie schwieg sekundenlang. »Jetzt leben wir zusammen. Und das nicht nur, weil es in München ein Luxus wäre, doppelt Miete zu zahlen. Daniel hat etwas sehr Beschützendes, und ich stelle immer wieder fest, wie wertvoll es ist, mit jemandem zusammen zu sein, dem ich nichts erklären muss, weil er damals alles mitbekommen hat.« Sie holte tief Luft und atmete langsam aus. »Und wissen Sie was? Er hat keinerlei Berührungsängste meiner Mutter gegenüber. Mein früherer Freund hat um meine Mutter einen riesigen Bogen gemacht, daran ist unsere Beziehung letztlich zerbrochen.« Es war, als würde ein leichter Ruck durch ihren Körper gehen, der sie aufwachen ließ. »Aber was erzähle ich Ihnen da alles.« Sie biss sich auf die Lippen und griff aufs Neue nach den Hundeleinen. »Ich glaube, ich breche jetzt besser mal auf.« Sie machte Anstalten aufzustehen.

»Könnten Sie uns zur Sicherheit Ihre Adresse geben«, bat Henrike, »falls sich wider Erwarten doch noch eine Frage ergäbe?«

Erst nachdem sie Straße und Hausnummer in Moosach genannt hatte, schien ihr die Unsinnigkeit von Henrikes Frage bewusst zu werden. »Aber Frau Mahlo hat doch meine Handynummer. Darüber bin ich am besten zu erreichen. Und sollten doch noch Fragen auftauchen, wenden Sie sich damit am besten an mich und bitte nicht an meine Mutter.«

Ich nickte. »Versprochen! Hoffentlich kommen Sie jetzt noch rechtzeitig zu ihr.«

Sie zuckte die Schultern. »Wenn sie nicht zu Hause ist, weiß ich ja, wo ich sie finde.«

»Sitzt sie tatsächlich jeden Tag am Grab Ihrer Schwester?«

»Vielleicht nicht an jedem, aber sehr oft.«

»Wissen Sie, warum sie das tut?«, fragte Henrike.

»Das ist ihr Weg, mit ihrer Schuld umzugehen. Dass das Asthmaspray leer war, verzeiht sie sich nicht. Sie harrt dort aus, damit meine Schwester nicht alleine ist. Und damit die Stimme des

Vergessens sie nicht erreichen kann. So drückt sie es zumindest aus, wenn sie mal mehr als nur Ja oder Nein sagt.«

»Die Stimme des Vergessens?«, wiederholte ich ihre Worte.

»Ja, sie lulle die Menschen ein und trage die Wahrheit mit sich davon.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Zeugin: »Ich habe gelernt, das Wort *Wenn* zu hassen. Wenn das Telefon funktioniert hätte, wäre die Sache mit dem Spray nicht so schlimm gewesen. Sobald ich daran denke, setzt sich in meinem Kopf ein Film in Bewegung. Er handelt von Kathrin, die einen Asthmaanfall bekommt, und von ihrer Schwester, die zum Telefon rennt und den Notarzt erreicht. Dieser Film hat ein Happy End.«

Vernehmungsbeamter: »Aber es gab kein Happy End, nicht wahr?«

Zeugin: (Kopfschütteln) »Das Asthmaspray war leer. Dabei hatte ich es regelmäßig überprüft. Ich bin daran fast zugrunde gegangen. Können Sie sich vorstellen, wie das ist? Ich habe mir den Kopf zermartert auf der Suche nach einer Erklärung, wie das geschehen sein könnte. Wie konnte ein Spray plötzlich leer sein, obwohl ich es doch immer wieder kontrolliert hatte?« (Schweigen) »Ich habe an meinem Verstand gezweifelt und geglaubt, der Alkohol habe bereits Schäden in meinem Hirn angerichtet. Ich musste mich geirrt haben, als ich annahm, es sei noch genügend von dem Medikament in dem Inhalator. Eigentlich hätte Kathrin einen solchen Irrtum aber nicht mit dem Leben bezahlen müssen, denn ich hatte immer ein Ersatzspray in Reserve.« (Schweigen)

Vernehmungsbeamter: »Und wo war dieses Ersatzspray?«

Zeugin: »Das befand sich wie immer in meiner Handtasche. Ich hatte sie mitgenommen, als ich das Haus verließ, um heimlich, von meinen Töchtern unbeobachtet, etwas zu trinken. In einem Lokal am Rotkreuzplatz. Aber auch wenn Sarah mich dort gefunden hätte, wäre es zu spät gewesen.«

22

Warum hatte mir Daniel Köhler seine Beziehung zu Sarah Lambert verschwiegen? Warum hatte er mich belogen, als ich ihn nach ihr fragte? Hatte er verhindern wollen, dass ich sie kontaktierte? Oder dass ich erfuhr, wo er wohnte? Vielleicht sei es lediglich sein Beschützerinstinkt gewesen, von dem Sarah Lambert geschwärmt hatte, hatte Henrike auf dem Nachhauseweg vermutet. Und wenn nicht?, hatte ich gefragt. Wenn nicht, hat er möglicherweise etwas zu verbergen.

Während ich überlegte, was das sein konnte, drängte sich unweigerlich der Gedanke an die drei Toten in den Vordergrund – Reinhold Lambert, Edith Eppinger und Xaver Drews. Aber mit der Vorstellung, Daniel Köhler könne mindestens zwei von ihnen umgebracht haben, tat ich mich schwer. Zugegeben, er hatte mich belogen, aber deswegen musste er noch lange kein Mörder sein.

»Ein sympathischer Charakter ist leider kein Ausschlusskriterium«, sagte Henrike, als wir zurück auf dem Hof waren. Sie zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich gegen meinen Wagen.

»Wie viele sympathische Mörder hast du denn bisher kennengelernt?«

Sie hob ihren Zeigefinger. »Einen.«

»Und hast du ihn überführen können?«

Sie blies den Rauch gen Himmel und sah ihm nach. »Ja.« Für den Bruchteil einer Sekunde presste sie die Lippen zusammen.

»Hat er dir leidgetan?«

Sie ließ die Zigarettenkippe fallen und zermalmte sie mit ihrer Schuhspitze.

»Was ist aus ihm geworden?«

»Ein Knacki«, antwortete sie mit einer gehörigen Portion Härte in der Stimme. Es war nicht klar, ob diese Härte sich gegen ihn oder sie selbst richtete.

»Hat dieser Mann etwas damit zu tun, dass du deinen Job an den Nagel gehängt hast?«, fragte ich behutsam.

»Ich hatte keinen klaren Blick mehr. Es hat einen Moment gegeben, in dem ich überlegt habe, ihn davonkommen zu lassen. Dieser Moment war nur kurz, aber es gab ihn.«

»Und welches Verbrechen wäre damit ungesühnt geblieben?«, tastete ich mich weiter in Henrikes Vergangenheit vor, über die sie

sich normalerweise ausschwieg.

»Die Morde an seiner Schwester und seinen Eltern. Sie hatten über viele Jahre hinweg nicht aufgeklärt werden können. Er hatte unter Verdacht gestanden, da er durch die drei Todesfälle einziger Erbe eines Millionenvermögens war. Aber ihm hatte sich nichts nachweisen lassen. Der Fall war zu einem Cold Case geworden. Und schließlich wurde ich auf den Mann angesetzt.«

»Bist du eine Beziehung mit ihm eingegangen?«

Sie zögerte. »Beinahe.«

»Und er hatte tatsächlich seine Familie auf dem Gewissen?«

»Es war der Klassiker. Seine Eltern hatten ihn enterben wollen.«

»Aber warum dann der Mord an der Schwester?«

»Kollateralschaden. Sie sei zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.«

»Das klingt nicht sympathisch«, sagte ich leise.

»Nein, das nicht.« Henrike fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die Haare und schloss dabei die Augen. Als sie sie wieder öffnete, schien sie von weit her zu kommen und die Tür zu diesem Ort fest zuzuwerfen. »Was machst du jetzt?«, fragte sie mit betont munterer Stimme.

»Ich werde meine Wohnung putzen. Das schiebe ich seit drei Wochen vor mir her. Und du?«

»Trödel verkaufen.«

Drei Stunden später war meine Wohnung blitzblank geputzt, mein Vater hatte die Totenköpfe auf beiden Türen übermalt und sich dann für den Rest des Wochenendes von mir verabschiedet. Sein schlechtes Gewissen, mich allein auf dem Hof zu lassen, hatte er sich bereitwillig von mir ausreden lassen. Ich sei schließlich schon groß, ich würde ausnahmsweise die Haustür abschließen, und Rosa sei im Vergleich zu den Bewegungsmeldern eine wirkungsvolle Geheimwaffe.

Als ich am Sonntagmorgen mit dem verschlissenen grünen Tagebuch im Bett lag und darin las, lauschte ich immer wieder auf die Geräusche des Hauses. Vermutlich waren sie nicht anders als sonst, denn um diese Uhrzeit am Sonntagmorgen war außer mir selten jemand wach. Trotzdem hatte ich das Gefühl, es sei stiller als sonst. Mir fehlte die Gewissheit, nicht allein zu sein, eingebettet in diese Gemeinschaft aus Gestrandeten, wie ich sie einmal Henrike gegenüber genannt hatte.

Als habe sie meine Gedanken erfasst, kuschelte Rosa sich an mich und blieb eine Weile so liegen, bis ich die Kladde beiseitelegte und sie

mit der Aussicht auf ein Stück Fleischwurst in die Küche lockte. Wir teilten uns die dicke Scheibe, ich zog mich an und lief mit ihr in der Morgendämmerung los.

Zwanzig Minuten später standen wir in Pasing vor Albert Schettlers Haus. Es wirkte verlassen, und das war es ja auch. Bis es von neuen Besitzern genutzt wurde, würde noch einige Zeit vergehen. Ich stellte es mir ohne Komplettvergitterung und mit einem neuen Anstrich vor – und voller Leben. Das Leben, das Albert Schettler darin geführt hatte, war schwer und von wahnhafter Angst bestimmt gewesen. Es lag mir fern, ihn in Schutz zu nehmen oder das, was er Franck Gieseke angetan hatte, zu bagatellisieren. Aber er war der einzige von den drei Entführern, der für dieses Verbrechen gebüßt hatte. Hinter Gittern und weit länger, als es bei einer gerichtlich verhängten Strafe der Fall gewesen wäre. Albert Schettler war in dem Glauben gestorben, dass ihm Franck Gieseke nach dem Leben trachtete. Er hatte sich in jeder Sekunde seines Lebens verfolgt und bedroht gefühlt. Was ein solcher Wahn mit einem Menschen machte, konnte ich mir nur annähernd vorstellen. Die Fenstergitter, der Schutzraum und Schettlers Verzicht auf Handy und Fernseher waren nur die nach außen sichtbaren Symptome seines Leidens. Es hatte sein Leben bestimmt und einem unbelasteten Miteinander mit anderen Menschen einen eisernen Riegel vorgeschoben. In Schettlers Welt hatte sich jeder in der nächsten Sekunde als Feind erweisen können. Es war eine Welt, in der ein Blick, eine Körperhaltung genügte, um das Misstrauen zu schüren. In der ein falsch verstandenes Wort, eine fehlinterpretierte Geste zu einem weiteren Rückzug führten, immer tiefer in die Einsamkeit.

Ich schnalzte leise mit der Zunge und bedeutete Rosa, die schon seit geraumer Zeit mit wissenschaftlichem Eifer ein Stück Zaun untersuchte, mir zu folgen. Auf Höhe des Hauses von Zoe Petschko hörte ich jemanden leise rufen. Ich sah hinauf zu einem der Fenster im ersten Stock. Schettlers Nachbarin saß im Fensterrahmen und rauchte. Noch jemand, der nicht schlafen kann, schoss es mir durch den Kopf. Ich winkte hinauf.

»Haben Sie Lust auf einen Kaffee?«, rief sie mir zu.

Ich nickte.

»Warten Sie einen Moment, ich komme runter.«

Sekunden später öffnete sie die Haustür. In schwarzen Leggings und Schlabber-T-Shirt wirkte sie wie ein junges Mädchen. Ihre roten Locken hatte sie zu einem Dutt gedreht und am Hinterkopf fixiert. »Kommen Sie herein«, begrüßte sie mich und beugte sich gleich darauf zu Rosa. »Und du natürlich auch.«

Die Hündin interpretierte diesen Satz als Futterankündigung und sprang aufgeregt um Zoe Petschko herum, die alle Mühe hatte, die Küche zu erreichen, ohne zu stolpern.

»Sind Sie öfters so früh unterwegs?«, fragte sie und setzte die Kaffeemaschine in Gang.

»Manchmal, ich wache immer sehr früh auf. Und Sie?«

»Ich bin seit vier Uhr hellwach, mir schwirrt ein neues Projekt durch den Kopf. Morgens habe ich immer die besten Ideen.« Sie goss uns beiden Kaffee ein. »Wissen Sie eigentlich schon, wer Herrn Schettlers Haus erbt?«

»Albert Schettler hat ein Testament gemacht und damit alles Nötige geregelt. Mehr darf ich dazu leider nicht sagen.«

»Schade«, sagte sie mit ehrlichem Bedauern.

»Aber vielleicht können Sie mir etwas sagen. Haben Sie zufällig in den letzten Tagen jemanden in der Nähe von Herrn Schettlers Haus gesehen? Genauer gesagt in der Nähe seines Briefkastens?«

Sie dachte darüber nach. »Nein. Zumindest ist mir niemand aufgefallen. Warum fragen Sie?«

»Jemand hat einen Umschlag mit Unterlagen eingeworfen, die mir zuvor gestohlen wurden. Und ich wüsste gerne, wer das war.«

»Die Unterlagen wurden Ihnen gestohlen und bei Herrn Schettler eingeworfen?«

»Sie gehörten Ihrem Nachbarn.«

»Erleben Sie bei Ihrer Arbeit öfter so merkwürdige Geschichten?«

»Hin und wieder.«

»Und gelingt es Ihnen dann auch, sie aufzuklären?«

»Längst nicht immer.«

»Das wäre nichts für mich«, sagte sie aus tiefstem Herzen. »Ich brauche Klarheit.«

»Nicht nur Sie.«

Am Montagmorgen lief ich um sieben Uhr mit Rosa zum Bäcker, holte Brötchen und weckte Simon. Als ich sah, wie müde und abgekämpft er aussah, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Ich hätte ihn ausschlafen lassen sollen.

Gegen das Kopfende seines Bettes gelehnt, streichelte er Rosa, die sich vor lauter Wiedersehensfreude auf ihn geschmissen hatte. Sein Gesicht sah umschattet aus, er konnte in den letzten beiden Tagen nicht viel geschlafen haben.

Ich setzte mich auf die Bettkante und legte die Brötchentüte ans Fußende. »Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe. Ich hatte

Sehnsucht nach dir und habe es nicht mehr ausgehalten.«

Ohne mich anzusehen, strich er über meinen Handrücken. Hinter seiner Stirn schien es kräftig zu arbeiten.

»Hast du heute Abend Zeit, damit wir reden können?«, fragte ich.

Es war, als hätte er meine Frage gar nicht gehört.

»Simon?«

Endlich erwiderte er meinen Blick. »In den vergangenen Tagen ist es in meinem Inneren ziemlich rundgegangen, da ist einiges hochgespült worden, das ich erst einmal für mich sortieren muss. Alleine.«

Es war dieses kleine, hinterhergeschobene Wort, das mir ins Herz schnitt. »Vielleicht könnte ich dir beim Sortieren helfen«, sagte ich leise, »wenn es nicht gerade um mich selbst geht, bin ich darin gar nicht mal so schlecht.«

»Beim Sortieren bin ich genau wie du ein Einzelgänger.«

Obwohl ich wusste, dass es stimmte, was er sagte, versetzte es mir einen Stich. Keiner von uns beiden war freiwillig so geworden, auf die eine oder andere Art waren wir in diese Haltung hineingewachsen, wir hatten früh gelernt, uns auf uns selbst zu verlassen und alles selbst in die Hand zu nehmen. Es war uns beiden zur zweiten Natur geworden. »Was bedeutet das?«, fragte ich, obwohl ich es bereits ahnte.

»Dass ich Zeit brauche.« Er nahm meine Hand in seine und hielt sie fest.

»Und worauf wird das hinauslaufen?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Kris.«

»Was ist, wenn ich einfach hier sitzen bleibe und nicht gehe? Wenn ich das nicht akzeptiere?«

»Das passt nicht zu dir.«

Nein, das passte tatsächlich nicht zu mir. »Könnten wir während der Zeit, die du für dich brauchst, hin und wieder zusammen essen gehen? Oder etwas mit Henrike und Arne unternehmen?« Ich schluckte. »Oder willst du mir völlig aus dem Weg gehen?«

Er sah mich traurig an. »Ich kann dir das im Augenblick nicht beantworten. Das Einzige, was ich ganz sicher weiß, ist, dass ich Zeit brauche.«

Den Vormittag über stand das Telefon nicht still. Es war, als hätten sich alle verabredet, im Zehnminutentakt die Nummer meines Büros zu wählen. Normalerweise konnte ich das Geräusch des Telefons gut ausblenden, aber nach dem Gespräch mit Simon lagen meine Nerven blank. Funda spürte meine Unruhe und schlug vor, ich solle irgendetwas tun, das mit Bewegung zu tun hatte, am besten solle ich

mir unser neues Nachlassobjekt in Allach ansehen.

Fünf Minuten später war ich auf dem Weg dorthin. Als die Ampelanlage an der Kreuzung Pippinger/Von-Kahr-Straße gerade auf Rot sprang, klingelte mein Handy.

»Guten Morgen«, begrüßte ich Henrike.

»Ich fahre ein paar Autos hinter dir«, begann sie, ohne meinen Gruß zu erwidern. »Ich verfolge einen Wagen, der dir vom Hof aus nachgefahren ist. Um sicherzugehen, dass er dich verfolgt, müsstest du ein paar Abbiegemanöver machen.«

Ich sah in den Rückspiegel. Der knallrote Wagen hinter mir gehörte eindeutig einer Fahrschule. Darin saßen Lehrer und Schülerin. Den Wagen dahinter konnte ich nicht erkennen. »Was für ein Wagen verfolgt mich denn?«, fragte ich und spürte meinen Puls in die Höhe schießen.

»Ein dunkelblauer Polo mit Münchner Kennzeichen.«

»Und wer sitzt am Steuer?« Als die Ampel auf Grün schaltete, fuhr ich los.

»Daniel Köhler.«

»Wer?«, schrie ich ins Handy. »Was soll das denn?«

»Das werden wir ihn beizeiten fragen.«

Ich gab mir Mühe, mich auf den Verkehr zu konzentrieren, was mir in Anbetracht eines Verfolgers nicht leichtfiel. Nachdem ich auf die Von-Kahr-Straße gebogen war, hielt ich mich links. Hinter mir fuhr jetzt ein weißer Mercedes, dahinter leicht versetzt ein dunkelblauer Wagen, bei dem es sich durchaus um einen Polo handeln konnte. »Wie hast du ihn überhaupt entdeckt?«, fragte ich Henrike.

»Ich habe mich heute Morgen vor dem Haus postiert, in dem er und Sarah Lambert wohnen. Ich weiß, dass ich mir damit selbst untreu geworden bin, aber ich dachte, es könne nicht schaden, auf Nummer sicher zu gehen und ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Er ist in sein Auto gestiegen, nach Obermenzing gefahren und hat in Sichtweite zum Hof geparkt.«

»Warum hast du mir nicht eher Bescheid gegeben?«, fragte ich, während ich bremste und nach links abbog. Zweihundert Meter weiter setzte ich den Blinker und bog rechts in die Pfarrer-Grimm-Straße.

»Ich wollte nicht gleich die Pferde scheu machen, sondern erst einmal herausfinden, was er vorhat.«

Ich parkte gegenüber der Stadtbibliothek und stieg aus.

»Wieso steigst du aus?«, fragte Henrike, die gerade in die Straße bog.

»Ich will wissen, ob er mir hinterhergeht.« Ich warf einen kurzen

Blick die Straße entlang. »Er hat übrigens fünf Wagen hinter mir geparkt. Ich gehe jetzt in die Bibliothek und schaue mir das Schwarze Brett dort an. Sag mir, wenn sich etwas tut.« Ich überquerte den Platz, der Schule und Bibliothek verband, und verschwand in dem Flachdachgebäude. »Und?«

»Er sitzt im Auto und wartet. Komm wieder raus und fahr zurück zum Hof!«

»Und dann?«

»Wenn er dich dorthin zurückverfolgt, kann er sich nicht mit einem Zufall rausreden.«

Ich lief zurück zum Auto, stieg ein und fuhr los. Am Ende der Straße wendete ich und fuhr zurück. Im Rückspiegel sah ich den Polo auf der Straße wenden. »Wenn er mir zum Hof folgt, fang ihn bitte ab, bevor er abhauen kann. Ich will ihn fragen, was das soll.«

»Wenn ich mich nicht täusche, hat er dich schon einmal belogen. Er wird einfach behaupten, er habe dich etwas fragen wollen, habe sich aber nicht so recht getraut und es sich dann anders überlegt. Oder irgendetwas in der Art.«

»Willst du ihn etwa einfach so davonkommen lassen?« An der Ampel bog ich links in die Pippinger Straße. Daniel Köhler blieb an mir dran. »Hast du überhaupt eine Vorstellung von dem Gefühl, verfolgt zu werden? Es ist absolut eklig. Und das Schlimme ist, ich habe es nicht einmal bemerkt.«

»Mit einer voreiligen Aktion erreichst du nichts. Ich lasse mir etwas einfallen, vielleicht können wir ihm eine Falle stellen, aus der er sich nicht so leicht herauslügen kann.« Für einen Moment war nur der Verkehrslärm zu hören. »Außerdem besteht immer noch die Möglichkeit, dass wirklich alles ganz harmlos ist.«

»Was das angeht, wäre ich mir lieber sicher«, murmelte ich vor mich hin und bog in die kleine Stichstraße, die zu unserem Hof führte. Ich stellte meinen Wagen auf dem Parkplatz ab, stieg aus und lehnte mich gegen die Fahrertür. Nach nicht einmal einer Minute parkte Henrike ihren Mini neben meiner alten Gurke.

»Erst hatte er den Blinker gesetzt, und es sah so aus, als wolle er dir weiter folgen, dann hat er sich anders entschieden. Was immer das zu bedeuten hat.« Henrike zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief.

»Wenn ich ihn gleich in der Pfarrer-Grimm-Straße gestellt hätte, wüssten wir jetzt vielleicht, was es zu bedeuten hat«, maulte ich.

»Weißt du, um welche Menschen Kripobeamte bei ihrer Arbeit am liebsten einen Bogen machen würden? Um Schauspieler und Leute mit

ausgeprägtem schauspielerischen Talent. Wenn du beim Normalbürger schon Schwierigkeiten hast, eine Lüge zu erkennen, dann bist du bei einem Schauspieler aufgeschmissen. Denen merkst du nämlich ihren Stress beim Lügen nicht an. Die stellen nicht einmal ihre Gestik ein, wenn sie etwas Auswendiggelerntes abspulen. Du bekommst schon noch die Chance, Köhler deine Fragen zu stellen, aber unter Voraussetzungen, die wir bestimmen und nicht er. Gut vorbereitet und wohl durchdacht. Und bis dahin tust du nichts Unüberlegtes.« Sie drückte ihre Zigarette aus und fixierte mich. »Versprich mir, dass du so lange einen Bogen um ihn machst!«

»Und wenn er mir weiter folgt?«, fiel ich ihr ins Wort.

»Musst du heute noch mal weg?«

Ich schüttelte den Kopf. »Reiner Bürotag.«

»Bis morgen habe ich mir etwas überlegt.«

Inzwischen wusste Daniel Köhler vermutlich von meinem Treffen mit Sarah Lambert. Damit war seine Lüge, keinen Kontakt mit ihr zu haben, aufgeflogen. Während der eine wütend wurde, wenn er bei einer Unwahrheit ertappt wurde, reagierte ein anderer zerknirscht und wieder ein anderer voller Scham. Daniel Köhler hatte mit Verfolgung reagiert.

Das Telefon riss mich aus meinen Gedanken. Die Nachricht, die gerade auf meinem Anrufbeantworter landete, stammte von Peter Siebert. Den Anfang hatte ich nicht mitbekommen. Als er jedoch sagte, es gebe etwas, das ihm nicht aus dem Kopf gehe und worüber er gerne mit mir sprechen würde, griff ich nach dem Hörer.

»Herr Siebert?«

»Oh, Sie sind ja doch da«, meldete er sich. Im Hintergrund rauschte Verkehr.

»Sie wollten über irgendetwas mit mir sprechen, so viel habe ich mitbekommen…«

Er räusperte sich. »Da gibt es eine Sache, die mir einfach nicht aus dem Kopf will«, druckste er herum. »Albert, also Herr Schettler …«

»Ja?«

»Sie haben mich doch gefragt, ob er Besucher hatte. Da gibt es etwas, das mir keine Ruhe lässt. Ich habe gestern meiner Freundin davon erzählt, und sie meinte, Sie sollten es wissen.«

Es hielt mich nicht mehr auf meinem Drehstuhl. Ich ging zum Fenster, öffnete es und setzte mich auf die Fensterbank. »Erzählen Sie«, forderte ich ihn auf.

»Haben Sie gerade Zeit?«

»Ja.«

»Dann treffen wir uns doch in einer halben Stunde in dem Café vor den Pasing Arcaden. Ich bin nämlich gerade mit dem Rad unterwegs und könnte gegen fünfzehn Uhr dort sein. Was meinen Sie?«

»Sie können es mir auch am Telefon erzählen.«

»Erstens reicht mein Akku nicht so lange, und zweitens würde ich Sie gerne auf einen Kaffee einladen, schließlich habe ich noch etwas gutzumachen.«

23 Bei diesem herrlichen Wetter würde ich das Auto stehen lassen und nach Pasing radeln. Zumal es in der Nähe der Arcaden immer noch jede Menge Baustellen gab und der Verkehr ständig umgeleitet wurde. Ich schaltete den PC aus, schloss die Fenster und schnappte mir Handy und Portemonnaie. Ich hatte die Bürotür gerade abgeschlossen, als sich Peter Siebert auf meinem Handy meldete. Er klang außer Atem.

»Sorry, Frau Mahlo«, schnaufte er, »aber ich schaffe es nicht nach Pasing. Mein Rad hat einen Platten. Irgendwie ist heute nicht mein Tag«, schimpfte er. »Heute Morgen ist mir schon meine Kaffeekanne runtergefallen.« Er holte tief Luft und atmete hörbar aus. »Es ist bestimmt unverschämt, Sie darum zu bitten, aber könnten Sie mich eventuell abholen? Ich stehe hier an dem Waldparkplatz auf der Neuen Gautinger Straße. Wir könnten mein Rad in Ihr Auto laden und dann nach Gauting reinfahren. Dort gibt es seit Kurzem ein neues Café, das Délice, vielleicht kennen Sie es schon?«

Ich kannte es nicht und wollte es eigentlich auch nicht kennenlernen. Zumindest nicht gerade jetzt. Eigentlich wollte ich nur erfahren, was es mit Schettlers Besuchern auf sich hatte.

»Die haben super leckeren Kuchen«, versuchte er, mich zu überzeugen. »Und selbst gemachtes Eis. Dafür lohnt jeder einzelne Kilometer.«

Ich musste lachen. »Okay, ich hole Sie ab. Wo finde ich Sie genau?«

»Aus Ihrer Richtung liegt der Parkplatz auf der linken Seite der Neuen Gautinger Straße. Ich stelle mich an den Straßenrand.«

»Ich werde aber mindestens eine Viertelstunde brauchen.«

»Kein Problem, ich bin doch dankbar, dass Sie mich überhaupt aufsammeln. Was für ein Auto fahren Sie? Dann kann ich nach Ihnen Ausschau halten.«

»Einen dunkelgrünen alten Golf.«

Kaum saß ich in meinem Wagen, schüttelte ich über mich selbst den Kopf. Peter Siebert hatte mich nach Strich und Faden belogen, und jetzt half ich ihm auch noch aus der Patsche. Warum hatte ich nicht einfach Nein gesagt? Egal! Ich würde das Beste daraus machen.

Während ich mit offenem Schiebedach und Musik von Bayern 3 über die A96 Richtung Lindau brauste, sah ich immer wieder in den Rückspiegel. Einen dunkelblauen Polo mit Daniel Köhler am Steuer

konnte ich jedoch zum Glück nirgends entdecken.

An der Ausfahrt Unterpfaffenhofen verließ ich die Autobahn und hielt mich geradeaus. Ich ließ zwei Kreisel hinter mir und gelangte schließlich auf die Neue Gautinger Straße. Nach einem Kilometer sah ich Peter Siebert winken. Er lehnte an dem Parkplatzschild. Ich verlangsamte das Tempo und bog auf den Waldparkplatz. Neben dem Baum, an dem er sein Mountainbike abgestellt hatte, hielt ich und stieg aus.

»Hallo, Herr Siebert.«

»Hallo«, sagte er mit einem zerknirschten Lächeln und schlenkerte seinen Fahrradhelm wie ein kleiner Junge in der Hand. »Ich weiß das wirklich zu schätzen, Frau Mahlo. Natürlich hätte ich mein Rad auch schieben können, aber bis zu mir nach Hause ist es ein ziemliches Stück. Sie sind meine Rettung!« Mit hängenden Schultern kam er näher und blinzelte mich durch seine hellblaue Nickelbrille an. Mit ihm wehte der Duft von Patschuli heran. »Ich hoffe, ich stehle Ihnen jetzt nicht Ihre wertvolle Zeit«, fuhr er fort und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Das kommt auf die Information an, mit der Sie mich hierhergelockt haben. Wenn ich damit etwas anfangen kann, ist die Zeit gut investiert.« Ich öffnete die Heckklappe. »Dann verstauen wir mal als Erstes Ihr Rad.«

»Ich habe einen besseren Vorschlag«, sagte er. »Es ist so schönes Wetter, was halten Sie davon, wenn wir vorher ein paar Schritte gehen und ich Ihnen dabei von Albert erzähle?«

Ich schüttelte den Kopf. Allmählich wurde mir das Hin und Her, das Peter Siebert veranstaltete, zu viel.

Er deutete zum Wald. »Wir machen nur diesen kurzen Rundweg. Sie sitzen doch bestimmt genau wie ich viel zu viel am Schreibtisch.« Er hängte seinen Helm über den Fahrradlenker und lief ein Stück voraus auf den Waldweg.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich mir geschworen, keine unkalkulierbaren Risiken mehr einzugehen, sondern mich abzusichern. Ich sah mich um und machte einen kurzen Check. Mein Auto war das einzige auf dem Parkplatz, weit und breit waren weder Wanderer noch Fahrradfahrer zu entdecken. Außer Peter Siebert wusste niemand, wo ich war. »Ohne mich!«, rief ich ihm hinterher. »Einsame Waldwege sind nicht mein Ding.«

Peter Siebert kam ein Stück zurück, drückte die Brust raus und winkelte die Arme wie ein Bodybuilder an. »Ich werde Sie gegen alle Angreifer mit meinem Leben verteidigen!«

Ich musste lachen. »Okay. Aber nach diesem Rundweg kutschiere ich Sie nur noch schnell nach Hause. Das Café lassen wir aus, so viel Zeit habe ich nicht.« Ich setzte mich in Bewegung und schloss zu ihm auf. »Was ist Ihnen denn nun noch eingefallen?«, kam ich gleich zum Punkt.

»Sie wissen ja, dass Albert krank war, darüber haben wir schon gesprochen. An dem Abend, bevor er den Schlaganfall bekam, war er unruhiger als sonst. Irgendetwas schien ihn stark zu beschäftigen.« Peter Siebert stolperte über eine Baumwurzel, fing sich aber sofort wieder. »Ich habe ihn dann gefragt, ob ich ihm irgendwie helfen könnte. Und nach einigem Hin und Her hat er mir erzählt, er habe einen Bekannten, der …«

»Sekunde!«, stoppte ich seinen Redeschwall, als mein Handy klingelte. Ich sah aufs Display. Es war Henrike. Ich würde sie später zurückrufen und drückte den roten Hörer.

Peter Siebert war stehen geblieben. Er bückte sich, um einen Stein aufzuheben. Nachdem er ihn von allen Seiten betrachtet hatte, behielt er ihn in der Hand und setzte seinen Weg fort. »Ich sammle besondere Steine.«

Was an diesem Stein besonders war, schien sich jedoch nur ihm zu erschließen. »Sie sprachen von einem Bekannten von Albert Schettler«, nahm ich den Faden wieder auf.

»Ja. Albert hatte Sorge, dieser Mann könne einen Schlüssel zu seinem Haus besitzen. Ich habe ihn gefragt, wie der Mann denn überhaupt an diesen Schlüssel gekommen sein sollte. Ganz einfach, hat er gesagt, mit meiner Schlüsselkarte. Ich habe natürlich gedacht, dass er sich das alles in seinem Wahn eingebildet hat, wie so vieles andere auch. Aber am Wochenende …« Er zögerte.

»Haben Sie mit Ihrer Freundin darüber geredet«, kam ich ihm zu Hilfe.

Er sah sich nach allen Seiten um, als suche er etwas, und sah dann wieder zu mir. »Ja.«

Mein Handy meldete eine SMS. Ich öffnete sie. Henrike schrieb: *Der Mann ist gefährlich!!! Renn, so schnell du kannst, zurück zum Parkplatz.* Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriff, dass mit dem *Mann* nur mein Begleiter gemeint sein konnte. Mein Herz begann zu rasen, und es kostete mich eine fast übermenschliche Anstrengung, nicht ruckartig zu Peter Siebert zu schauen. Der Stein in seiner Hand bekam plötzlich eine völlig andere Bedeutung. Langsam schob ich das Handy in meine Hosentasche und sehnte mir Henrike herbei, die hier irgendwo sein musste.

»Bei Ihnen geht es ja rund«, meinte er. »Ist es wichtig?«

»Nein, nur eine Erinnerung, dass ich heute dran bin mit Einkaufen fürs Abendessen.«

»Ihr Freund?«

Ich nickte. »Was meinte denn Ihre Freundin nun dazu?«, fragte ich, wobei ich versuchte, meine Stimme unverändert ruhig klingen zu lassen.

»Sie ist überzeugt davon, dass …«

Ich rannte los. Während der Schulzeit hatte ich in Hundertmeterläufen immer weit vorne gelegen. Aber das war lange her, und bis zum Auto war es mindestens die doppelte Strecke. Ich musste mich nicht erst umdrehen, um zu merken, dass er mir dicht auf den Fersen folgte. Die Tatsache, dass er dabei keinen einzigen Laut von sich gab, bestätigte Henrikes Warnung. Wäre ich grundlos vor ihm geflohen, hätte er mir verdattert hinterhergerufen.

Ich fokussierte mich aufs Laufen und meine Atmung und hatte das Gefühl, meine Angst würde mir Flügel verleihen. Henrike, wo bist du nur?, flehte ich im Stillen, als ein heftiger Schlag gegen meine Schulter mich aufschreien und straucheln ließ. Der Stein, der mich getroffen hatte, fiel gleichzeitig mit mir zu Boden. Ich rollte mich seitlich ab und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Peter Siebert war nur noch wenige Meter von mir entfernt. Sekundenlang fühlte ich mich wie gelähmt. Ich sah seinen verbissenen Gesichtsausdruck, als er sich auf mich stürzen wollte, und rollte mich mit einem Ruck zur Seite. Ich kam auf alle viere und lief erneut los, aber ich gewann nicht schnell genug an Tempo. Er erwischte mich erst an der Schulter, schließlich an den Haaren und riss mich herum, sodass ich wieder hinfiel und vor seinen Füßen landete. Ich hob den Kopf und sah Henrike auf uns zu rennen. Panisch schrie ich ihren Namen.

»Sofort aufhören!«, hörte ich sie brüllen.

Für einen Moment war Peter Siebert abgelenkt. Es gelang mir, den Oberkörper aufzurichten. Aber er konzentrierte sich bereits wieder auf mich, stieß mich mit einem Fußtritt um, fixierte meine Oberarme mit seinen Knien und landete mit seinem Hintern auf meinem Brustkorb. Ein Schwall Luft entwich meiner Lunge, es klang wie ein Stöhnen. Ich rang nach Atem, stellte einen Fuß auf und rammte ihm mein Knie ins Kreuz, aber er schien nichts davon zu merken. Das Gewicht auf meiner Brust wurde übermächtig. Mit jeder Sekunde wurde mir schwindeliger, und ich hatte das Gefühl fortzudriften. Er bewegte seine Hände so schnell, dass ich nicht mitbekam, was er tat. Bis er ein

Messer in der Hand hielt, das in der Sonne blitzte. »Nein!«, versuchte ich zu brüllen, brachte aber nur ein Wimmern heraus.

Und dann wurde er plötzlich von mir gerissen, der Druck wollte jedoch nicht weichen. Es fühlte sich an, als krampfe sich mein Brustkorb zusammen. Ich hatte das Gefühl zu ersticken und sog panisch Luft ein. Ein paar Meter von mir entfernt schlug mein Angreifer auf dem Boden auf, das Messer flog durch die Luft. Henrike schrie mir zu, ich solle aufstehen und die Arme nach hinten dehnen. Die Sekunden, die sie abgelenkt war, nutzte er, um ihr einen dicken Ast in die Kniekehlen zu hauen. Während ich meine Arme ausstreckte, den Brustkorb dehnte und einen heftigen Hustenanfall bekam, fiel Henrike der Länge nach hin. Schon war er über ihr und holte mit dem Knüppel aus. Ich hievte mich hoch und warf mich auf ihn, aber er war um einiges stärker als ich. Mit einem Ruck warf er mich von sich und kam mit Schwung auf die Beine. Henrike war fast genauso schnell wie er, setzte zu einem Sprung an und brachte ihn zu Fall. Er lag auf dem Bauch, sie hielt ihn mit dem Bein auf dem Boden und rief mir zu, sie brauche die Schnürsenkel meiner Turnschuhe. Sekunden später hatte sie seine Handgelenke damit gefesselt.

»Aufstehen!«, befahl sie ihm.

Wie in Zeitlupe zog er die Knie an und richtete den Oberkörper auf. Er redete kein Wort.

»Sie setzen sich mit dem Rücken an den Baum! Und zwar augenblicklich, sonst helfe ich nach. Haben Sie das verstanden?«

Ohne Henrike anzusehen, wankte er zu dem Baum, den sie ihm zuwies.

Mir strömten vor Anstrengung, Angst und Erleichterung Tränen übers Gesicht. Mein Herz pumpte so stark, dass ich es bis in den Hals spürte. Meine Handflächen bluteten und brannten wie Feuer. Mein Körper fühlte sich an, als sei er von einem LKW überrollt worden.

Henrike hielt gebührenden Abstand zu Peter Siebert und ließ ihn nicht aus den Augen. »Sieht so dein Büronachmittag aus?« Ihrem Tonfall nach zu urteilen, kochte sie vor Wut.

»Das konnte ich doch nicht ahnen«, stammelte ich und versuchte, auf die Beine zu kommen.

»Bleib verdammt noch mal sitzen!«, befahl sie mir. »Sonst kippst du gleich wieder um.«

Peter Siebert saß mit zusammengepressten Lippen da und sah zwischen uns beiden hin und her. Hinter seinem Rücken versuchte er offensichtlich, die Fesseln zu lösen. Da Henrike ihn beobachtete und nichts unternahm, musste sie sich ihrer Fesselungskunst sehr sicher

sein. Bei dem Kampf mit ihr hatte er sich eine Platzwunde am Kopf zugezogen. Die Blutspur zog sich von der Stirn über Nasenwurzel und Mundwinkel bis zum Kinn.

»Warum haben Sie das getan?«, fragte ich ihn immer noch fassungslos.

Anstatt zu antworten, sah er durch mich hindurch.

Henrike ging zu ihm, griff ihm in die Haare und hatte auf einmal ein ganzes Büschel in der Hand. Nein, kein Büschel, sondern eine Perücke. Dann folgte der Bart. Ich starrte in sein Gesicht und glaubte einen Moment lang, einer Täuschung aufzusitzen.

»Darf ich vorstellen«, sagte Henrike, während sie wieder ein paar Schritte auf Abstand ging, »Daniel Köhler!«

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich die Sprache wiederfand und sich der Wirrwarr in meinem Kopf zu lichten begann. Warum hatte ich den einen nicht im anderen gesehen? Warum hatte ich Peter Sieberts Bart und seine langen Haare nicht als Teil einer Verkleidung erkannt?

Henrike nahm meine Fragen auf, als seien sie mir auf die Stirn geschrieben. »Da seine Verkleidung bühnenreif ist, vermute ich mal, dass wir es bei ihm nicht nur mit einem Schauspieler, sondern auch mit einem ausgebildeten Maskenbildner zu tun haben. Habe ich recht?« Sie fixierte ihn mit ihrem Blick.

Daniel Köhler alias Peter Siebert schien durch sie hindurchzuschauen.

»Wie bist du denn nur darauf gekommen?«, fragte ich.

»Ich habe mich vorhin noch einmal um das Hofgelände herum umgesehen und dabei den dunkelblauen Polo entdeckt. Als er seinen Beobachtungsposten aufgab, habe ich mich an ihn drangehängt. Nicht weit von hier hat er geparkt. Ich konnte nicht sehen, was er im Auto machte, aber als er ausstieg und so völlig anders aussah als zuvor, war mir klar, dass etwas überhaupt nicht stimmt. Dann lud er sein Fahrrad aus und telefonierte. Wenig später bist du aufgetaucht. Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, was dir hätte passieren können? Allein auf einem einsamen Waldweg!«

»Ich wusste doch nicht, dass er Daniel Köhler ist, ich…«

»Wie oft bist du ihm als Peter Siebert begegnet? Zweimal, dreimal? Jemanden, den man kaum kennt, begleitet man doch nicht auf einen Waldspaziergang, das ist grob fahrlässig!«

»Ich komme nicht gleich bei jedem Menschen, dem ich begegne, auf die Idee, er könne ein Mörder sein«, brauste ich auf.

»Er ist immerhin schon der zweite, wenn ich dich daran erinnern darf!« Mit einer schnellen Bewegung stieß sie Daniel Köhler, der versuchte aufzustehen, gegen den Baum.

»Was reden Sie da für einen Unsinn von wegen Mord?« Von seinem amerikanischen Akzent, mit dem er auf dem Friedhof gesprochen hatte, war nichts mehr zu hören. »Sie sind doch beide völlig durchgeknallt. Machen Sie mich auf der Stelle los, sonst schreie ich den gesamten Wald zusammen.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, erwiderte Henrike lakonisch.

Ich stand vorsichtig auf und lehnte mich gegen einen Holzstapel. »Sie haben einen Stein nach mir geworfen, mich damit zu Fall gebracht und dann Ihr Messer gezückt. Wollten Sie mich damit umbringen, Herr Köhler?«

»Warum hätte ich das denn tun sollen?«

In diesem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und die Antwort fügte sich aus mehreren Puzzlesteinen passgenau zusammen. »Ich kann Ihnen sagen, warum. Weil ich herausgefunden habe, dass es zwischen den nicht natürlichen Todesfällen von Reinhold Lambert, Xaver Drews und Edith Eppinger einen Zusammenhang gibt. Nämlich den, dass alle drei auf die eine oder andere Weise damals die achtjährige Kathrin Lambert im Stich gelassen haben.« Ich redete in dem schnellen Takt meines Pulses. »Reinhold Lambert hat sich von seiner Frau getrennt und sie dadurch ins Unglück gestürzt. In ein Unglück, das sie zur Flasche hat greifen lassen, und zwar auch an dem Tag, als Kathrin starb. Xaver Drews und Edith Eppinger haben Sarah Lambert ihre Hilfe verwehrt. Wussten Sie, dass sich Albert Schettler an dem verhängnisvollen Nachmittag vor vierundzwanzig Jahren ebenfalls in Xaver Drews' Wohnung aufgehalten hat? Und dass er maßgeblich dazu beigetragen hat, dass die Tür nicht geöffnet wurde, als Sarah davorstand? Er ist der vierte Tote in diesem Reigen. Edith Eppinger und Reinhold Lambert wurden umgebracht, daran besteht kein Zweifel. Waren Sie das, Herr Köhler? Und sollte jetzt auch noch Friederike Lambert dran glauben, weil sie nicht zur Stelle war, um ihrer Tochter zu helfen? Haben Sie sich deshalb an sie herangemacht?«

Sein Blick wirkte erschöpft, verriet jedoch keinerlei Emotion. Ihn mochte er noch unter Kontrolle haben, sein Nervenkostüm war ihm längst entglitten. Auf seiner Stirn sammelten sich Schweißperlen. »Machen Sie mich augenblicklich los!«, herrschte er Henrike an. »Ich muss meine Freundin anrufen, sie macht sich sonst schreckliche Sorgen.«

»Weiß sie, was Sie getan haben?«, fragte Henrike.

»Ich habe nichts getan! Machen Sie mich endlich los! Das hier ist Freiheitsberaubung, dafür bringe ich Sie vor Gericht.«

»Vor Gericht werden *Sie* landen, Herr Köhler, nicht wir. Unser Handeln fällt unter den sogenannten Jedermann-Paragraphen. Da wir Sie auf frischer Tat ertappt haben und zu befürchten ist, dass Sie fliehen, dürfen wir Sie auch ohne richterlichen Beschluss vorläufig festnehmen.«

»Und ich nehme an, dass man Ihnen mit akribischer Polizeiarbeit einiges wird nachweisen können«, sagte ich. »Es gibt ein Foto, das Sie auf Xaver Drews' Beerdigung zeigt.«

»Er war ein ehemaliger Nachbar, das genügt wohl als Rechtfertigung, mich dort aufzuhalten.«

»Dort haben Sie Albert Schettler mit den Unterlagen, die seine Lebensversicherung seien, drohen hören«, fuhr ich unbeirrt fort. »Er sagte, er habe diese Unterlagen in seinem Bankschließfach deponiert und im Falle seines Todes würde der Nachlassverwalter sie an Behörden und Medien weiterreichen. Er, Schettler, sei also gewappnet, ihm könne nicht passieren, was Drews zugestoßen sei.« Ich holte vorsichtig Luft. »Sie mussten annehmen, dass er von der Lambert-Geschichte und den Morden wusste und dass Ihr Name in diesen Unterlagen stand. Also haben Sie sich als Peter Siebert bei ihm eingenistet. Wollten Sie ihn ebenfalls umbringen und ist Ihnen sein Schlaganfall nur zuvorgekommen?«

»Sie sind ja völlig verrückt.«

»Dann erklären Sie mir Ihren Auftritt im Haus von Albert Schettler. Ich bin gespannt, was Ihnen dazu einfällt.«

»Ich muss Ihnen überhaupt nichts erklären. Und jetzt machen Sie mich endlich los!«

»Dann erzähle ich Ihnen, wie es war. Albert Schettler wurde mit einem Schlaganfall ins Krankenhaus eingewiesen. Sie haben tagtäglich an seinem Bett gewacht, und in den Nächten haben Sie vermutlich sein Haus auf den Kopf gestellt, um sicherzugehen, dass er die Unterlagen nicht vielleicht doch dort versteckt hatte. Aber er hatte tatsächlich ein Schließfach dafür angemietet. Dann ist er gestorben, und Sie mussten nur auf mich warten und mich überfallen, als ich die Bank mit den Unterlagen verließ. Und als Sie sie endlich in Händen hielten, haben Sie festgestellt, dass es Schettler um etwas völlig anderes gegangen war, nämlich um die Entführung, die er vor vierundvierzig Jahren mit Xaver Drews und dessen Cousine begangen hatte. Und dann haben Sie die Unterlagen in Schettlers Briefkasten

geworfen. Warum? Hat es Ihnen nicht gereicht, dass Xaver Drews tot war? Wollten Sie auch noch sein Andenken zerstören? Und das von Schettler gleich mit?«

Er sah durch mich hindurch und tat so, als interessiere ihn meine Frage nicht, aber die Schweißtropfen auf seiner Stirn bewiesen das Gegenteil.

»Und heute haben Sie sich als Peter Siebert mit mir verabredet, um mich aus dem Weg zu schaffen. Weiß Ihre Freundin von all dem?«

»Lassen Sie Sarah aus dem Spiel! Sie hat es schwer genug gehabt. Bitte! Ich möchte sie anrufen, sie macht sich wirklich Sorgen.« Er sagte es in einem zutiefst bemitleidenswerten Ton.

»Eigentlich ist es unfassbar, dass Sie mit Ihrem schauspielerischen Talent und Ihrer Verwandlungskunst arbeitslos sind. Ich habe nicht einmal eine Sekunde an Ihnen als Peter Siebert gezweifelt. Sie waren sehr überzeugend.«

Sekundenlang blitzte etwas in seinen Augen auf. »Arbeitslosigkeit sagt überhaupt nichts über die Qualität und das Können eines Schauspielers aus. Sehr viele großartige Kollegen haben keine Arbeit.« Er schob sich mit dem Rücken an dem Baumstamm empor. Dann drehte er den Oberkörper und hielt uns seine mit Schnürsenkeln gefesselten Handgelenke entgegen. »Machen Sie die Dinger jetzt verdammt noch mal los!«

»Eines verstehe ich nicht«, sagte Henrike unbeeindruckt. »Kathrin Lambert ist vor vierundzwanzig Jahren gestorben. Warum haben Sie ausgerechnet jetzt damit begonnen, sie zu rächen? Was ist geschehen?«

Er blieb uns die Antwort schuldig und verlegte sich darauf zu schweigen. Nachdem ich die Kripo informiert und Henrike seine Fußgelenke zur Sicherheit mit ihrem Gürtel gefesselt hatte, entfernten wir uns ein Stück von ihm, ließen ihn jedoch keine Sekunde aus den Augen.

»Hören Sie«, begann Daniel Köhler und redete mit Engelszungen auf uns ein. Es waren Unschuldsbeteuerungen allererster Güte. Er war nicht nur ein hervorragender Schauspieler, er beherrschte auch die Kunst der Manipulation auf erschreckende Weise. Und er konnte blitzschnell zwischen mehreren Gesichtern hin und her wechseln.

Henrike positionierte sich so, dass sie ihn aus dem Augenwinkel beobachten konnte. »Hör zu, Kris«, flüsterte sie. »Ich werde dich gleich von meinem Smartphone aus anrufen. Dafür musst du ihn ablenken, er darf nichts davon mitbekommen. Wenn dein Handy klingelt, nimmst

du das Gespräch an und tust so, als würdest du mit jemandem reden. Ich verstecke mein Telefon dann in seiner Nähe, sodass du alles hören kannst, was er sagt. Du musst auf jedes Wort lauschen, während er mit seiner Freundin telefoniert. Verstanden?«

»Ja.« Ich wartete noch einen Moment, ging dann auf Daniel Köhler zu und kniete mich in sicherem Abstand hin. »Ich würde gerne begreifen, warum Sie das getan haben«, sprach ich ihn an.

Er drehte den Kopf weg, als ekle es ihn vor mir. »Sie werden das bereuen!« In seiner Stimme klang eine Drohung mit, die mir einen Schauer über den Rücken jagte und einen weiteren Puzzlestein offenlegte.

»Sie waren das am Grab meines Bruders«, sagte ich erschüttert, »Sie haben dort versucht, mir Angst einzujagen, Sie …« Mein Handy schnitt mir das Wort ab. Ich holte tief Luft, drückte den grünen Hörer, wie Henrike es mir aufgetragen hatte, und entfernte mich von ihm. Dann gab ich vor, mit einem Erben zu sprechen, wobei ich nach einer kurzen Einleitung nur noch »aha«, »das kommt darauf an«, »ja« oder »nein« von mir gab.

Währenddessen hockte Henrike sich neben ihn und positionierte unauffällig ihr Smartphone hinter seinem Rücken. Dann zog sie seines aus der Gesäßtasche seiner Jeans, hantierte damit herum und klemmte es ihm zwischen Ohr und Schulter. Schließlich ging sie außer Hörweite.

Zwischen ihr und mir lagen ungefähr zwanzig Meter. Daniel Köhler beobachtete uns mit Adleraugen. Ich bewegte die Lippen, nickte in Abständen und gestikulierte. Dabei lauschte ich angestrengt in mein Handy. Seine Stimme war nur ganz schwach zu hören, und ich verstand nur hin und wieder ein Wort. Einen Reim konnte ich mir nicht darauf machen.

Das Gespräch war kurz, für mich hatte es sehr einseitig geklungen. Vermutlich hatte er Sarah Lambert gar nicht erreicht und ihr auf den Anrufbeantworter oder die Mailbox gesprochen.

Henrike kam auf mich zu. »Was hat er gesagt?«

»Ich habe lediglich drei Worte verstanden: Fundus, Container und versprechen. Er hat viel zu leise gesprochen.«

Sie ging zu ihm, nahm ihm das Smartphone ab und reichte es mir.

»Hey, was soll das?«

»Das werden Sie so schnell nicht mehr brauchen, Herr Köhler. Aber keine Sorge, Frau Mahlo wird es ordnungsgemäß der Kripo übergeben.« Sie senkte die Stimme, damit er ihre nächsten Worte nicht verstand. »Verrate der Polizei aber bitte nichts von unserer

kleinen Abhöraktion, okay? Die war nicht ganz sauber.«

»Schon klar.«

»Dann geh jetzt zum Parkplatz. Die Beamten werden bestimmt jeden Moment dort eintreffen.«

»Du kannst doch aber nicht mit ihm alleine hier bleiben.«

»Er hat eindeutig die schlechteren Karten. Geh ruhig!«

24 Um die Kripobeamten von seiner Opferrolle zu überzeugen, legte Daniel Köhler sein gesamtes Können in Stimme und Körperhaltung. Es war erschreckend zu beobachten, wie gut er war. Wir hätten ihn in den Wald gelockt und ihm plötzlich Avancen gemacht. Als er nicht darauf eingegangen war, seien wir gewalttätig geworden. Da hätte er sich selbstverständlich seiner Haut wehren müssen. Zum Schluss bekundete er seine Absicht, uns wegen tätlichen Angriffs anzuzeigen.

Während sich Henrike im Hintergrund hielt, offenbarte ich den Beamten im Gegenzug die Geschichte, wie sie sich aus meiner Sicht darstellte. Ich erzählte ihnen, dass mir meine Tasche mit Albert Schettlers Unterlagen beim Verlassen der Bank gestohlen worden war. Den Diebstahl hatte ich bei der Pasinger Polizei angezeigt. Ich beschrieb, wie ich von Albert Schettler über dessen Nachforschungen auf Franck Gieseke und damit auf Almuth Drews-Winter und Xaver Drews gestoßen war. Ich erzählte ihnen von der Entführung. Von Schettlers Navi, das mich zu Jette Mollenhauer und damit in das Haus in der Orffstraße, zu Anneliese von Redden und zur Familie Lambert geführt hatte. Ich berichtete von dem Beerdigungsfoto und von dem Messer, das Daniel Köhler gegen mich erhoben hatte. Und ich spekulierte, dass es vielleicht das Messer sei, mit dem Reinhold Lambert, der Vater seiner Freundin, erstochen worden war. Ich gab mir Mühe, diese Geschichte klar und strukturiert zu erzählen, damit es Daniel Köhler nicht gelang, mich als Verrückte an die Wand zu spielen. Schließlich überreichte ich den Beamten Perücke und Bart des angeblichen Peter Siebert.

Mir war bewusst, dass all das erst einmal würde geprüft werden müssen. Für den Moment war meine Geschichte nichts weiter als eine Behauptung.

Um sicherzugehen, dass die Kripoleute Daniel Köhler wenigstens vorläufig festnahmen, erstattete ich Anzeige wegen Mordversuchs und benannte Henrike als meine Zeugin. Außerdem könne meine Mitarbeiterin, Funda Seidl, Daniel Köhlers Auftritt als Peter Siebert in Schettlers Haus bezeugen. Ganz zu schweigen von den Krankenschwestern, die ihn als Schettlers aufopferungsvollen Besucher erlebt hatten. Ich würde ihnen Schettlers Brief an den Nachlassverwalter zur Verfügung stellen, in dem er zu seinem

vermeintlichen Schutz zugegeben hatte, gemeinsam mit Xaver Drews und Almuth Drews-Winter vor vierundvierzig Jahren Franck Gieseke entführt zu haben. Anneliese von Redden würde einiges über die Besuche von Daniel Köhler zu erzählen haben. Und sowohl Jette Mollenhauer als auch ihre Tochter Stephanie Drews würden Schettlers Auftritt auf der Beerdigung bezeugen. Und schließlich müssten sie bedenken, dass drei Menschen, die auf nicht natürliche Weise zu Tode gekommen seien, einmal Nachbarn in ein und demselben Haus gewesen waren und sie alle auf die eine oder andere Art die kleine Kathrin Lambert im Stich gelassen hatten. Diese Häufung von Todesfällen rund um ein totes Kind dürften sie keinesfalls ignorieren und als Zufall abtun. Und wenn sie nicht auch noch den Tod von Friederike Lambert riskieren wollten, müssten sie jetzt handeln und Daniel Köhler mitnehmen.

Den Beamten war ihr Dilemma anzusehen. Letztlich stand hier Aussage gegen Aussage. Dennoch war deutlich zu spüren, dass sich die Waagschale zu unseren Gunsten neigte. Auch ihnen musste klar sein, dass ich mir eine solche Geschichte nicht innerhalb von fünf Minuten aus den Fingern gesogen haben konnte. Trotzdem legte ich noch einmal nach.

»Fragen Sie ihn, warum er sich als Peter Siebert verkleidet bei Albert Schettler eingeschlichen hat!«, forderte ich die Beamten auf.

In diesem Moment richteten sich alle Augen auf Daniel Köhler. Als er nichts sagte, wiederholte einer der Beamten meine Frage.

Daniel Köhler hob angriffslustig das Kinn. »In andere Identitäten zu schlüpfen, ist für mich als Schauspieler wie die Fingerübungen eines Klavierspielers. Auf diese Weise versuche ich mich immer wieder in neuen Rollen.« Er deutete auf Perücke und falschen Bart. »Und das sind meine Requisiten.«

»Wieso haben Sie sich für Ihre *Fingerübungen* ausgerechnet Albert Schettler als Publikum ausgesucht?«, fragte ich.

»Der Mann war ein reiner Zufallstreffer. Als ich festgestellt habe, dass er unter Verfolgungswahn leidet, habe ich ihn als wirkliche Herausforderung empfunden. Immerhin begegnet so jemand seinen Mitmenschen mit großem Misstrauen.«

»Was für ein menschenverachtender Ansatz«, schickte ich hinterher, um dann wie ein Mantra so lange auf den Beweisen, die gegen diesen Zufallstreffer sprachen, herumzureiten, bis die Beamten einwilligten, ihn vorläufig mitzunehmen.

Ich atmete auf. Von diesem Zeitpunkt an blieben ihnen maximal zwei Tage für Ermittlungen und Abklärungen. Wenn sich bis morgen

um vierundzwanzig Uhr keine Anhaltspunkte ergaben, würden sie Daniel Köhler wieder freilassen müssen. Blieb zu hoffen, dass sie die Zeit optimal nutzten.

Ich hatte Henrike vor die Wahl gestellt: Entweder ich fuhr alleine zu Sarah Lambert, oder sie begleitete mich. Fahren würde ich auf jeden Fall, denn die Worte *Fundus* und *Container* gingen mir nicht mehr aus dem Kopf. Was, wenn Daniel Köhler seiner Freundin aufgetragen hatte, seine diversen Verkleidungen im nächstbesten Altkleidercontainer zu versenken und damit wichtige Beweismittel zu vernichten? Bis die Kripo bei Sarah Lambert auftauchte, konnte es längst zu spät sein.

Ich hatte den Beamten gesagt, dass Daniel Köhler mit ihr telefoniert hatte und dass ich zufällig diese beiden Worte aufgeschnappt hatte. Ich hatte sie bekniet, sich darum zu kümmern, aber sie hatten mir entgegengehalten, jetzt ginge es erst einmal darum, den Sachverhalt zu klären.

Henrike bestand darauf zu fahren. Ich sei nicht in der Verfassung, um mich hinters Steuer zu setzen. Meinen Wagen würden wir bis morgen auf dem Waldparkplatz stehen lassen.

»Meinst du, er und Sarah Lambert stecken unter einer Decke?«, fragte ich sie, öffnete den Erste-Hilfe-Kasten und begann damit, meine Hände zu desinfizieren und schließlich zu verbinden.

»Eigentlich nicht. Zwar haben wir gerade bei ihrem Freund erlebt, was man mit Schauspielkunst alles erreichen kann, aber sie ist nicht vom Fach. Und sie wirkte am Samstag sehr überzeugend auf mich.«

»Peter Siebert hat mich auch überzeugt«, entgegnete ich trocken. »Aber angenommen, sie weiß nichts davon, dann wird es eine böse Überraschung für sie, wenn sie erfährt, was er angerichtet hat.«

Henrike bremste scharf ab, als wir in Sarah Lamberts Straße in einem belebten Wohngebiet in Moosach einbogen. Fast wäre ein Fahrradfahrer auf ihrer Kühlerhaube gelandet. Nach einem erleichterten Stoßseufzer steuerte sie ein paar Meter weiter eine Parklücke an.

Mir war plötzlich eiskalt, und ich hatte Bleibeine. Beim Aussteigen musste ich mich einen Augenblick lang am Türrahmen festhalten.

»Geht's?«, fragte Henrike. »Oder brauchst du Hilfe?«

»Alles okay, danke«, wehrte ich ab und tat vorsichtig ein paar Schritte.

»*Okay* stelle ich mir zwar anders vor, aber ich kenne deinen Dickschädel.«

Wir überquerten die Straße und liefen zu dem Haus, in dem Sarah Lambert wohnte. Es wirkte unscheinbar und ließ selbst den kleinsten Anflug von Charme vermissen.

»Hör zu«, sagte Henrike und senkte ihre Stimme. »Sollten wir in der Wohnung tatsächlich auf Beweise stoßen, rufen wir den zuständigen Beamten von der Kripo an. Wenn er uns fragt, was wir hier überhaupt zu suchen haben, antworten wir, dass wir ihm im Wald ja bereits von unserer Sorge, es könnten Beweise vernichtet werden, berichtet haben. Und wir hätten nicht den Eindruck gewonnen, dass diese Sorge auf offene Ohren gestoßen sei. Wenn er sagt, das sei Polizeiarbeit und da hätten wir uns nicht einzumischen, sagen wir, es sei uns nicht allein um die Beweise gegangen, sondern darum, Sarah Lambert möglichst feinfühlig von den Taten ihres Lebensgefährten in Kenntnis zu setzen. Immerhin kennen wir sie. Alles klar?«

Ich nickte. »Alles klar.«

Henrike drückte den Klingelknopf neben dem Schild *Lambert/Köhler*.

Augenblicklich war aus einer der Wohnungen Hundegebell zu hören. Als sich die Tür nicht öffnete, klingelte Henrike noch einmal, aber außer erneutem Bellen geschah nichts. »Warte hier, ich bin gleich zurück.« Sie rannte die Straße entlang und verschwand hinter der nächsten Ecke.

Ich sah an der grauen Fassade hinauf. Einige der Bewohner hatten versucht, ihr durch Fensterbilder, Blumen oder Sonnenfänger in den Fenstern eine freundlichere Note zu verleihen, andere verbargen alles hinter verschlossenen Gardinen. Ich fragte mich gerade, hinter welchem Fenster wohl Sarah Lambert wohnte, als Henrike zurückkam. In der Hand hielt sie eine weiße Papiertüte mit dem roten Apothekenlogo darauf. Dieses Mal drückte sie neben einem anderen Namen die Klingel.

»Apothekenkurier«, flötete sie in die Gegensprechanlage. »Ich habe eine Lieferung für Frau Lambert, könnten Sie mir bitte öffnen? Ihre Nachbarin scheint noch nicht zu Hause zu sein.«

»Die Hunde haben gebellt, also ist sie auch zu Hause«, rauschte uns eine männliche Stimme entgegen. »Klingeln Sie noch einmal bei ihr!«

»Das habe ich bereits getan. Sollte sie tatsächlich zu Hause sein, hört sie die Klingel nicht.«

Während wir warteten, griff ich nach der Tüte und sah hinein.

»Rescue-Tropfen«, flüsterte Henrike, als der Summer endlich ertönte.

Im Treppenhaus hing ein verführerischer Bratenduft, auf den mein Magen mit einem hungrigen Grummeln reagierte. Wir stiegen in den

ersten Stock und klingelten dort erneut. Wieder bellten die Hunde. Als sie verstummten, war nur noch ihr leises Schnüffeln direkt hinter der Tür zu hören.

Ich klopfte und wartete einen Moment. »Frau Lambert, lassen Sie uns bitte kurz miteinander sprechen. Wir haben vorhin Ihren Freund, Herrn Köhler, getroffen.«

Sekunden später öffnete sie die Tür einen Spaltbreit. Zwischen ihren Waden tauchte eine Hundeschnauze auf. »Wo haben Sie ihn getroffen?«, fragte sie und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie machte einen ängstlichen und verunsicherten Eindruck.

»Können wir einen Moment hineinkommen?«

»Nein, das ist gerade schlecht. Wo haben Sie Daniel getroffen? Was ist mit ihm?«, fragte sie atemlos.

»Er muss ein paar Dinge klären«, antwortete ich vage.

»Was denn klären? Ich versuche ständig, ihn zu erreichen, aber es meldet sich immer nur die Mailbox.« Sie sah zwischen uns beiden hin und her. »Wo ist er denn überhaupt? Wissen Sie das?«

»Er ist bei der Kripo«, schaltete Henrike sich mit ruhiger Stimme ein.

»Aber warum ruft er mich denn nicht an?«

»Er hat es vorhin versucht. Ich nehme an, er hat Ihnen auf den Anrufbeantworter gesprochen.«

Sie zuckte mit dem Kopf zurück, als habe sie erst jetzt begriffen, was das Wort Kripo bedeutete. »Wieso denn überhaupt Kripo? Was tut Daniel dort?«

»Ihr Freund steckt in Schwierigkeiten, Frau Lambert.«

»Warum versucht er denn nicht noch mal, mich zu erreichen?«

»Das wird er ganz sicher, sobald man ihn telefonieren lässt.«

»Wissen Sie, was Sie da sagen?«, flüsterte sie. »Sie machen mir Angst.« Sie ging in die Knie und streichelte einen ihrer Hunde, als könne sie dadurch dieser Nachricht entkommen. Die Wohnungstür öffnete sich ein Stück und gab den Blick frei auf zwei blaue Müllsäcke. Einer lehnte an der Flurwand, einer war umgefallen. Ein paar Kleidungsstücke lugten daraus hervor.

»Hat er Sie gebeten, seine Sachen in den Container zu bringen?«, fragte ich sie rundheraus.

Ihre erschrockene Reaktion war Antwort genug. Sie richtete sich auf und verstellte uns die Sicht. »Das sind meine Sachen.«

»Tun Sie sich das nicht an, Frau Lambert, lügen Sie nicht für ihn. Sie würden es später bereuen.«

Über ihr Gesicht huschten die unterschiedlichsten Emotionen, es sah

aus, als würden vorüberziehende Wolken Schatten werfen.

»Lassen Sie uns einen Moment miteinander reden, bitte.«

»Nein, das geht nicht.« Sie biss sich auf die Lippen. »Ich kann niemanden in die Wohnung lassen.«

»Die Beamten von der Kripo werden nicht lange auf sich warten lassen.«

»Ich habe nichts verbrochen«, beharrte sie mit zitternder Unterlippe.

»Noch nicht, das glauben wir Ihnen«, sagte ich. »Aber wenn Sie Beweismittel vernichten, sieht die Sache anders aus. Ich verspreche Ihnen, wir rühren nichts davon an. Aber geben Sie sich selbst die Chance, überhaupt erst einmal beurteilen zu können, ob es richtig ist, was Sie da vorhaben. Ich weiß nicht, was Herr Köhler Ihnen aufs Band gesprochen hat.«

»Das geht Sie auch nichts an«, fiel sie mir ins Wort.

»Es gibt nicht nur seine Sicht auf die Geschehnisse«, fuhr ich unbeirrt fort, »sondern auch eine sehr gegensätzliche.«

»Von welchen Geschehnissen reden Sie denn überhaupt?«

»Unter anderem von den Morden an Ihrem Vater und an Edith Eppinger.«

»Aber damit hat Daniel doch nichts zu tun.« Sie zog die Schultern hoch und schlang die Arme um sich. Ihr Blick suchte in unseren Gesichtern nach einer Entwarnung. Als sie die nicht fand, wandte sie sich mit einem Ruck um und verschwand mit den Hunden im Schlepptau in den Tiefen der Wohnung.

Henrike und ich folgten ihr in die Küche. Sie stand an der Spüle, drehte den Wasserhahn auf und füllte ein Glas. Sie trank daraus, als sei sie am Verdursten. »Möchten Sie auch etwas?«, fragte sie wie in Trance.

»Gerne ein Wasser«, antwortete ich.

»Für mich bitte auch«, kam es von Henrike.

Während Sarah Lambert unserer Bitte nachkam, sah ich mich um. Gegenüber der weißen Küchenzeile stand ein blauer Metalltisch mit vier Stühlen. Jeder Stuhl hatte eine andere Farbe, genau wie in der Küche meiner Mutter. Und wie bei ihr ließ ich mich auf dem hellblauen nieder.

Über dem Tisch hing eine Pinnwand mit Fotos. Auf den meisten waren zwei kleine Mädchen zu sehen – Kathrin und Sarah Lambert. Es gab aber auch Fotos ihrer Mutter aus glücklichen Zeiten. Ich fand es erschreckend zu sehen, wie weit sich die Frau, der ich auf dem Winthirfriedhof begegnet war, von der auf den Fotos entfernt hatte. Aber zwischen den beiden lagen eine unfreiwillige Scheidung, der Tod

ihrer Tochter und eine Schuld, an der sie noch immer zugrunde zu gehen drohte.

Außer den Familienfotos hingen an der Pinnwand ein paar Fotostreifen aus Automaten. Mehrere zeigten Sarah Lambert mit wechselnden Freundinnen, auf zwei Streifen war sie mit Daniel Köhler zu sehen. Ihre Verliebtheit war so offensichtlich, dass es mir wehtat.

Sie setzte sich auf den grünen Stuhl, Henrike auf den roten. Der gelbe blieb frei. »Und jetzt?«, fragte sie. Ihre Stimme hatte alle Kraft verloren. Sie wirkte schutzlos.

Es kostete mich einige Überwindung, sie dennoch mit den Fakten zu konfrontieren. »Jetzt erzähle ich Ihnen von Peter Siebert«, begann ich und gab mir Mühe, ruhig zu reden. »Vor drei Wochen bin ich ihm zum ersten Mal begegnet. Im Haus von Albert Schettler.« Ich erzählte ihr von dem Diebstahl der Unterlagen und all meinen Recherchen. Ich ließ nichts aus, weder die Reise nach Korsika noch die Gespräche mit Stephanie Drews und deren Mutter, und schon gar nicht den Angriff im Wald, der erst wenige Stunden zurücklag. Sarah Lambert sollte sich selbst ein Bild machen können, bevor wir die Kripo anriefen, um mögliche Beweise zu sichern.

Während ich sprach, sank sie immer mehr in sich zusammen. Tränen sammelten sich in ihren Augenwinkeln. Ihr Blick war verstört. Einer der Hunde sprang auf ihren Schoß, der andere presste sich gegen ihren Unterschenkel. Ihre Hände führten ein so zerstörerisches Eigenleben, dass die Nagelhaut ihrer Daumen zu bluten begann.

Ich wusste, wie es sich anfühlte, wenn eine Welt in Stücke barst, und wie schnell sich das Bewusstsein dafür einstellte, dass sich diese Stücke nie wieder zusammenfügen ließen. Wie weh das tat. Und ich verabscheute Daniel Köhler für das, was er ihr damit angetan hatte.

»Ich vermute«, schloss ich meinen Bericht, »dass er mit all dem versucht hat, den Tod Ihrer Schwester zu rächen.«

Ihr Blick irrte durch den Raum, und sie atmete schwer.

Henrike stand auf, riss ein Stück Küchenkrepp von einer Rolle und reichte es ihr.

Sie schnäuzte sich die Nase. »Kathrins Tod rächen?«, fragte sie leise. »Warum sollte er das tun? Sie wird doch dadurch nicht wieder lebendig. Das ergibt gar keinen Sinn! Außerdem hätte ich davon doch etwas merken müssen.« Sie drückte sich das Küchenkrepp auf beide Augen. Als der Hund sich in ihrem Schoß zusammenrollte, begann sie, ihn zu streicheln.

»Warum könnte er es getan haben, wenn nicht, um Ihre Schwester zu rächen?«

»Ich kann mir noch nicht einmal vorstellen, dass er es überhaupt getan hat.« Sie zog die Schultern hoch, als friere sie.

»Haben Sie sich mal über früher unterhalten? Über Ihre Schwester, über den Tag, als sie starb?«, fragte Henrike.

Sie schüttelte den Kopf. »Es war wie ein stilles Übereinkommen zwischen uns, nicht mehr daran zu rühren.«

»Das heißt, Sie haben, seitdem Sie sich wiederbegegnet sind, kein einziges Mal darüber gesprochen?«

»Wir reden nur indirekt darüber, wenn wir uns über meine Mutter unterhalten. Ihr Zustand ist ja die Folge von Kathrins Tod. Wenn Daniel etwas zu schaffen macht, dann das, was aus meiner Mutter geworden ist. Sie ist ja nicht einmal mehr ein Schatten ihrer selbst, sie ist gar nicht mehr da. Für Daniel war es ein Schock, als er sie nach all den Jahren wiedergesehen hat.«

»Frau Lambert«, setzte ich behutsam an, »Sie sagen zwar, Sie könnten sich nicht vorstellen, dass Ihr Freund etwas mit diesen Morden zu tun hat, aber könnte es trotzdem sein, dass all das, was wir Ihnen erzählt haben, ganz leise etwas in Ihnen zum Klingen gebracht hat?« Ich wusste, ich würde ihr noch mehr wehtun. Aber ich würde allenfalls den Anfang machen, erspart bleiben würde es ihr ohnehin nicht. »Daniel Köhler ist zwar ein überzeugender Schauspieler und Verwandlungskünstler. Er hat mir Peter Siebert vorgegaukelt und einen alten Mann auf dem Friedhof, und zu keinem Zeitpunkt sind mir Zweifel gekommen. Aber Sie haben mit ihm zusammengelebt, Sie haben ihn Tag für Tag erlebt. Hatten Sie irgendwann einmal den Eindruck, etwas könne nicht stimmen?«

»Aber es stimmte doch alles! Mir hat er nichts vorgespielt. Für mich war und ist er Daniel.« In ihrer Stimme schwang ein Unterton mit, als versuche sie, sich selbst davon zu überzeugen.

Henrike hatte diesen Ton auch wahrgenommen. »Manchmal reagiert zum Beispiel ein Mensch auf Themen, die ihn sehr berühren, stärker als sonst. Oder ungewöhnlich.«

»Das tut doch jeder von uns«, wandte sie ein.

»Aber nicht jeder tut es auf eine Weise, die dem anderen im Gedächtnis bleibt.«

Sarah Lamberts Blick suchte einen Halt und verfing sich im Hundefell. »Was wollen Sie mir denn da unterstellen?«

»Ich möchte Ihnen nur helfen, diesem Diffusen, das Sie vielleicht gespürt haben, einen Ausdruck zu verleihen. Sich selbst einzugestehen, dass da tatsächlich etwas war, das Sie irritiert hat, das jetzt aber möglicherweise einen Sinn ergibt.«

Sie setzte den Hund auf den Boden, stand auf und füllte sich an der Spüle ihr Glas erneut mit Wasser. Den Rücken uns zugewandt, trank sie es aus. Dann stützte sie sich mit beiden Händen am Rand der Spüle ab und sah aus dem Fenster. »Wenn er meinen Vater umgebracht hätte, hätte ich doch etwas merken müssen. Da waren wir längst zusammen.« Sie drehte sich zu uns um. »Das geht doch gar nicht. Wie stellen Sie sich das vor? Dass er morgens aus dem Haus geht, in den Wald fährt, meinen Vater dort abpasst, ihn niedersticht und mich dann von der Arbeit abholt, als liege ein ganz normaler Tag hinter ihm?«

Es gab Menschen, die alles mit sich selbst abmachten. Manchmal sogar einen Mord. »Wenn er Ihren Vater getötet hat, muss es genau so abgelaufen sein«, sagte ich. »Das bedeutet aber noch lange nicht, dass Sie davon etwas gemerkt haben müssen. Und sollte es so ein diffuses Gefühl gegeben haben, wie meine Freundin es gerade angesprochen hat, dann wäre es naheliegend gewesen, anzunehmen, er mache sich Sorgen wegen seiner Arbeitslosigkeit oder wegen Ihrer Mutter. Er hätte Ihnen ganz bestimmt einige plausible Erklärungen liefern können. Und nicht nur das. Für mich gab es einen kurzen Moment, bevor ich Daniel Köhler heute Nachmittag in den Wald gefolgt bin. Da war eine innere Stimme, die mich warnen wollte, nicht vor ihm, sondern vor der Situation. Er hat mein Zögern gespürt und genau richtig eingeschätzt. Und es ist ihm gelungen, meine Bedenken zu zerstreuen. Ich glaube, dass er sein Gegenüber extrem gut einschätzen und auch manipulieren kann.«

Sie gab einen Laut von sich, der nahe an ein Entsetzen grenzte. Mit den Fingerknöcheln rieb sie sich über die Stirn, als könne sie damit die Gedanken vertreiben, die sie bestürmten. »Können Sie jetzt bitte gehen?«

Wie auf Kommando erhoben wir uns. Ich musste Henrike nur ansehen, um zu wissen, dass in ihrem Kopf in etwa das Gleiche vorging wie in meinem. Wir würden ihrer Bitte Folge leisten müssen, gleichzeitig mussten wir verhindern, dass sie mögliche Beweise vernichtete.

»Darf ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen, Frau Lambert?« Ich sah sie nicht an, sondern nahm unsere Gläser und stellte sie auf die Arbeitsplatte neben der Spüle. »Es geht um die beiden Müllsäcke im Flur, genauer gesagt um die Sachen, die sich darin befinden. Gibt es darunter einen dunklen Jogginganzug, dessen Oberteil eine Kapuze und dessen Hose einen weißen, durchgehenden Streifen an der Seite hat? Auf Höhe des Knies ist der Streifen unterbrochen, was vermutlich

auf eine Beschädigung zurückzuführen ist.« Ich versuchte, mich genau an die Beschreibungen der Kripo im Internet zu erinnern. »Ach ja, und eine hellgrüne Baseballkappe hat auch dazugehört.«

»Wozu?«, fragte sie. »Wozu hat das alles gehört?« Sie klang alarmiert und versuchte, es zu kaschieren, indem sie vorgab, husten zu müssen.

Genau das war der Unterschied zwischen Sarah Lambert und Daniel Köhler. Ihm hätte man seine innere Beteiligung nicht so leicht angemerkt.

»So war der Täter bekleidet, der Edith Eppinger vor eine Bahn gestoßen hat. Sie können sich die Fotos auf der Internetseite der Rosenheimer Kripo ansehen.«

Sie schnappte nach Luft und knickte in den Knien ein. Geistesgegenwärtig packte Henrike sie am Arm und bugsierte sie zu einem Stuhl. Sarah Lambert sank darauf nieder, als sei sie bleischwer.

»Worum hat er Sie am Telefon gebeten?«, fragte Henrike.

»Seine Funduskiste zu leeren«, flüsterte sie mit starrem Blick. »Darin hebt er Kostüme auf, die er bei Filmdrehs getragen hat. Er hängt sehr an diesen Sachen, deshalb hat mich seine Bitte überrascht.«

»Hat er Ihnen Anweisungen gegeben, nur bestimmte Sachen wegzuwerfen?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich soll alles in einen Kleidercontainer werfen, möglichst auf der anderen Seite der Stadt.« Sie schluckte, als müsse sie würgen. »Er hat gesagt, er würde es mir später erklären, aber es sei wichtig, dass ich mich beeile.«

Henrike stand auf, bat mich um die Visitenkarte des Kripokommissars, mit dem ich im Wald gesprochen hatte, zückte ihr Smartphone und ging in den Flur, wo wir sie gleich darauf leise sprechen hörten.

Sarah Lambert sah mich mit einem so wunden Blick an, dass sich Tränen hinter meinen Augen sammelten. Das Erlebnis im Wald hatte meinen inneren Schutzwall vorübergehend eingerissen. Mitgefühl überschwemmte mich.

»Sie haben das nicht ahnen können, nichts davon! Und Sie hätten es nicht verhindern können. Wenn Sie jemandem Vorwürfe machen, dann ihm. Und zwar ausschließlich ihm.«

»Wenn all das stimmt, was Sie sagen«, stammelte sie, »dann habe ich mich in einen Mörder verliebt.«

»Sie haben sich in den Jungen verliebt, den Sie von früher kannten. In den Spielkameraden Ihrer Schwester, in den Mann, der Ihre Mutter regelmäßig auf dem Friedhof besucht. In den, der wusste, was Sie

verloren haben, ohne dass Sie es ihm erklären mussten.«

Henrike kehrte in die Küche zurück. »Es wird gleich jemand von der Kripo kommen und die Sachen abholen.«

»Könnten Sie für ein paar Tage zu einer Freundin ziehen?«, fragte ich.

»Warum?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass auch die Wohnung unter die Lupe genommen wird, um keine Beweise zu übersehen.«

»Aber das ist doch meine Wohnung«, begehrte sie auf.

»Meinen Sie nicht, es wäre besser für Sie, den Abend bei einer Freundin zu verbringen? Damit Sie nicht alleine sind und damit Sie all das erst einmal sacken lassen können?«

Sie dachte darüber nach und nickte schließlich wie ferngesteuert. Dann stand sie auf und füllte die Futternäpfe der Hunde. Die beiden stürzten sich darauf, als seien sie am Verhungern. Sie sah ihnen beim Fressen zu und weinte dabei leise. Als es an der Tür klingelte, sah sie erschreckt auf.

Die Hunde stoben mit aufgeregtem Gebell an uns vorbei zur Tür. Sarah Lambert schien nicht zu wissen, was sie jetzt tun sollte.

»Soll meine Freundin für Sie öffnen?«, fragte ich gegen den Lärm an, der sofort verstummte, als Henrike in die Knie ging und die Tiere beruhigend ansprach. Sie lockte sie zurück in die Küche.

Sarah Lambert ließ sich auf einen Stuhl sinken. Ihre Hände lagen kraftlos mit nach oben gedrehten Handflächen auf den Oberschenkeln. Ich war nicht einmal sicher, ob sie mich überhaupt gehört hatte. Ihr Blick hatte sich an den blauen Müllsäcken festgesogen. Hinter ihrer Stirn schienen Gedankengefechte stattzufinden. War es richtig, was sie tat? Durfte sie uns vertrauen? Was, wenn wir sie in eine Falle lockten? Wenn alles ein großer Irrtum war? Wenn Daniel ihr nicht verzieh?

Als es zum zweiten Mal klingelte, schloss Henrike die Küchentür hinter sich. Kurz darauf waren Stimmen im Flur zu hören.

»Sie tun das Richtige«, versuchte ich, zu ihr durchzudringen. »Wenn es stimmt, was ich vermute, hat Daniel Köhler mindestens zwei Menschen auf dem Gewissen – Ihren Vater und Edith Eppinger. Bei Xaver Drews kam möglicherweise ein Unfall seiner Tat zuvor. Damit sind drei Menschen tot, die Ihre Schwester damals im Stich gelassen haben. Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass er es auch oder vor allem auf das Leben Ihrer Mutter abgesehen hatte. Vielleicht hat er seinen Plan nur deshalb nicht ausgeführt, weil er erkannt hat, dass sie sich längst aus ihrem Leben verabschiedet hat.«

»Meine Mutter? Wieso denn meine Mutter?«

Weil sie diejenige war, die den Tod ihrer Tochter zu verantworten hatte. Sie war die Schuldige. »Sie hatte nicht bemerkt, dass Kathrins Spray aufgebraucht war, und sie hatte sich davongeschlichen, um zu trinken.«

»Sie hat so bitter dafür gebüßt.«

»Ich weiß.«

Mit leerem Blick starrte sie auf den Boden. »Was wird denn jetzt?«

Ich hätte ihr gerne gesagt, dass sie das Schlimmste bereits hinter sich hatte, aber das wäre eine Lüge gewesen. Das Schlimmste würde erst noch kommen. Die Grübeleien, das Sezieren der Vergangenheit, die Trauer und der Schmerz. Im Augenblick war sie noch weitestgehend betäubt. Und das war gut so. Solange die Betäubung anhielt, würde sie einigermaßen handlungsfähig sein.

»Jetzt machen Sie einen Schritt nach dem anderen und denken immer nur genau an den, der vor Ihnen liegt. Sie brauchen die Bettchen für die Hunde und Futter für die nächsten Tage. Was noch?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

Ich sah mich suchend in der Küche um und holte von der Fensterbank Zettel und Stift. »Dann lassen Sie uns gemeinsam überlegen!«

Es gab Tage, die fühlten sich an wie eine Woche. Dieser Montag war ein solcher Tag gewesen. Er hatte an Simons Bett begonnen und vor der Haustür einer Freundin von Sarah Lambert geendet. Nachdem wir Friederike Lamberts Tochter samt Hunden und Rescue-Tropfen dort abgesetzt hatten, war Henrike mit zu mir gekommen. Ich hatte ihr nicht ausreden können, auf meinem Sofa zu übernachten. Als ich schließlich in meinem Bett lag und mir vor Erschöpfung die Augen zufielen, war ich froh, sie im Nebenzimmer zu wissen. Ich fühlte mich aufgehoben in der Gewissheit, dass sie mir bereits zum zweiten Mal das Leben gerettet hatte.

Das dürfe nicht zur Gewohnheit werden, hatte sie auf der Rückfahrt nach Obermenzing gewettert. Ich dürfe mich erst gar nicht in so gefährliche Situationen hineinmanövrieren. Was, wenn sie nicht zur Stelle gewesen wäre? Wenn sie nicht das Gebiet rund um den Hof nach Daniel Köhlers Wagen abgesucht hätte? Wenn sie ihm nicht gefolgt wäre? Dann wäre ich jetzt tot, hatte ich ihr geantwortet und diesen Gedanken innerlich weit von mir geschoben. Die Angst, die ich ausgestanden hatte, würde noch für einige Zeit ein immer wiederkehrender Begleiter sein.

Ich würde Simon bitten, Rosa für einige Zeit bei mir zu lassen. Die

Wachsamkeit der Hündin würde mir helfen zu schlafen, so wie es Henrikes Anwesenheit in dieser Nacht tat. Zumindest für ein paar Stunden. So lange, bis der Hahn krähte und die Dämmerung die Dunkelheit vertrieb.

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Küche, schloss die Tür und machte mir einen heißen Kakao. Ich nahm den Becher und eine Handvoll Kekse, kehrte ins Schlafzimmer zurück und öffnete beide Fensterflügel. Dann legte ich mich zurück ins Bett, sah hinaus in den anbrechenden Tag und aß die Kekse. Als die Bilder aus dem Wald mich überschwemmten, lehnte ich mich gegen das Kopfende und umschlang meine Knie. Die Angst kam wie eine Welle, aber sie brach sich an der Gewissheit, davongekommen zu sein.

Ich blies in den Kakao und nippte daran. Es war, als würde er mich von innen wärmen, körperlich wie seelisch. Einmal mehr wurde mir bewusst, wie tröstlich Rituale waren. Mit diesem Gedanken öffnete ich die Bettschublade und wollte gerade das grüne Tagebuch daraus hervorholen, als es klopfte und sich gleich darauf die Tür öffnete. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig, die Schublade wieder zu schließen.

»Guten Morgen«, begrüßte Henrike mich mit einem Gähnen.

»Habe ich dich geweckt?«

»Das hat dieser Hahn übernommen. Kräht der etwa jeden Morgen so laut und vor allem so oft?«

»Vermutlich ja«, antwortete ich mit einem Lachen, »aber er ist nicht jeden Morgen gleich laut zu hören. Das hängt von der Windrichtung ab.«

»In meiner Nähe würde der keine Woche überleben.« Sie ließ sich im Schneidersitz am Fußende meines Bettes nieder.

»Ich freue mich immer, wenn ich ihn höre. Dann denke ich, noch einer, der nicht schlafen kann.«

»Im Gegensatz zu dir ist er aber einer, dem es in den Genen liegt.« Sie gähnte herzzerreißend.

»Vielleicht habe ich ein Hahnengen abbekommen.«

»Wenn überhaupt, dann hast du ein Kontrollgen abbekommen. Tief und fest über viele Stunden zu schlafen, hat auch etwas mit Loslassen zu tun und damit, sich der Obhut des Schlafes anzuvertrauen.«

Ich wollte nicht über meine Schlafgewohnheiten sprechen, nicht jetzt. »Ich habe mich dir anvertraut. Ist das etwa nichts?«

Henrike runzelte die Stirn. »Was du da veranstaltet hast, war unverantwortlich. Wie kann man nur so blöd sein, mit einem wildfremden Menschen durch den Wald zu spazieren?«

»Wenn ich mit Rosa einen Spaziergang mache, begegnen mir ständig wildfremde Menschen. Soll ich deshalb etwa nicht mehr in den Wald gehen?«

Sie sah mich an, als habe sie es mit einem unbelehrbaren Kind zu tun.

»Ich will die Welt nicht wie du durch eine Katastrophenbrille sehen.«

»Das ist keine Brille, durch die ich sehe, sondern Berufserfahrung. Du hast zu Sarah Lambert gesagt, dass dort auf dem Parkplatz deine Alarmglocken angegangen sind. Was glaubst du, wofür die gut sind? Dafür, sie zu ignorieren? Warum hast du nicht auf sie gehört?«

Diesen Vorwurf musste ich mir gefallen lassen. »Daniel Köhler ist es irgendwie gelungen, diese Glocken zu übertönen. Er ist wirklich überzeugend. Nicht einmal seine eigene Freundin hat ihm etwas angemerkt. Ich hoffe nur, dass er nicht auch die Kripo von seiner Unschuld überzeugt.«

»Ein bisschen was darfst du denen schon zutrauen. Es gibt jede Menge Indizien. Und wenn erst Beweise vorliegen, hat er ganz schlechte Karten. Sollte das Messer, mit dem er dich bedroht hat, das sein, mit dem Reinhold Lambert umgebracht wurde, werden vielleicht noch Blutspuren anhaften. Und da es ihm so wichtig war, dass sein Fundus vernichtet wird, kannst du davon ausgehen, dass sich darin ein Beweis befindet, der ihm letztlich das Genick brechen wird.«

»Es gibt noch eine Frage, die mir nicht aus dem Kopf geht.«

»Du willst wissen, warum ich gestern im Wald nicht sofort eingegriffen habe«, fiel sie mir ins Wort. »Warum du erst vor Daniel Köhler fliehen musstest und ich mich mit meinem Wissen um seine Verkleidung nicht einfach zu euch gesellt habe.«

Ich nickte.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass du mit ihm einen Waldspaziergang machst, deshalb habe ich erst einmal Abstand gewahrt und euch nur aus der Entfernung beobachtet. Ich wusste nicht, was er im Schilde führt, ich habe nur geahnt, dass es nichts Gutes ist. Aber letztlich bestand in deiner Flucht die einzige Chance, ihn aus der Reserve zu locken. Seine Verfolgungsjagd hat jede spätere Ausrede zunichte gemacht.«

»Du hast mich als Lockvogel benutzt?«, fragte ich ungläubig.

»Lockvögel haben immer ein Sicherheitsnetz. Und ich war ständig in deiner Nähe.«

»Er hätte mich umbringen können, wenn er schneller gewesen wäre.«

»Oder ich langsamer. Ja, das stimmt.«

Das musste ich erst einmal verdauen. Henrikes Gesichtsausdruck nach zu urteilen, ging es ihr ähnlich.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte ich.

»Mit Spuren- und Beweissicherung, mit Befragungen, mit all dem, was nötig ist, um ihn zu überführen.«

»Ich würde gerne wissen, warum er das getan hat. Warum nach vierundzwanzig Jahren. Dafür muss es doch einen Grund geben.«

»Wer weiß schon, was in so einem Kopf vor sich geht. Manche geben ihre Motive nie preis, da können selbst die forensischen Gutachter nur spekulieren.«

Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll

Vernehmungsbeamter: »Wann ist Daniel Köhler wieder in Ihr Leben getreten? Können Sie sich daran erinnern?«

Zeugin: »Ich weiß es nicht. In den vergangenen Jahren habe ich mein Zeitgefühl verloren.«

Vernehmungsbeamter: »Herr Köhler hat ausgesagt, an jedem Tag der vergangenen Wochen und Monate mehrere Stunden mit Ihnen auf dem Winthirfriedhof verbracht zu haben. Können Sie das bestätigen?«

Zeugin: »Er war oft da, ob es jeden Tag war, kann ich nicht sagen. Die einzelnen Tage sind ineinander verschwommen.«

Vernehmungsbeamter: »Haben Sie sich zu irgendeinem Zeitpunkt von Daniel Köhler bedroht gefühlt?«

Zeugin: »Nein, er hat mich immer sehr liebevoll umsorgt.«

Vernehmungsbeamter: »Worüber haben Sie gesprochen, wenn er Sie am Grab Ihrer Tochter besucht hat?«

Zeugin: »Meist hat nur er geredet.«

Vernehmungsbeamter: »Hat er Ihnen etwas über Ihren Exmann, Xaver Drews oder Edith Eppinger erzählt?«

Zeugin: »Er hat mir erzählt, dass sie gestorben sind.« (Schweigen) »Er schien darüber sehr erleichtert zu sein. Ich wollte ihm sagen, dass diese Tode an meiner Schuld nichts ändern. Dass sie bleibt, egal, was diese Menschen vielleicht getan oder versäumt haben. Wäre mir nicht der Fehler mit dem Asthmaspray unterlaufen, würde Kathrin noch leben. Aber mir fehlte die Kraft, ihm das zu sagen.« (Schweigen) »Bei unseren Begegnungen am Grab wusste ich noch nicht, was es mit dem Spray tatsächlich auf sich hatte. Das habe ich ja erst erfahren, nachdem Sarah hier im Präsidium mit ihm gesprochen hat.«

25

»Hast du dir schon Gedanken über deinen Geburtstag gemacht?«, fragte Funda, als sie um kurz nach acht ins Büro stürmte.

In meinem Kopf ging es drunter und drüber, ich würde Tage brauchen, um das Chaos darin einigermaßen zu ordnen. An meinen Geburtstag hatte ich keine Sekunde lang gedacht.

»Also nicht«, stellte Funda in einem Ton fest, als habe ich ihr gerade ein Fundament geliefert, auf dem sich ungehindert bauen ließ. »Du weißt aber schon noch, wann er ist, oder?«

»Dreizehnter Juni.«

»Freitag, der dreizehnte!«

»Dann werde ich den Tag im Bett verbringen, mir eine DVD nach der anderen ansehen und Torte mit viel Sahne essen.«

»Es sind nur noch zweieinhalb Wochen bis dahin…«, überlegte sie laut. »Magst du Überraschungen?«

»Nur bedingt.«

»Und was würdest du dir als Alternative zu einem Tag im Bett mit Sahnetorte und DVDs wünschen?«

»Die totale Idylle! Dass alle für ein paar Stunden an einem Tisch sitzen und sich von deiner Fröhlichkeit anstecken lassen«, lachte ich.

Sie griff nach Stift und Notizzettel. »Definiere *alle!*«

»Funda, das war ein Scherz.«

»Sag es mir einfach, damit ich mitlachen kann. Also, wer sollte an deinem Tisch sitzen?«

»Du.«

»Das ist klar. Weiter!«

»Henrike und Arne, meine Eltern, Simon und Rosa. Und da mein Geburtstagstisch in dieser Form nicht zustande kommen wird, können wir ihn gleich wieder vergessen«, sagte ich sehr entschieden.

»Aber in einer anderen Zusammensetzung könnte so ein Tisch doch auch ganz lustig sein, findest du nicht? Du könntest zum Beispiel …«

»Nein!«

»Aber …«

Mit einem Kopfschütteln beendete ich die Diskussion. »Was ist denn mit deinen Händen passiert?«, fragte Funda, die erst jetzt die Pflaster entdeckte.

Ich folgte ihrem Blick. »Dafür ist Peter Siebert verantwortlich.«

Während ich ihr alles erzählte, wirkte sie abwechselnd verblüfft,

irritiert und betroffen. Als ich geendet hatte, schenkte sie sich gedankenverloren Tee ein und schaufelte Unmengen von Zucker in ihr Glas.

»Das heißt«, überlegte sie laut, »dass all das vielleicht nie ans Licht gekommen wäre, wenn Albert Schettler nicht auf Xaver Drews' Beerdigung seine Drohungen verbreitet hätte.«

Ich nickte. »Nur dadurch ist Daniel Köhler überhaupt auf Schettler und den Inhalt seines Bankschließfachs aufmerksam geworden. Und hat mir die Unterlagen gestohlen.«

Funda verzog ihren Mund zu einem schiefen Lächeln. »Dieser Peter Siebert roch so überzeugend nach ungelüftetem Schrank, ich wäre nie auf die Idee gekommen, er könnte nicht echt sein oder vielmehr ein anderer.«

»Ich auch nicht.«

»Eines verstehe ich nicht. Nachdem er dir deine Tasche geklaut und die Unterlagen in Schettlers Briefkasten geworfen hatte, wäre es doch am klügsten gewesen, als Peter Siebert auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Aber du hast ihn doch sogar noch ein paarmal auf seinem Handy erreicht. Hat der noch nie etwas von Ortung gehört? Ich meine, du hättest nur misstrauisch werden und dich an seine Fersen heften müssen.«

Diese Frage hatte ich mir auch gestellt. »Ich vermute, dass er dieses Risiko eingegangen ist, um mich gerade eben nicht misstrauisch werden zu lassen. Er hatte ja schon genug Lügen erzählt, über die Freundschaft zwischen Schettler und seinem Vater, die sich nicht nachweisen ließ, und über seinen neuen Arbeitgeber, der nicht existierte. Durch meine Anrufe konnte er ungefähr abschätzen, was vor sich ging. Ich habe ihn gewissermaßen auf dem Laufenden gehalten. Und dann war ich auch noch so blöd, mich von ihm in den Wald locken zu lassen.«

»Ohne Henrike wäre das anders ausgegangen.«

»Ich weiß.«

»Sie sieht ja nicht gerade wie ein Schutzengel aus, und sie ist längst nicht so freundlich, wie ich mir einen vorstelle, aber sie hat ihre Sache gut gemacht«, sagte Funda mit bierernster Miene, hinter der der Schalk lauerte. »Ich wäre sonst meinen Job los gewesen.«

»Das ist ja gerade noch mal gut gegangen.«

Um elf Uhr hatten Henrike und ich einen Termin bei der Kripo. Gestern hatte ich den Beamten die Geschichte nur im Groben geschildert, heute würde einiges im Detail zu klären sein. Bevor wir

uns aber in die Stadt aufmachten, brannte mir noch ein Anruf auf der Seele. Franck Gieseke und seine Frau sollten erfahren, wie der Fall Schettler ausgegangen war. Ich erreichte die beiden, als sie von einem Ausflug zum Meer zurückkamen.

»Heute zur Abwechslung mal keine Joggingrunde?«, fragte ich Franck Gieseke, der das Telefon so eingestellt hatte, dass seine Frau mithören konnte.

»Der Bericht dieses Detektivs hat mir vor Augen geführt, wie berechenbar ich durch meinen immer gleichen Tagesablauf bin. Deshalb haben wir ein paar unberechenbare Änderungen eingebaut, wie zum Beispiel unseren kleinen Badeausflug heute Morgen.«

»Man könnte auch sagen, wir lassen uns ein bisschen mehr treiben«, rief Rose-Marie Gieseke aus dem Hintergrund. Sie klang fröhlich. »Und Sie, Frau Mahlo? Was macht Ihr Fall?«

»Deswegen rufe ich an.« Ich erzählte den beiden, was ich nach ihrer Abreise herausgefunden hatte.

»Dieser Drews hat die Tür nicht geöffnet? Und seine Cousine auch nicht?«, fragte er fassungslos. »Bei jemandem mit Verfolgungswahn kann ich es gerade noch nachvollziehen. Aber wie muss man gestrickt sein, um einem Kind in Not die Hilfe zu verweigern, wenn man nicht von Ängsten in Schach gehalten wird? Er hätte sich auch durch die Tür mit ihr unterhalten und dann die Notrufnummer wählen können.«

»Es ist das gleiche Strickmuster, das die beiden einen Vierundzwanzigjährigen hat entführen und drei Tage lang in einem Keller gefangen halten lassen.«

Einen Moment lang war es still in der Leitung. »Wenn ich bedenke, wie sehr die Entführung mein Leben beeinflusst hat, dann mag ich mir nicht ausmalen, was die Hilflosigkeit, der diese junge Frau als kleines Mädchen ausgesetzt war, für ihr Leben bedeutet. Sie konnte ihrer Schwester nicht helfen, und sie hat bei ihren Nachbarn keine Hilfe bekommen. Und die Mutter war nicht in der Lage, ihr und ihrer Schwester beizustehen.«

»Und dann verliebt sie sich noch in diesen Mörder. Das hätte er ihr nicht antun dürfen«, rief Rose-Marie Gieseke. »Oder glauben Sie, er war in die junge Frau verliebt?«

Ich rief mir die Fotos der beiden in Erinnerung, die ich an Sarah Lamberts Pinnwand gesehen hatte. »Ich könnte mir vorstellen, dass seine Gefühle ihr gegenüber echt waren. Aber das sagt mir nur mein Bauchgefühl. Und das hat auch versagt, als ich ihm in den unterschiedlichen Verkleidungen gegenüberstand. Was ihn betrifft, ist darauf kein Verlass.«

»Wenn er nur ein Fitzelchen Gefühl für sie übrig hat, dann erklärt er ihr, warum er ihren Vater umgebracht hat.« Rose-Marie Gieseke schien den Telefonhörer übernommen zu haben, denn ihre Stimme klang jetzt lauter. »Die Frage nach dem Warum würde mich an ihrer Stelle umtreiben. Wenn jemand mir meinen Vater nähme, müsste er mir eine wirklich gute Erklärung dafür liefern.«

Franck Gieseke schien ihr etwas zuzuflüstern. Sie gab einen abwehrenden Laut von sich. »Mein Mann meint, ich klänge gerade so, als würde ich einen Mord gutheißen, wenn es eine triftige Erklärung dafür gäbe. So meine ich das selbstverständlich nicht.« Wenn sie aufgeregt war, kam ihr französischer Akzent stärker zum Tragen.

»Keine Sorge, so habe ich Sie auch nicht verstanden«, entgegnete ich mit einem Lachen.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Frau Mahlo? Sollten Sie etwas Näheres über seine Beweggründe erfahren, rufen Sie dann an? Irgendwie sind wir doch verstrickt in diese Geschichte.«

»Das werde ich, Frau Gieseke.«

»Ich gehe davon aus«, sagte Franck Gieseke in den Hörer, »dass sich die deutsche Kripo mit uns ins Verbindung setzen wird.«

»Das wird sich vermutlich nicht vermeiden lassen«, bestätigte ich. »Ich hoffe, Sie verzeihen mir das. Aber die einzige Chance, die Beamten gestern im Wald zu überzeugen, war, eine plausible Geschichte zu erzählen. Ohne Ihren Teil wäre sie es nicht gewesen. Und ich vermute, man wird meine Behauptungen verifizieren wollen.«

»Das werden wir überstehen, Frau Mahlo, machen Sie sich darum keine Sorgen!«, beruhigte Rose-Marie Gieseke mich zum Abschied.

Um kurz vor halb elf schickte mir meine Mutter eine SMS. Nach dem Tief der ersten Tage in Italien kehrten ganz offensichtlich ihre Lebensgeister zurück. Sie schrieb, sie habe jemanden kennengelernt und sei deshalb guter Dinge.

»Deine Eltern sind wirklich immer wieder für Überraschungen gut«, sagte Henrike auf der Fahrt zur Kripo. »Nach der blonden Tamara, die deinen Vater betört, wird deine Mutter jetzt von einem leidenschaftlichen Italiener umgarnt.«

»Sie hat nur gesagt, dass sie jemanden kennengelernt hat. Von Leidenschaft hat sie nichts geschrieben.«

»Die wünsche ich ihr aber.«

»Ich auch.« Es begann zu nieseln, und ich schaltete den Scheibenwischer ein.

»Du kennst das Prozedere ja noch vom Lenhardt-Fall«, wechselte

Henrike abrupt das Thema. »Bleib in allem bei der Wahrheit. Nur was mich betrifft, halte bitte deine Zunge im Zaum. Ich bin Henrike Hoppe, deine Freundin und Mitarbeiterin. Verschweige das abgehörte Telefonat. Und wenn sie dich fragen, ob du es normal findest, dass ich Leute beobachte und verfolge, dann erklärst du das mit meinen Ambitionen als zukünftige Krimiautorin. Und sollten sie sich wundern, dass ich bereits zum zweiten Mal jemanden schachmatt gesetzt habe, der dir etwas antun wollte, sagst du, ich wäre auch sonst eher zupackend. Meine Personalakte ist unter Verschluss. Und das soll sie auch bleiben.«

»Was hat Arne zu unserem *Abenteuer* gesagt?«

»Er hat sich darauf beschränkt, mit hochgezogenen Brauen meine blauen Flecke zu zählen.«

»Keine Standpauke?«

»Er sagte, solange mein Gegner mehr Blessuren aufzuweisen hätte, wäre alles in Ordnung. Aber ich weiß, dass er nur so tut, als nähme er das gelassen. Ich habe ihm mal gesagt, dass ich es nicht mag, in Watte gepackt zu werden. Das hat er sich gemerkt.« Sie zog eine Zigarette aus der Schachtel und drehte sie zwischen den Fingern, startbereit, sie anzuzünden, sobald wir unser Ziel erreicht hatten. »Wirst du Simon davon erzählen?«

»Wenn ich es nicht tue, wird Arne das übernehmen. Meinst du nicht?«

»Ist nicht auszuschließen.«

»Ich würde es ihm gerne erzählen. Aber sollte er mir nur fünf Minuten gewähren, um mit ihm zu reden, gibt es Wichtigeres.«

Am Freitagabend trafen Simon und ich uns im Sidhartha, dem indischen Restaurant direkt an der Würm. Es war sein Wunsch gewesen, uns auf neutralem Boden zu begegnen, also weder in seiner noch in meiner Wohnung. Wir bestellten mehrere kleine Gerichte und tauschten während des Essens die Neuigkeiten rund um unsere Jobs aus. Ich erzählte ihm alles über den Schettler-Fall und meine Befragung bei der Kripo, er beschrieb mir seine Neuentdeckungen und Weinproben.

Eineinhalb Stunden lang hatten wir das eigentliche Thema umschifft, dann hielt ich es nicht mehr aus. »Ich vermisse dich«, sagte ich über meine Espressotasse hinweg.

Simon forschte in meinem Gesicht, als wolle er es neu vermessen. »Was genau vermisst du?« Seine Stimme klang rau.

»Deine Zuneigung, deine Wärme, dein schlafendes Gesicht neben

mir, deine Zärtlichkeit, die Geborgenheit in deinen Armen, dein Basilikumrisotto, deine Aufrichtigkeit, deine Freundschaft.« Ich presste die Lippen zusammen, weil ich kurz davor war zu weinen und weil ich ihn nicht fragen wollte, ob er mich vermisste. Ein Nein als Antwort hätte ich nicht ertragen. Ich wischte mir über die Augen. »Entschuldige, ich bin heute ein bisschen nah am Wasser gebaut.« Ich angelte mir ein Papiertaschentuch aus meiner Tasche und schnäuzte mich. »Ich komme mir gerade vor wie eine Laborratte, die einem Reiz ausgesetzt wird, um dann zu beobachten, wie sie darauf reagiert. Könntest du bitte mal etwas dazu sagen?«

»Ich vermisse dich auch.« In seinem Ton schwang unüberhörbar ein *Aber* mit.

Ich sah ihm dabei zu, wie er mit seinem Zeigefinger Linien auf das weiße Tischtuch malte.

Als er aufsah, hatte auch er Tränen in den Augen. »Im Augenblick weiß ich nicht, was richtig ist.«

»Das weiß man doch meistens erst im Rückblick. Entscheidend ist, wie es sich jetzt anfühlt.«

Das flackernde Kerzenlicht warf unruhige Schatten auf sein Gesicht. »Ich fühle mich, als sei ich innerlich wund. Als wir an der Würm diesem Martin begegnet sind, haben meine Alarmglocken geschrillt. Bis zu dem Moment bin ich gar nicht auf die Idee gekommen, du könntest mich betrügen. Und als ich dich da nachts habe telefonieren hören, war es, als würde ich den Boden unter den Füßen verlieren. In den Tagen und Nächten danach ist mir bewusst geworden, dass ich mit solchen Unsicherheiten nicht umgehen kann. Sie fühlen sich an wie Treibsand.«

Ich schluckte gegen den Kloß in meinem Hals an. »Dieses Telefongespräch hatte keine Bedeutung, Simon.«

»Du machst dir etwas vor, wenn du das wirklich glaubst, Kris. So etwas hat immer eine Bedeutung. Und sei es nur die, vor zu viel Nähe zu fliehen. Ich weiß nicht, ob mir die Nähe, die du zulässt, auf Dauer reicht«, fuhr er fort und umfing mich dabei mit einem Blick, der zärtlich und gleichzeitig traurig war. »Ich brauche Nähe. Und die Gewissheit, dass diese Nähe auch morgen noch existiert, selbst in getrennten Wohnungen. Das hat lange Zeit sehr gut funktioniert und könnte auch noch länger funktionieren, wenn …«

»Wenn?«

»Wenn ich deine Stimme am Telefon vergessen könnte. Wenn ich mein Vertrauen in dich wiederfinden würde und mir sicher sein könnte, was du empfindest.« Simon rieb sich den Nacken, als

schmerze er ihn. »Wenn ich den Mut hätte, es noch einmal zu wagen.«

»Gibt es etwas, das ich tun kann?«

Er schüttelte den Kopf.

Eine Welle von Traurigkeit ergriff mich und zerrte mich in einen Strudel. Es dauerte, bis ich die Frage in Worte fassen konnte, die mir fast die Luft nahm. »Worüber reden wir hier, Simon? Immer noch nur über eine Pause?«

Er streckte seine Hand nach meiner aus. Es dauerte nur Sekunden, bis unsere Finger ineinander verschlungen waren. In seinem Blick lag ein Schmerz, der mir ins Herz schnitt und zu meinem hinzukam.

Simon holte tief Luft. »Immer noch über eine Pause.«

Mit einer Pause würde ich umzugehen lernen. Mit diesem Mantra ging ich abends schlafen und wachte morgens damit auf. Simon war einverstanden, dass Rosa die Nächte bei mir verbrachte. Tagsüber hielten wir es wie bisher – mal war sie bei ihm im Laden, mal bei mir im Büro. Henrike und Arne kamen abends oft auf den Hof. Arne besuchte dann Simon, Henrike mich. Sie gaben sich alle Mühe, uns aus unserem Tief hinauszukatapultieren. Hätte ich Freundschaft definieren sollen, hätte ich diese beiden Namen genannt: Henrike und Arne.

Und Funda. Sie schien sämtliche lustigen Geschichten über ihre Tochter Leila allein zu dem Zweck gesammelt zu haben, um sie mir in diesen Tagen häppchenweise und mit Zimmerbrunnenstimme zu erzählen. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, aber es gelang ihr immer wieder, mich zum Lachen zu bringen. Und das, obwohl wir beide bis zum Hals mit Arbeit eingedeckt waren. Funda sorgte zwischendrin für die nötigen Pausen und verlegte sie regelmäßig in den Vorgarten. Sonne sei Medizin, und die Maisonne allemal.

Meinen Vater sah ich immer nur im Treppenhaus, wenn er nach Hause kam, um sich mit frischer Wäsche einzudecken und die schmutzige in die Waschmaschine zu stopfen. Sein Blick war dann jedes Mal so flehend, dass ich mich freiwillig bereit erklärte, die Wäsche später aufzuhängen. War das geklärt, folgten regelmäßig Fragen, mit welchen Blumen, Büchern oder Überraschungen er Tamara eine Freude machen könne. Er war so bemüht, keinen Fehler zu begehen, dass er jeden meiner Vorschläge von allen Seiten beleuchtete. Ich hätte ihn gerne darin bestärkt, locker zu lassen und sich zu entspannen, aber dazu hätte ihm seine Anspannung erst einmal bewusst werden müssen. Und noch aus einem anderen Grund hielt ich den Mund: Wenn es um das Gelingen einer Beziehung ging, taugte ich

nicht gerade als Ratgeberin.

Im Gegensatz zu meinem Vater schien es meine Mutter ausgesprochen locker und entspannt anzugehen. Sie kommunizierte weiterhin ausschließlich über SMS mit mir, strahlte durch jedes Wort hindurch und beteuerte, an mich zu denken. Meinen Vater erwähnte sie mit keinem Wort.

Zwei Wochen, nachdem Daniel Köhler mich im Wald überfallen hatte, klingelte Sarah Lambert an meiner Bürotür. Sie sah mitgenommen aus, gleichzeitig wirkte sie wie jemand, der nach langem Suchen endlich den richtigen Weg gefunden hatte.

»Haben Sie einen Moment Zeit?«, fragte sie.

»Klar, kommen Sie rein.« Ich lotste sie durch die Küche in den Vorgarten und unterhielt mich mit ihr über Alltägliches, während ich uns Kaffee aufsetzte und Rosa sich ausgiebig von ihr streicheln ließ.

Es war ein Junitag voller Wärme und gleißendem Licht. Der Wind stand günstig, sodass kaum Verkehrslärm in den Garten drang. Ich stellte Kaffeebecher, Zucker und Milch auf den Tisch und setzte mich zu ihr.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte ich.

»Gut wäre die Übertreibung des Jahrhunderts«, antwortete sie mit einem schiefen Lächeln und streichelte weiter Rosas Fell. »Aber sollte ich meinen Standort bestimmen, würde ich sagen kurz hinter der Talsohle.«

»Wo haben Sie Ihre Hunde gelassen?«

»Bei meiner Mutter. Sie macht große Fortschritte. Eine ganze Zeit lang war ich mir nicht sicher gewesen, ob sie von dem, was um sie herum geschieht, überhaupt etwas mitbekommt. Sie hat ja so gut wie nicht gesprochen. Aber als ich ihr erzählte, warum Daniel all das getan hat, da war es, als würde die Tür zu diesem entsetzlichen Kerker gesprengt, hinter der sie sich vor vierundzwanzig Jahren verbarrikadiert hat.«

»Sie wissen, warum er das getan hat?«, fragte ich wie elektrisiert.

Sie nahm einen Schluck Kaffee und nickte wie im Zeitlupentempo. »Eine Kripobeamtin war bei mir und hat mich überzeugt, mit ihm zu reden. Ich hatte mich tagelang geweigert, ich wollte ihn nicht sehen, nicht mehr. Angeblich hat er sich durch jedes Verhör hindurchgeschwiegen, hat nur immer wieder gesagt, er müsse mit mir reden. Schließlich habe ich nachgegeben und bin ins Präsidium gefahren.« Sie ließ den Blick durch den Garten und in den Himmel schweifen. »Ich bin froh, dass ich es jetzt weiß. Und für meine Mutter

ist es eine Art traurige Erlösung. Trotzdem ist es nicht leicht, damit umzugehen. Ein paar Sekunden haben so viel Unheil angerichtet.« Ihr Blick kehrte sich nach innen. »Er hat keine der Taten bisher zugegeben, weder den Mord an meinem Vater noch den an Edith Eppinger. Aber von der Kripobeamtin, die mich betreut, weiß ich, dass an den Kleidungsstücken, die ich wegwerfen sollte, Blutspuren entdeckt wurden. Es handelt sich um Blut meines Vaters. Und dieser schwarze Jogginganzug mit den weißen Streifen wird wohl mit dem Mord an Edith Eppinger in Verbindung gebracht.« Sie versuchte, das alles sachlich wiederzugeben, um möglichst viel Distanz zu wahren, aber ihr war ihre Anspannung deutlich anzumerken. »Der Tod von Xaver Drews wird jetzt ebenfalls noch einmal unter die Lupe genommen. Daniel hat auch mir gegenüber nichts davon zugegeben. Vielleicht hat ihm der Anwalt dazu geraten, den sein Vater ihm besorgt hat.« Sie schwieg einen Moment. »Aber er hat mir von dem Nachmittag erzählt, als Kathrin starb.« Sie holte ruckartig Luft wie jemand, der viel geweint hatte. »Kathrin und er hatten im Zimmer meiner Schwester gespielt, ich war nebenan und habe Schulaufgaben gemacht. Ich sollte am nächsten Tag eine Klassenarbeit schreiben. Während Kathrin auf der Toilette war, kam Daniel auf die Idee, Flugzeug zu spielen. Und das möglichst realistisch, mit einem richtigen Kondensstreifen, wie er sich ausdrückte. Dazu hat er das Asthmaspray meiner Schwester benutzt, er ist im Zimmer umhergelaufen und hat das Spray ausströmen lassen. Es habe gezischt und eine kleine Nebelspur fabriziert. Als das Zischen irgendwann aufgehört hat, habe er den kleinen Inhalator mit der Spraydose zurückgelegt. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können, Frau Mahlo, aber in dem Moment, als er das erzählte, musste ich an mich halten, um mich nicht auf ihn zu stürzen. Er hat mit dem Leben meiner Schwester *gespielt*. Und nicht nur sie hat dabei verloren, sondern wir alle. Er hat das Leben meiner Mutter zerstört, das meines Vaters und …« Sie verschluckte den Rest. »Dort in diesem Verhörzimmer habe ich all meine Kraft gebraucht, um ruhig zu bleiben. Ich wusste, er würde zumachen, wenn ich ihm all das an den Kopf werfe. Ich habe ihn lediglich gefragt, warum er damals kein einziges Wort gesagt hat. Aber eigentlich hätte ich mir diese Frage selbst beantworten können. Er hatte Angst gehabt, es zuzugeben. Er sagte, er habe es viele Jahre lang verdrängt, dass Kathrin gestorben ist, weil er unbedingt mit ihrem Asthmaspray einen Kondensstreifen simulieren musste. Ich habe ihn gefragt, wann er sich wieder an diesen Nachmittag erinnert hat. Er sagte, einige Zeit, nachdem er nach

Deutschland zurückgekehrt sei, habe er in einem Café gesessen. Am Nebentisch habe er eine Familie mit einem Kleinkind beobachtet. Dieses Kind habe auf dem Boden gesessen und in der Handtasche der Mutter gewühlt. Und dann hätte es so einen kleinen Inhalator mit einem Asthmaspray in der Hand gehalten und darauf gedrückt. Das Spray sei mit einem Zischen entwichen. Und plötzlich seien die Bilder jenes Nachmittags wieder da gewesen. Wie aus dem Nichts und voller Wucht. Er hat mir geschworen, er habe sich erst in dem Moment wieder erinnert, was damals geschehen war. Und er sei die Bilder bis heute nicht mehr losgeworden. Als er dann gesehen habe, in welchem Zustand meine Mutter immer noch war, sei er unter seiner Schuld zusammengebrochen. Ich habe ihn gefragt, ob das der Grund sei, warum er meinen Vater und Edith Eppinger umgebracht habe. In dem Moment riss er die Augen weit auf und wurde sehr wachsam. Er sagte, das sei der Grund, warum er sich so intensiv um meine Mutter gekümmert habe. Er habe damit etwas von seiner Schuld abtragen wollen.« Sarah Lambert lehnte sich in dem Gartenstuhl zurück und beschattete ihre Augen.

»Und ich habe geglaubt, Ihre Mutter sei in Gefahr, solange er frei herumläuft.«

»Wissen Sie, was ich nicht verstehe? Er hätte meine Mutter schon viel eher aus ihrem Gefängnis befreien können. Aber anstatt ihr die Sache mit dem Spray zu gestehen, bringt er zwei Menschen um. Als ob ihm das leichter gefallen wäre. Das ist doch absurd.«

Ich versuchte, mich in Daniel Köhler hineinzuversetzen, und vergegenwärtigte mir noch einmal den zeitlichen Ablauf. Er war aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und wurde in diesem Café mit seiner Vergangenheit, mit seiner Schuld konfrontiert. »Als er sich an die Umstände von Kathrins Tod erinnert hat, muss ihn seine Schuld schier überwältigt haben. Vielleicht hat er deshalb den Kontakt zu Ihrer Mutter aufgenommen – in der Hoffnung, sie habe in den vergangenen vierundzwanzig Jahren in ihr Leben zurückgefunden. Als er dann sah, in welchem Zustand sie war, werden seine Schuldgefühle übermächtig geworden sein. Sie war ja nicht nur Ihre und Kathrins Mutter, sondern, wie Sie sagten, für ihn auch eine Ersatzmutter. Er wäre nicht der Erste, der eine unerträgliche Schuld auf andere projiziert. So mussten zwei oder vielleicht sogar drei Menschen sterben, um diese Schuld abzutragen. Er hat sich womöglich gar nicht vorstellen können, Ihre Mutter mit seinem Geständnis zu erlösen. Er hat nur sich gesehen und den anklagenden Blick gefürchtet, mit dem sie ihn ansehen würde, sobald sie die Wahrheit kannte. Dabei war er

damals ein Kind.«

»Das sagt meine Mutter auch. Daniel sei viel zu jung gewesen, um ihn verantwortlich zu machen, er habe die Folgen seines Spiels gar nicht ermessen können. Aber als mein Vater und unsere ehemalige Nachbarin starben, war er erwachsen.« Einen Moment lang verbarg sie ihr Gesicht hinter den Händen. »Es ist nicht leicht, das alles zu verarbeiten. Ich habe mit einem Mörder zusammengelebt und nichts davon gemerkt. Wenn Sie und Ihre Freundin nicht bei mir aufgetaucht wären, hätte ich noch an dem Abend seine Sachen verschwinden lassen.«

»Ich bin ihm in zwei verschiedenen Verkleidungen begegnet und habe auch nichts davon bemerkt.«

»Und hätten es beinahe mit Ihrem Leben bezahlt«, sprach sie das aus, was ich so schnell wie möglich vergessen wollte.

»Ich hatte einen Schutzengel.«

Es fiel mir schwer, nach einem Fall wie diesem wieder in den Alltag und zu meinen To-do-Listen zurückzukehren, die sich um ganz normale Nachlässe drehten, darum, die Wohnungen oder Häuser von Toten zu begehen, ihre Wertsachen zu sichern, verschollene Erben ausfindig zu machen, Kontoauszüge zu überprüfen, Unmengen von Dokumenten zu sichten und an manchen Tagen stundenlang zu telefonieren. Auch die Abwicklung von Albert Schettlers Nachlass würde jetzt nur noch Routine sein.

Am Tag nach Sarah Lamberts Besuch ging ich gemeinsam mit Funda noch einmal durch sein Haus und suchte die letzten Hinweise auf seinen Verfolgungswahn zusammen. An den Fenstergittern ließ sich auf die Schnelle nichts ändern, aber das war auch nicht nötig, sie erzählten letztlich nur von einer gewissen Überängstlichkeit. Den geschützten Raum, den er sich im ersten Stock geschaffen hatte, entschärften wir so weit, dass er, als wir ihn verließen, wie ein relativ normales Schlafzimmer wirkte.

Ich hatte damit gerechnet, dass Funda unser Tun infrage stellen oder zumindest kommentieren würde, weil Albert Schettler ein Verbrecher gewesen war. Aber ihr ging es offensichtlich genau wie mir darum, seine Würde vor den abschätzigen Blicken Fremder zu schützen. Niemand sollte eine Vorlage dafür geliefert bekommen, sich über die Auswüchse seiner Krankheit lustig zu machen.

»Ohne ihn«, sagte Funda beim Verlassen der Jugendstilvilla, »wäre die ganze Geschichte vielleicht nie ans Licht gekommen. Hätte Albert Schettler nicht den Stein ins Rollen gebracht, würde Friederike

Lambert immer noch jeden Tag auf dem Friedhof sitzen. Wie kann man sich nur vierundzwanzig Jahre lang für seine Fehler bestrafen, ohne sich irgendwann mal zu verzeihen? Klar ist es entsetzlich, wenn das Spray leer ist, dein Kind deshalb stirbt und du dich auch noch aus dem Haus geschlichen hast. Ich darf gar nicht daran denken, wie es wäre, wenn mir das mit Leila passieren würde. Trotzdem ist es menschlich. Warum hat sie denn nur nie eine Therapie gemacht?«

»Das habe ich ihre Tochter auch gefragt. Sie sagte, ihre Mutter habe sich wohl nicht das Recht zugestanden, irgendwann zu heilen.«

»Ein bisschen selbstzerstörerisch ist das aber schon, oder? Vierundzwanzig Jahre hätte sie ja nicht einmal für einen Mord absitzen müssen. Und man hätte ihr damals höchstens Vernachlässigung ihrer Aufsichtspflicht vorwerfen können.«

»Ich finde ihren Weg auch extrem. Andererseits kann Eltern kaum etwas Schlimmeres widerfahren, als ihr Kind zu verlieren. Es dann auch noch vermeintlich durch eigene Schuld zu verlieren, muss unerträglich sein.« Von Friederike Lambert wanderten meine Gedanken zu ihrer Tochter Sarah, und mir wurde bewusst, wie allein sie sich all die Jahre mit einer Mutter gefühlt haben musste, deren Fokus ausschließlich auf das tote Kind gerichtet war. »Friederike Lambert hat alles getan, um für ihre Schuld zu büßen, und hat darüber ihr lebendes Kind vergessen. Ihre Tochter Sarah hat vieles durchmachen und wegstecken müssen.«

»Und jetzt muss sie auch noch mit der Tatsache leben, dass sie sich in einen Mörder verliebt hat«, sagte Funda voller Mitgefühl. »Im Film vergießen sie in solchen Fällen ein paar Tränen und dann folgt die nächste Szene.«

»Läuft deine türkische Serie eigentlich immer noch?«, wechselte ich das Thema.

»Du meinst *Öyle Bir Geçer Zaman Ki?* Und ob die noch läuft. Jeden Dienstag.«

»Heute ist Dienstag.«

»Ich weiß«, sagte Funda mit einem Lachen und tänzelte vor mir her zum Auto.

Und dann war Freitag, der dreizehnte Juni, mein Geburtstag. Wie immer war ich früh wach, las in meiner aktuellen Kladde, trank am Fenster einen Kakao und erzählte Rosa, wie es sich anfühlte, dreiunddreißig zu werden. Alfred ersparte ich diese Tirade, er hatte ohnehin wenig Zeit und flog gleich wieder davon, nachdem er sich seine Nuss abgeholt hatte.

Funda brachte einen Blumenstrauß mit ins Büro und ein Bild, das Leila mit Buntstiften gemalt hatte und das eine Geburtstagstorte aus Sicht einer Vierjährigen darstellte. Henrike huschte kurz herein, drückte mir einen schnellen Kuss auf die Wange und schenkte mir einen Gutschein für einen gemeinsamen Wellnesstag. Sie habe es eilig und würde am Nachmittag noch einmal vorbeischauen. Ach ja, und von Arne solle sie mir selbstverständlich Grüße ausrichten. Von meinen Eltern hörte ich nichts, aber der Tag war ja auch noch lang, tröstete ich mich. Simon versuchte ich, aus meinem Kopf zu vertreiben, aber es gelang mir nicht.

Als Funda sich nach einer Dreiviertelstunde zerknirscht mit den Worten entschuldigte, ihr sei schlecht, sie müsse nach Hause und sich hinlegen, war es vollends um mich geschehen. Ich fühlte mich einsam und verlassen. Daran konnte selbst Martins SMS, die gegen Mittag eintrudelte, nur bedingt etwas ändern. Er schrieb, da ich ihm Hofverbot erteilt habe, würde er mir alle seine guten Wünsche auf diesem Weg schicken. Er würde an mich denken und mir einen Tag voller Überraschungen wünschen. Und er würde sich auf einen gemeinsamen Kaffee freuen. Ganz kurz war ich versucht, ihn anzurufen, um ihn zu fragen, woher er wusste, wann ich Geburtstag hatte. Und um mich auf der Stelle mit ihm zu verabreden. Zum Glück tat ich es nicht.

Gegen halb eins wollte ich gerade los, um mir ein Leberkäsebrötchen zu holen, als Henrike hereinstürmte, mir die Augen verband, mich einhakte und hinter sich her in den Garten zog. Ich lauschte angestrengt, hörte aber nichts außer Vogelgezwitscher und in der Ferne die Autobahn.

»So, jetzt darfst du schauen«, sagte sie und ließ mich los.

Ich löste die Augenbinde und betrachtete den festlich gedeckten Tisch, der mit bunten Windlichtern dekoriert war. Auf der Geburtstagstorte brannten dreiunddreißig Kerzen. Um den Tisch herum saßen meine Eltern, Henrike, Arne, Funda und Simon. Rosa stand neben dem Tisch und hielt aufgeregt schnüffelnd ihre Nase in die Höhe.

»Zur Feier des Tages gibt es Manti«, verkündete eine strahlende Funda und dirigierte mich zu meinem Platz.

Kaum saß ich, holte Henrike die Torte und hielt sie mir vors Gesicht. »Aber erst musst du dir etwas wünschen!«

Mein Blick wanderte zu Simon. Im Stillen formulierte ich meinen Wunsch, holte tief Luft und blies so lange, bis auch die letzte Kerze verloschen war. Dann sprangen alle wie auf Kommando auf,

umarmten und küssten mich und wünschten mir ein glückliches neues Lebensjahr.

Während Funda, Henrike und Arne sich in Simons Küche um das Essen kümmerten und mein Vater mit Simon in dessen Laden einen Wein aussuchte, kam ich endlich dazu, mit meiner Mutter zu sprechen. Sie sah wesentlich entspannter aus als noch vor drei Wochen.

»Seit wann bist du zurück?«, fragte ich.

»Ich bin heute Morgen in Meran aufgebrochen und fahre am späten Nachmittag wieder zurück. Ich muss ja erst nächsten Donnerstag wieder im Hotel antreten.«

»Du bist extra für meinen Geburtstag gekommen?«

Sie lächelte. »Funda hat mich angerufen und mir von deinem Wunsch erzählt, alle deine Lieben um einen Tisch zu versammeln. Da musste ich einfach kommen.«

»Wieso überhaupt Meran? Hattest du dir nicht oberhalb von Bozen ein Apartment gemietet?«

»Ich bin schon nach ein paar Tagen umgezogen.« Sie schien etwas erzählen zu wollen, ohne zu wissen, wie.

»Ein Mann?«

»Ein kleiner.«

Ich stellte mir meine Mutter gerade mit einem um einen Kopf kleineren Italiener vor, als sie ihr Smartphone zückte und darauf herumwischte. Als sie gefunden hatte, wonach sie suchte, schob sie es mir über den Tisch.

»Schau selbst!«

Ich sah von den Fotos zu meiner Mutter und wusste, warum sie so fröhlich wirkte. Sie hatte endlich ihren Enkel kennengelernt. »Du hast Basti getroffen«, freute ich mich mit ihr. »Und wie es aussieht, nicht nur einmal.«

»Als ich in meinem Quartier angekommen war, ist mir bewusst geworden, warum es mich ausgerechnet nach Südtirol gezogen hat. Gleich am nächsten Tag habe ich Rena kontaktiert und vorsichtig angefragt, ob ich Basti einmal treffen dürfte. Sie war einverstanden«, sagte meine Mutter mit einem Strahlen in den Augen. »Die beiden haben sich gut eingelebt in Lana, Rena hat in einem Gartenbaubetrieb beruflich Fuß gefasst, und Basti hat neue Freunde in der Schule gefunden. Und da er sich gefreut hat, mich kennenzulernen, bin ich nach Meran umgezogen und habe die beiden alle paar Tage besucht. Wir haben verabredet, dass ich in Zukunft immer mal wieder für ein Wochenende hinfahre. Vielleicht kann ich bei einer dieser

Gelegenheiten deinen Vater zum Mitkommen überreden.«

»Ich glaube nicht, dass du ihn dazu groß überreden müsstest.«

»Immerhin müsste er sich dafür zwei Tage lang von seiner Tamara trennen.« Sie hob spöttisch eine Augenbraue. »Ich hatte mir eigentlich geschworen, diese Frau gar nicht mehr zu erwähnen. Na ja, einmal ist keinmal. Sag mir lieber, wie es dir und Simon geht. Funda hat da vorhin so etwas angedeutet.«

»Wir haben ein paar Schwierigkeiten, aber ich hoffe, dass wir die Kurve kriegen.«

»Muss ich mir Sorgen machen?«

»Nein, musst du nicht. Und schon gar nicht heute!« Es reichte, dass ich mir Sorgen machte.

Mein Vater und Simon kehrten mit zwei Flaschen Weißwein in Eiskühlern zurück. Während Simon die Gläser füllte, steckten meine Eltern die Köpfe zusammen und schauten gemeinsam die Fotos ihres Enkels an. Die Trauer um Ben und sein Weiterleben in Basti würde die beiden für immer verbinden. Eine neue Beziehung würde daran nichts ändern können. Als ich meinen Vater lächeln sah, wurde mir bewusst, dass nicht nur Tamara etwas in ihm zum Leben bringen konnte.

Mein Blick wanderte zu Simon. Nach ein paar Sekunden bemerkte er, dass ich ihn beobachtete. Er hielt inne und sah mich an. In seinem Blick lag die gleiche Ambivalenz wie an unserem letzten Abend im Sidhartha. Es hatte sich nichts geändert. Trotzdem würde er mit mir und den anderen meinen Geburtstag feiern. Das war das Einzige, das im Augenblick für mich zählte.

Henrike, Funda und Arne platzten in unser stummes Zwiegespräch und brachen den Bann. Sie verteilten mehrere dampfende Schüsseln auf dem Tisch. Innerhalb von Sekunden hatte uns eine Wolke von Knoblauchduft eingehüllt.

»Das ist Manti«, erklärte Funda, »türkische Ravioli, gefüllt mit Hackfleisch und Zwiebeln.«

»Und damit du zu schätzen weißt, was da gleich auf deinem Teller landet«, fügte Henrike hinzu, »das ist Handarbeit vom Feinsten. Diese hauchdünnen, kleinen Teigtaschen brauchen rund fünf Stunden Vorbereitungszeit.«

»Wenn meine Mutter Manti macht, gehen zwanzig Stück auf einen Esslöffel«, sagte Funda. »Bei mir sind es immerhin schon vierzehn.« Sie lud mir eine große Portion auf den Teller und verteilte Soße darauf. »Manti wird heiß serviert mit kalter Joghurtsoße. Obendrauf kommen Chilipulver, Oregano und Minzblätter. Das Ganze soll schließlich auch fürs Auge ein Genuss sein.«

Während sich alle über ihre Teller hermachten, dankte ich Funda im Stillen. Ich hatte mir zum Geburtstag die *totale Idylle* gewünscht. Für ein paar Stunden sollten alle um einen Tisch sitzen und sich von ihrer Fröhlichkeit anstecken lassen. Sie hatte mir diesen Wunsch erfüllt. Ich wusste, es war eine Momentaufnahme, morgen würden sowohl meine Eltern als auch Simon und ich wieder getrennte Wege gehen. Aber dieser Moment entwickelte eine Kraft, von der ich auch morgen noch zehren würde.

Meine Gedanken wanderten in die entgegengesetzte Richtung und zu dem, was Funda am Dienstag über Albert Schettler gesagt hatte. Hätte er nicht den Stein ins Rollen gebracht, würde Friederike Lambert immer noch jeden Tag auf dem Friedhof sitzen, um der Stimme des Vergessens zu entkommen. Vielleicht würde ihr das auch in Zukunft nie ganz gelingen, aber sie würde zumindest Fortschritte machen. Und dadurch würde auch Sarahs Leben leichter werden.

Albert Schettler hatte seine Tage hinter Gittern verbracht, um seinen Dämonen zu entkommen. Ich fragte mich, welche Dämonen Daniel Köhler hinter Gittern erwarteten. Konnten sie schlimmer sein als die, die ihn zu den beiden Morden getrieben hatten?

Er hatte sein verhängnisvolles Spiel an jenem Nachmittag für mehr als zwanzig Jahre aus seiner Erinnerung gedrängt, bis eine zufällige Beobachtung diese Erinnerung vor seinem inneren Auge hatte auferstehen lassen. Um seine Schuld erträglicher zu machen, hatte er sie auf die Schultern von anderen verteilt und dadurch blindwütig noch mehr Schuld auf sich geladen. Warum hatte er die Alternative nicht sehen können? Friederike Lambert wäre mit dem achtjährigen Jungen sehr viel gnädiger umgegangen als mit sich selbst. Und das würde sie vermutlich immer noch tun. Ich wünschte ihr, dass sie auch sich selbst irgendwann würde verzeihen können.